



Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

- + *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.
- + *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.
- + *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.
- + *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter <http://books.google.com> durchsuchen.

Princeton University Library



32101 065089342

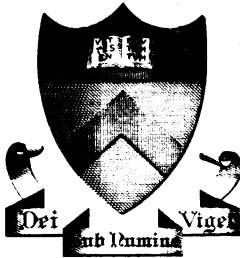
RECAP

ANNEX LIB.

1742

1742, v 1

Library of



Princeton University.

Januar - Juni

W. Mecklenburg E. Sielking
Ta"

579 Taktum, 3 Bl. Inhalt
Verfasser unbek.

col. comp. XI / 21

179 2. Bl.

Näheren der Liskamp Weibertel.
—, Klein Schicklapp Weibertel
abgeleitet S 420

Belustigungen
des
Verstandes
und des
Witzes.

Et prodesse volunt & delectare — *Horat.*



Auf das Jahr 1742.
Jenner.

Leipzig
Verlegts Bernh. Christoph Breitkopf, Buchdr.



Vorrede.



Es ich eben darauf sann, was ich den Lesern dieser Sammlung von allerhand kleinen deutschen Aufsätzen in gebundener und ungebundener Rede auf das 1742 Jahr zu sagen hätte: So lief nachstehendes Schreiben bey mir ein. Ich sollte zwar solches zu meinem eigenen Vortheile der Welt nicht bekannt machen: Allein, da ich meinen Ruhm darinnen suche, daß ich den Ruhm anderer befördere: So denke ich, meine Absicht durch die Mittheilung desselben völlig zu erreichen. Ueber dieses habe ich solches allhier nicht füglich weglassen können; denn es werden die Ursachen darinnen angegeben, warum beygefügte Vorrede so und nicht anders abgefaßt worden. Es würde solche meinen Lesern vielleicht in etwas ungreifflich vorgekommen seyn, wenn sie nicht

vorher einige Erläuterung davon gehabt hätten. Gedachter Brief kann ihnen diese am besten geben. Dadurch erfahren sie eben soviel, als ich selbst davon weiß. Hier ist er also unverändert, so wie ich ihn bekommen habe.

Hochzuehrender Herr,

Die geblühmte Schreibart ist dasjenige, was man beynahе unter die verlohrenen Sachen zählen muß. Ich weiß nicht, ob ich solches dem Eigensinne, oder der Mode, oder dem Verfalle unserer Zeiten zu rechnen soll. Das angenehme, das reizende, das entzückende dieser Schreibart, hat mich bewogen, sie, wo es möglich wäre, dem völligen Untergange zu entreißen. Durch eine Uebung von vielen Jahren habe ich, ohne Ruhm zu melden, eine ganz besondere Stärke darinnen erlangt. Es ist mir um so viel leichter gefallen, weil meine guten Freunde mich versichern, daß ich ein aufgeweckter Kopf und ein feuriger Dichter sey. Ob ich und meine Freunde Recht haben? solches werden mein hochzuehrender Herr, aus begelegter Probe, ersehen. Sie ist eine Vorrede, zu dem andern Bande ihrer Belustigungen. Und wie ich weiß, daß sie ein Kenner von demjenigen sind, was schön ist; so bin ich zufrieden, daß sie dieselbe in künftigem Monate mit bedrucken lassen. Vermuthlich werden sie gern ihren eigenen Namen darunter setzen wollen. Auch dieses bin ich zufrieden. Ich verspreche alle redliche Verschwiegenheit, und werde der erste seyn, der sie lobet. Ich bin &c.

S. P.

Wenn

Wenn ich es sonst aus nichts hätte schließen können, daß der Verfasser ein Poet wäre: So würde ich es gewiß aus der liebevollen Vergünstigung, meinen Namen unter seine Arbeit zu setzen, gemuthmaßet haben. Eine solche edle Selbstverleugnung und großmüthige Absagung der eiteln Ehre trifft man schwerlich bey einer andern Gattung von Schriftstellern an, als bey den Dichtern. Allein ich will nicht so ungerecht mit ihm verfahren, und das Lob, das ihm gebühret, an mich reißen. Man sieht es sonst freylich nicht gerne, wenn sich andere ungebeten in unsre Sachen mischen, und eine Stelle einnehmen, die wir uns vorbehalten haben. Jedoch, da der Herr Verfasser so höflich ist, und mir nicht die Ehre entziehen will, die mir aus einer Vorrede zu wachsen könnte: So erkenne ich mich ihm für seine Willfährigkeit verbunden. Eine Höflichkeit erfordert die andere; und ich nehme also sein Geschenk mit vielem Danke an, um damit wiederum meine Leser beschenken zu können. Wir wollen die Lobsprüche mit einander theilen, welche auf die Vorrede fallen werden; wie redliche Bundesgenossen die eroberten Länder unter einander theilen. Man wird es mir doch eben so wenig zum Schimpfe gereichen lassen, daß ich sie nicht selbst gemacht

macht habe, als es einem nachtheilig ist, wenn er einen Bogen Verse nicht selbst gemacht hat. Es ist ja sonst eine Ehre, wenn uns andre die Vorrede zu unsern Schriften machen; warum sollte ich denn meiner Sammlung diesen Vorzug nicht gönnen, da ich ihn ihr um so leichtem Preis verschaffen kann? Was schadet's, wenn gleich ein Dritter in meiner Person redet? Hat nicht Besser von sich selbst, als von einem Dritten, in der Vorrede vor seinen Gedichten geredet, die er aus drey oder vier andern von Fremden gefertigten Vorreden selbst gefertigt hat? Kann ich nicht mit eben dem Rechte einen Dritten so reden lassen, als wenn ich selbst redete? Ich will daher ohne weitem Verzug die mir angedichtete Vorrede selbst ihren Anfang nehmen lassen.

Geneigter Leser,

Ende gut, alles gut, pflegt man sonst zu sagen; vorjeho aber getraue ich mir, das Gegentheil zu behaupten, wenn ich spreche: Anfang gut, alles gut! Ich sehe wohl, ich werde mich müssen deutlicher erklären.

Nunmehr habe ich dem geneigten Leser den ersten Band meiner Belustigungen geliefert; der jetzige Monat soll den Anfang zum andern Bande machen.

Eine Vorrede ist unumgänglich nöthig. Gleichwie die Stirne derjenige Theil ist, aus welchem man die innere Beschaffenheit des ganzen Menschen schließen kann: Eben so, und nicht weniger ist eine wohlgerathene Vorrede gleichsam ein Herold, welcher die Schönheiten des Buchs zum voraus verkündigt. Ich muß also eine Vorrede machen. Die Schwierigkeit der Sache sollte mich zwar abhalten. Ein gebranntes Kind fürchtet sich vor dem Feuer. Allein! was dienet unversucht? Frisch gewagt, ist halb gewonnen, und wo kein Anfang ist, da ist auch kein Ende.

Meinen bisherigen Lesern habe ich Dank abzustatten, und mit denen künftigen muß ich auch ein Wort reden. Indem ich dieses schreibe, so fällt mir ein, daß ich viele Aehnlichkeit mit dem zweyköpfigen Janus habe. Hinter mir sehe ich viele Gönner und Freunde. Ich will wünschen, daß ich auch vor mir so viele erblicke. Meine bisherige Bemühung ist niche ohne Nutzen gewesen. Ich habe mir angelegen seyn lassen, mich nach dem Geschmacke vieler zu richten. Ein fleißiger Gärtner pflanzet nicht nur Rosen und Nelken, um den Geruch zu vergnügen: Er bringet auch Tulipanen und andere Blumen in seinen Garten, welche das Gesicht belustigen. Viele Köpfe, viele Sinne. Alle gehen nicht unter einen Hut. Man läßt jedermann seine Weise, und hängt den Mantel so gut man kann, um niemanden aus der Wiege zu werfen.

So habe ich es bishero gemacht: Eben so will ich es künftig halten. Habe ich mich zuvor als einen fleißigen Gärtner aufgeführt: So will ich mich

känftig als einen gewissenhaften Weinschenken bezeigen. Ich werde mich auf vielerley Sorten befeßigen, um, so viel möglich, den Geschmack aller zu vergnügen. Süße Weine werden diejenigen anlocken, die einen zarten Gaum haben. Starcken und hitzigen Wein sollen diejenigen finden, die ihn ihrer Natur vorträglich zu seyn erachten. Bittere Weine werden den verderbten Magen gut seyn. Kindischverliebte Grillen, und schmäh süchtige Stachelschrisen sind nicht edlen, sondern eken Beeren gleich, welche die Sperlinge benascht, und die Wespen ausgehülset haben. Reimspele schmecken so schlecht, als der Lauer, da man Wasser auf die Hülsen zur Vergährung gießen muß. Eilfertige Glückwünsche, und andere poetische Spielwerke, sind wie der Brausemost, der nur aufbläht, aber keine reinen Geister, wegen dicker Feuchtigkeit, in das Gehirne sendet. Dergleichen Sachen wird mein Vorrath nicht aufzuweisen haben. Weine, welche von edlen Reben gezeuget sind, die ihre Jahre gelegen haben, nicht stürmen, sondern durch liebliche Wärme stärken, und verdauen, Weine von schönen Farben, kräftigem Geruche, und mildem Geschmacke, solche Weine werde ich führen. Sed bono vino hedera non opus est. Ich will lieber wenig versprechen, und viel halten. Vielleicht wird das Werk seinen Meister loben.

Denenjenigen meiner Landsleute, welche mir bis anhero so viele Schalen voll reifer Früchte und angenehme Blumen, ich meyne, so viele belustigende Proben ihres Verstandes und Wises zugesendet haben, denen überreiche ich hierdurch das Opfer meines Dankes, und ich bin versichert, daß eine Hand voll

voll Salz auf dem Altare eines reblichen Gemüthes ihnen so angenehm seyn wird, als eine Pfanne voll Weihrauch in den Armen eines niederträchtigen Priesters der Heuchelen. Ich ersuche sie zugleich, ihre Hand nicht von dem Pfluge abzuziehen, vielmehr durch ihre Bemühungen auch künftig Kalk und Steine zu demjenigen Tempel anzuführen, welcher ein Heiligthum unsers Vaterlandes, und den Nachbarn ein Wunder vor ihren Augen seyn wird. Erlauben einige Umstände, oder der Raum nicht, alles, was mir übersendet wird, in gegenwärtige Blätter einzurücken: So werde ich bey ihnen hoffentlich keinen Unwillen verdienen. Mein Vorsatz ist nicht, alles der Presse zu übergeben, was schön ist. Moses Gesandten schneiden im Lande Canaan nur eine Weintraube mit einem Neben ab, und leugnen damit nicht, daß es daselbst mehr Trauben gebe. Genug, wenn unsere Feinde einräumen müssen, daß Deutschlands Boden auch fruchtbar, und gar wohl fähig ist, inländische Früchte zu erzeugen. Sat prata biberunt. Alles hat seine Zeit, und ich muß schließen. Gleichwie ein Schiffer nicht immerfort seine Seegel aufspannt, und in der ungewissen See herum irret, sondern zu rechter Zeit sich in dem Hafen vor Anker zu legen weis: Also habe ich die Ehre, zu seyn &c.

Ich würde hier meinen Namen wirklich unterschreiben, wenn ich nicht in einer schlechteren Schreibart meinen Lesern noch etwas zu sagen hätte. Der Herr Verfasser muß es mir Dank wissen, daß ihm oder vielmehr sei-

ner Vorrede ein solcher Zufall begegnet. Man würde die Schönheit derselben sonst nur halb eingesehen haben, die ich aber in ihrer völligen Größe glänzet; und, damit ich meinem Herrn Vorgänger nicht gleich im Anfange so ganz unähnlich seyn möge, wie eine schönfärbichte Blume durch das schwarze Erdreich ihres Bettes noch mehr verschönert, also durch meinen Nachsatz noch mehr erhoben wird.

Was ich indessen hier noch zu erinnern habe, ist dieses, daß ich alle diejenigen, welche von unsern Belustigungen des Verstandes und Wises urtheilen wollen, ersuche, die letzten Blätter der Vorrede zu dem ersten Bande derselben, und sonderlich die 12, 13, 14 und 15 Seite davon zu lesen. Ich thue dieses um deswegen, damit sie und ich nicht verschiedene Begriffe von der Absicht dieser Sammlung haben mögen. Es ist nicht selten das Urtheil gefällt worden; es gehöre dieses und jenes Stück nicht mit hinein, von welchem ich doch geglaubt habe, daß es mit dem größten Rechte seinen Platz behaupten könne. Nach meiner Einrichtung kann ich alle kleine deutsche Schriften, von welcher Gattung und aus welchen Theilen der Gelehrsamkeit sie auch seyn mögen, mit einrückten.

Nach

Nach ihrer Vorstellung aber, würde ich mich nur auf gewisse Arten derselben einschränken müssen. Ich habe mich deutlich genug darzüber erklärt, und so gar zum Ueberflusse die meisten poetischen und prosaischen Arten von Aufsätzen benennet, welche man ihnen allhier zu liefern gedenket. Es sind auch die Ursachen angezeigt worden, warum man sich die Schranken dieser Monatschrift so weit gesetzt hat. Ob man darinnen klüglich verfahren, das ist eine Frage von einer andern Untersuchung. So viel ist gewiß, daß man seine damalige Absicht ziemlich erreicht hat. Es ist hier nicht der Ort, sich deswegen viel zu rühmen; sonst könnte man versichern, daß diese Sammlung unter Gelehrten und Ungelehrten, Geistlichen und Weltlichen, Bürgern und Soldaten, Manns- und Frauenspersonen von verschiedenem Alter und Stande ihre Liebhaber gefunden habe. Dieses würde vielleicht nicht geschehen seyn, wenn man sich nicht in ein so weitläuftiges Feld eingelassen, und so sehr von einander unterschiedene Schriften bezubringen bemüht hätte.

Es ist ja nicht aus der Acht zu lassen, daß man nicht bloße Belustigungen des Witzes, sondern auch Belustigungen des Verstandes kaufet. Diese letztern sind von den
er-

erstern ganz unterschieden. Dem Verstande bringt eine philosophische Abhandlung, eine Demonstration, ein mathematischer Satz, eben so viel Ergötzen; als eine Fabel, eine sinnreiche Dichtung, eine natürliche Beschreibung dem Wize bringen. Für beyde müssen also diese Blätter etwas Belustigendes haben, wenn sie ihrem Titel gemäß seyn sollen.

Wollten unsre Richter dieses erwägen: So würden sie nicht sogleich dasjenige aus dieser Sammlung verbannet wissen wollen, was nicht nach ihrem Geschmacke ist. Einem Musicanten gefällt eine Cantate eben so sehr, als einem Leichenbitter eine Elegie gefallen mag, und ich trage für beyde, Belustigungen zusammen. Ich verliere nothwendig eine Art von Lesern, wenn ich eines von beyden weglasse. Dadurch aber, daß ich beyden zu willfahren suche, erlange ich den Vortheil, daß sie sich beyde nach und nach angewöhnen, dasjenige nicht für so gar verwerflich zu halten, was den andern vergnügt. So wird es auch in andern Fällen gehen; und dieses hat man eben begehret und gewünschet. Man hat gern etwas beytragen wollen, die Liebe zu den schönen Wissenschaften allgemein zu machen. Dieses hat man nicht anders zu erreichen geglaubet, als wenn man für allerhand

hand Leser etwas mittheilte. Ist man in dieser Meynung irrig: So wird es uns ein Vergnügen seyn, wenn man uns eines bessern berichtet.

Uebrigens kann ich unsern Freunden, welchen künftig nicht alle Stücke in diese Sammlung zu gehören scheinen, keinen bessern Trost geben, als daß sie uns dadurch ihre Liebe des Nächsten beweisen können. Finden sie irgend etwas, das ihnen nicht ansteht: So dürfen sie ja nur sagen: Das ist für meinen Nachbar; der ehrliche Mann muß auch etwas haben; wir können uns nicht alle an einerley Vergnügen; denn sonst würde ihm meine Liebste auch gefallen. Hierdurch werden sie ihr gutherziges Gemüth an den Tag legen, und ihn bewegen, daß er ihnen ihr Vergnügen gleichfalls aus liebe reichem Herzen gönnt. Ärgert es sie aber gar zu sehr, sein Vergnügen so nahe bey dem ihrigen zu sehen: So wird dieß wohl der beste Rath für sie seyn, daß sie solches ohne Scheu in ihrem Eigenthume zernichten. Sie dürfen die Paar Blätter, die ihnen so zuwider sind; denn viele werden es selten seyn; entweder ganz wegschneiden, oder auch zusammen kleben, damit sie ihnen nicht weiter vor die Augen kommen. Ich bitte mir aber dabey aus,
mir

mir ihre Gewogenheit zu erhalten, und mich mehr zu beklagen, als zu bestrafen, daß ich die Last auf mir habe, vielen Köpfen gefallen zu müssen, deren einige sehr wunderbarlich sind.

Um ihnen gleich zum Beschlusse meiner Vorrede ein Exempel davon zu geben: So will ich derselben noch einen Brief beyfügen, worinnen man mit mir nicht zufrieden ist, daß ich kein ordentliches Register über den vorigen Band gemacht habe. Ich glaubte, man würde sich meine Einrichtung vollkommen gefallen lassen, da mich einige gute Freunde deswegen ihres Beyfalls versicherten. Allein ich erfahre nunmehr leider! das Gegentheil. Was soll ich thun? Ich will meinen Fehler dadurch wieder gut machen, daß ich gleich hinter der Vorrede, nach Art der alten Bücher, das Register über diesen folgenden Band will drucken lassen, so wie es mir von meinem Gönner ist zugeschickt worden. Wollen mehrere zur Belustigung des Verstandes und Wises ihrer Landesleute etwas beytragen, und mir die Besorgung davon überlassen: So werde ich mir solches für eine Ehre schätzen.

Leipzig, den 16 Decembr.

1741.

M. Joh. Joachim Schwabe.
Schrei-

Schreiben

an den Herausgeber, wegen des weggelassenen Registers.

Gleichwie nichts in der Welt ist, das nicht wieder einem andern dienlich oder nützlich wäre: Also muß auch insbesondere der Mensch sich angelegen seyn lassen, sich nicht allein, sondern auch andern Menschen zu dienen. Denn da die Sonne den Regen hervorbringt, der Regen der Erde zur Frucht dienet, die Erde die Pflanzen wachsend machet, diese widerum dem Menschen zur Speise, und die Speise endlich dienet, daß derselbe leben kann; so muß der Mensch von diesen unvernünftigen Geschöpfen lernen, wie er, als ein vernünftiges, den Nebenmenschen auch diene, und nicht für sich alleine gemacht sey. Da nun aber nichts seinen Nächsten zu dienen geschickter ist, als die Wissenschaften, so sieht man wohl, daß man vor allen Dingen die Bücher, die gleichsam den Wissenschaften an die Hand gehen, und sie nach und nach zur Vollkommenheit bringen, wie der Hammer und die Feile das Eisen, der Polirstein und Sand den Marmor, die Säge und der Hobel das Holz, hoch und groß achten müsse; keinesweges aber zu leugnen ist, daß viel darauf ankömmt, sich einer Sache recht zu gebrauchen, und man also sich Mühe geben muß, daß man den Nutzen, den ein Buch dem Leser

ver-

verschaffen mag, eben so leicht zu finden vermögend ist, als faules Holz im Finstern, und ein schönes Gesicht unter den häßlichsten Chimären und Misgeburten; so ist ganz gewiß, daß sich ein Buch, welches ein gutes und recht vollkommenes Register hat, sich von andern unterscheidet, wie Messing von Gold, und ein mit Honig und Milch durchströmtes Canaan, von einer durch vesuvische Schwefelstühen verderbten neapolitanischen Gegend; denn dieses gleichsam der Kern und das Mittelpunct aller Wissenschaft ist; und wie das Silber im Schmelzofen sich alle in einem Klumpen sammlet und das Bley und andern Unrath nur um sich herum und außer sich läßt, so ist auch alles, was in dem ganzen Körper des Buches gutes ist, in das Register, als den rechten lautern Silberkuchen, zusammen geflossen, und hat alles, was weder ein Redner, noch ein Dichter, noch ein anderer beschäftigter Mensch, der sich nicht die Zeit nehmen kann, noch nehmen will, das ganze Buch durchzulesen, brauchen kann, zurücke gelassen und von sich gestoßen. Ob ich mir nun gleich feste eingebildet hatte, ich würde, da sie alles gute und vortreffliche nachahmen, wie Cäsar dem Alexander und Cicero dem Demosthenes, auch zu Ende ihres ersten Bandes der Belustigungen des Verstandes und Wises, ein gutes, nützlich und von heutigen Rednern gebräuchliches Register finden, so habe ich zu meinem Leidwesen gerade das Gegentheil davon wahrnehmen müssen, und werde mich, wenn ich anders ihr bemeldetes Buch recht brauchbar machen will, gezwungen sehen, meinem Anhern gleichfalls

falls nachzuahmen, und enucleirte Belustigungen, wie jener Eucleatum Arminium heraus zu geben; und werde ich mich dahero bemühen, die schönsten und besten Sachen aus den beliebtesten und angenehmsten Reisebeschreibungen und Romanen heraus zu ziehen, und unter angezeigtem Titel der Welt bekannt zu machen. Damit sie nun aber auch sehen mögen, wie mir diese Arbeit von statten geht, und ihnen bey künftigem andern Bande eine Mühe zu ersparen; so sende ich ihnen hiemit einen Auszug zur Probe, welchen sie an ihr lehtes Stücke ihres andern Bandes können andrucken lassen; und ob schon von diesem allen sonst vortrefflichen Sachen nichts sollte in ihren Stücken befindlich seyn, so thut doch solches eben so wenig, als wenn man ein hölzernes Gefäß mit Golde einfassen ließe, und das Register wird dem ungeachtet gut, nützlich, und sehr brauchbar werden, und zu manchem schönen Sage, Gedanken und Abhandlung Anlaß geben. Ich verharre. &c.

E. M. Männling, der jüngere.

Register der merkwürdigsten Sachen
zum II. Theile der Belustigungen
des Verstandes und Wises.

A.

Affe nimmt ein Kind
 Alt Weib betet

563

310

Jenner. 42.

B

Ame

Amerikaner lieben die Deutschen	165
Armband wird eine Schlange	38
Arme sind Jagdhunde	375
B.	
Bauer frisst einen Hasen	408
Bock zum Gärtner	69
Butterbäume wird gegessen	252
C.	
Erone fällt ab	563
D.	
Distichon kostet den Kopf	13
E.	
Eis von Metall	321
Esel voll Feigen	409
F.	
Feigen delicat	109
G.	
Goldner Bart	12
H.	
Herenschwadron	261
Huid heißt i Korngulff	144
J.	
Jungfern eine Festung	20
K.	
Keger alle Gelehrte	47
L.	
Leichenstein sonderlicher	120
M.	
Mönche haben die Nonnen lieb	90
Musicante der künstliche	363
N. Nase	

zum II. Theile. 19

	N.	
Rase große geliebt		12
	O.	
Dhse zu Venedig		96
	P.	
Pegasus lahm		340
Poete wird zum Fürsten		212
	O. R.	
Ragen delicat		124
Reuterey lächerlich		33
	S.	
Schlaf süße		471
Schmideknecht ein General		93
Schwalbennester		100
	T.	
Teuffelspact		306
Tochter schön		3
	U. V.	
Unglück glücklich		116
Verse ex tempore		30
	X.	
Xantippe fromm		523
	Y.	
Ysop bitter		106
	Z.	
Zahnstocher vergiftet		407

E N D E.

P.S. Es kann solches nach Belieben erweitert werden, und giebt die beliebte Universalchronick die schönsten und besten Sachen an die Hand,

B 2

Die

Die geliebte Freundin.

Wie magst du, holde Freundin, meinen,
Als suchst ich dir nur treu zu scheinen,
Da dich mein Herz doch redlich liebt?

Trau nicht dem Bilde falscher Sinnen;
Es läßt sich leicht ein Wahn gewinnen,
Der am Verstand Gewalt verübt.

Gleichwohl entdeck auch deine Gründe;
Verzeih, wenn ich mich strafbar finde!
Du sprichst: Mich stört dein Ueberdruß.
O Freundin! frag in deinem Herzen:
Was war der Ursprung meiner Schmerzen,
Und ob mich der verdammen muß?

Ich will der Unmuth nicht gedenken;
Kein Blick soll Flammen in mich senken;
Dein Mund zeig auch kein holdes Roth;
Mir sey dein Frühling keine Jugend:
Nur deine Reizung seltner Tugend
Beherrscht mich stärker, als der Tod.

Dies blieb die Wurzel süßer Früchte;
Mein Aug erstarrte vor dem Richte:
Du aber blickst mich liebevoll an.
Ist darf ichs dir auch nicht verheelen,
Daß ich den Wohnplatz deiner Seelen,
In schönen Gliedern, lieb gewant.

Ist dieser Schmuck etwan verschwunden?
Hab ich ihn nicht vermehrt gefunden,
Wenn ich dich kaum noch sehen darf?
Wie! oder soll ich mich beschwehren,
Daß nicht dein Herz mein Kühn Erklären
Der dir geweihten Brust verwarf?

Nein, treue Freundin, dein Bezeigen
Will ich nebst der Vernunft verschweigen,
Die mich mit deiner Gunst verband.
Dein Irrthum hats nicht wahrgenommen;
Du bleibst mir, wie vorhin, vollkommen;
Dieß bürgt dir für den Unbestand.

Du lachst, und läßt den Zweifel sprechen:
Den Schönen Treu und Huld zu brechen,
Wär unserm leichten Sinn gemein.
Ich geb es zu, bey solchen Herzen,
Die sinnlich unter Wollust scherzen,
Und spät das frühe Gift bereun.

Kun aber untersuch mein Leben;
Wie ward, wie blieb ich dir ergeben?
Fand mein Gemüth in Lastern Lust?
Der Seelen Ruh mit dir zu küssen,
Und so, wie Weise lieben müssen,
Liebt dich die Unschuld meiner Brust.

Im Umgang, den wir einzeln pflogen,
Ehienst du mir zwar nicht ungewogen;
Nur schreckte noch dein Stand mein Glück.
Die Ehrfurcht füllte die Gedanken;
Und wie zwo. Schalen wiegend wanken,
So zweifelhaft blieb mir dein Blick.

Die geliebte Freundin.

Ich schwieg, ich sah dich an und litte;
 Die Regung, die im Innern stritte,
 Schuf meiner Freyheit reinsten Fall.
 Kein Auge sah die stillen Plagen;
 Und wollt ich mir in Wäldern klagen,
 So rührt ich kaum den Wiedererschall.

Entwichen etwan Geist und Kräfte?
 Und stockte gar der Lauf der Säfte?
 Welch Schmerz riß mir das Herze wund?
 Ich fühlte ein heftiges Begehren,
 Dir meine Reigung zu erklären,
 Und dennoch schwieg der blöde Mund.

So hielt mich stets die Furcht gebunden;
 Ich floh, so bald ich dich gefunden;
 Ich suchte, wenn ich dich nicht fand;
 Ich irrte um jener Thäler Höhen;
 Mein Blick betrog mich, dich zu sehen,
 Wenn sonst ein Vorwurf ferne stand.

Von dir, du Preis liebreicher Schönen,
 Versprach ich mir zwar kein Verhönen;
 Denn mein Verdienst um dich war treu:
 Allein, bey nie bedurften Sorgen,
 Blieb mir, zu wissen, doch verborgen,
 Ob mir dein Herz gewogen sey.

Ich las zum Trost verliebte Dichter;
 Mein Schmerz ward ihres Leidens Richter,
 So bald ihr Lied aus Sehnsucht klang.
 Kaum durftest Haller Doris nennen:
 So sollt ich dich in Doris kennen,
 So wünscht ich dir, was Haller song.

Bey

Bei allem dem wollt ich mich fassen,
Und mich für dich aus Liebe hassen,
Daß meine Gunst nur dich nicht stöhr.
Ich hütete mir Blick und Mienen;
Und dennoch hat es mir geschienen,
Als hättest du mein Uch gehört.

Erinnre dich nur jener Stunden;
Entdeckst du nicht die Qual der Wunden?
Ich nahm sie ja von deiner Hand.
O hättest du sie können spüren;
Mein Kummer würde dich igt rühren,
Den ich so schwer um dich empfand.

Beym Himmel und verliebten Jähren,
Will ich, o Liebe! dich beschwören;
Sprich: wo wohnt igt dein Unschuldsstand;
Als noch die Gunst der Schäferinnen,
Den braunen Hirten zu gewinnen,
Von jungen Rosen Kränze wand?

Dein Urbild ist zu sehr verdorben;
Kein Herz wird igt durch Gunst erworben;
Dein Liebreiz scheint fast keinem hold.
Man kennt nicht mehr dein glücklich Fügen,
Und sucht fein Elend im Vergnügen
Von Wollust, Ehrgeiz, Stand und Gold.

So schien ich fast zum Gram geborren;
Fast hatt ich Geist und Muth verlohren,
So sah mich noch mein Schicksal an.
Ein Brief voll nichtiger Geschäfte
Gab meiner Brust von neuem Kräfte,
Die bloß kein Zufall wirken kann.

Die geliebte Freundin.

Hier, Freundin, geh in dich zurück;
 Erwege die verworrenen Blicke,
 Und das von Liebe leere Blatt.
 Du winkst, ich soll nicht Zeit gewinnen,
 Und = = = doch du wirfst dich selbst entsinnen,
 Wie dich mein Wort geängstet hat.

Von dort an sah ich in der Ferne,
 Bey trüben Wolken, heitre Sterne,
 Und um und neben mir Gefahr.
 Ich konnt auf beyden Seiten irren:
 Ob dein so unverhofft Verwirren
 Voll Klugheit oder Liebe war.

Doch, Muses, seyd nunmehr gepriesen!
 Verliebten bleibt fortan erwiesen,
 Wie viel ihr Wohl auf euch beruh.
 Dir, Freundin, klagten sie mein Leiden;
 Du warst empfindlich, doch bescheiden,
 Und sagstst mir kluge Freundschaft zu.

Ich wünschte mehr, als diese Triebe,
 Ich seufzte nach der Gegenliebe,
 Den solchen Lohn erheischt die Treu.
 Ich weiß auch izt nicht zu bekennen:
 Was noch in mir für Flammen brennen,
 Obs Freundschaft oder Liebe sey.

Ich prüfe mich, und muß gestehen:
 Raum darf ich dich von ferne sehen,
 So liegt die Wehmuth und ihr Ach!
 Und hör ich jemand dich erwähnen,
 So denkt mein Herz, bey stillem Gehören,
 Dem, was uns trennet, schmerzlich nach.

Ber:

Verzeih mir mein so frey-Erklären;
 Es muß dir doch den Trost gewähren,
 Daß mich kein wildes Feuer treibt.
 Und zeig ich ja noch Unschulds Schwächen:
 Genug, ich kann dir fest versprechen,
 Daß Wis und Tugend oben bleibt.

Ja, könnt ich dich nur auch bewegen,
 Mir dein Bekenntniß abzulegen;
 Du liebst mich gleichfalls rein und klug.
 Bedenke, daß ichs wohl verspürte,
 Als dir mein Vortrag, der dich rührte,
 Dein thräneud Auge nieder schlug.

Was konnte sonst die Großmuth mindern,
 Dein schmerzlichs Weinen zu verhindern?
 Was zeigst uns deine zarte Hand?
 Die reichst du mir, mich einzuschränken,
 Gewiß auch dich nicht selbst zu kränken,
 Mein Ruf merkt in ihr deinen Brand.

Dies sag ich nicht, dich zu betrüben;
 Nein, darum, weil dein stilles Lieben
 So Zärtlichkeit, als Vorsicht, wies;
 Und weil ich noch gerührt betrachte,
 Wie furchtsam dich die Gutheit machte,
 Die mir dein Herz geheim verhiess.

Jedoch bey diesen Unschuldsquellen
 Mußt ich mir selbst mein Urtheil fällen;
 Du ziertest nicht für mich die Welt;
 Ich dürste nie das Band erwerben,
 Das vom Altar an, bis zum Sterben,
 Zwey Herzen klug vermählt erhält.

Die geliebte Freundin.

Dein Ursprungsrecht stellt dich erhaben,
 Der Glanz von Stand und Vorzugsgaben
 Trennt dich sehr weit von meiner Macht.
 Und wollt ich ja nach Ehren ringen,
 Für dich den Kranz davon zu bringen:
 So schwächt mich doch der Sterne Macht.

Ich sollte mich daher bescheiden,
 Der Liebe Reizung zu vermeiden,
 Die mir das Herz mit Kummer brach.
 Noch such ich mich zu überwinden,
 Seitdem dein zärtliches Empfinden
 Der Freundschaft Pflicht und Ernst versprach.

Die hab ich treu und rein gehalten,
 Wird gleich die Liebe nicht erkalten,
 Die Theil an unserm Bündniß nimmt:
 Doch den von unsern deutschen Weisen
 Soll meine Feder glücklich preisen,
 Der jeden Freundschaftsgrad bestimmt.

Und sollt es auch der Welt verdrießen,
 Will ich den Vorzug doch genießen,
 Vertraut in deiner Huld zu stehn.
 Der Neid sey da, sich zu entrüsten,
 Den Vorwitz soll umsonst gelüsten,
 Der stillen Eintracht zuzusehn.

Wir wollen der Verleumdung gönnen,
 Uns ein vertraulichs Paar zu nennen;
 Der Himmel band ja dich und mich.
 Will sie aus eignen Lasterthaten
 Auch unsrer Neigung Grund errathen:
 So schließt sie falsch, und tadelt sich.

D Freund.

O Freundin, lerne dich ergründen;
 In deinem Werthe wirst du finden:
 Mein Lieben könne dich nicht fliehn.
 Kein fremdes Blendwerk falscher Güte
 Wird mein, der Tugend hold Gemüthe,
 Von deiner Gunst zum Wechsel ziehn.

Doch komm, ermüdet vom Spazieren;
 Komm, laß dich nur zurücke führen;
 Die Herbstluft trifft dir Brust und Mund:
 Und meine Klagen sind den Zweigen,
 Die zwar viel dunkler Hoffnung zeigen,
 Durch öfters Wiederholen kund.

Ich will allhier in deinem Zimmer
 Mein Herz, beym bleichen Abendshimmer,
 Dir noch einmal zum Opfer weihn.
 Jedoch, du ewiges Geschicke!
 Wirfst du mich auch, nach finstern Blicke,
 Mit meiner Freundin Herz erfreun?

* * * * *

Betrachtungen über den Beruf.

Ich will nicht von dem Berufe reden, vermöge
 dessen in wohl eingerichteten Staaten gewisse
 Männer das Recht haben, die Wahrheiten
 der Offenbarung oder der Vernunft vorzutragen,
 oder in einem andern öffentlichen Berufe für das ge-
 meine Beste zu arbeiten verordnet sind: Der Beruf,
 den

den ich jezo zum Gegenstande meiner Gedanken wähle, gründet sich nicht auf die Verfassungen eines Staats: Es ist derjenige, durch den man sich insgemein zu rechtfertigen suchet, warum man die oder jene Lebensart erwählet, die oder jene Handlung von Wichtigkeit unternimmt. Ich habe einen Beruf dazu, saget man. Ich will jezo untersuchen, worauf dieser Beruf eigentlich ankomme, und was man etwa bey Beurtheilung desselben zu beobachten habe.

Wo ich nicht irre, so ist es nöthig, daß wir einen gewissen Trieb empfinden, eine That vorzunehmen, wenn wir dieselbe zu unserm Berufe rechnen sollen; und daß nicht die Betrachtung unserer Pflicht die einzige Triebfeder unserer Handlung ist. Es muß doch ein Unterschied unter diesen beyden Dingen seyn: Etwas aus Pflicht thun, und einen Beruf zu etwas haben. Diesen Unterschied sehe ich in der Lust, womit man die Handlung vornimmt. Ein Bürgerssohn, der ein Handwerk oder eine Kunst lernet, weil es sein Vater so verlangt, folget seiner Pflicht, dem Vater zu gehorsamen. Allein, wenn dieser Gehorsam der einzige Grund seiner Wahl ist, und es ihm sonst kleinlicher maßen gleichviel gilt, zu was für einer Lebensart ihn sein Vater anhält, so werde ich ihm keinen Beruf zuschreiben. Diesen wird er nur alsdann haben, wenn ihm eins mehr, als das andere, gefällt und wenn er das wählet, was ihm gefällt.

Doch das bloße Gefallen, das man an einer Lebensart hat, ist nicht genug, sie andern vorzuziehen. Was uns gefällt, muß uns wegen wahrer Vollkommenheiten gefallen. . . . Wir müssen sowohl das Bes-
schwer-

schwerliche als das Angenehme bey einer Lebensart deutlich überdacht haben, wenn wir uns ihr, aus einer Neigung gegen sie, widmen wollen; sonst wird unsere Neigung nicht vernünftig seyn. Es ist sehr leicht, die Wahrheit dieses Satzes insgemein zu übersehen; allein in der Ausübung wird er öfters vergessen. Einer von meinen alten Bekannten will die Anmerkung gemacht haben, daß die Kinder bloß deswegen öfters Geistliche werden wollen, weil es ihnen gefällt, eine besondere Kleidung zu tragen, und vor andern Leuten Ehrenbezeugungen zu genießen. Der Bewegungsgrund ist kindisch. Doch man untersuche die Ursachen, warum Eltern ihre Söhne dem geistlichen Stande widmen; sie werden vielmals nicht weniger kindisch seyn. Ich habe nicht nöthig, diese Untersuchung hier anzustellen. Ich will nicht vom geistlichen Stande und von Kindern, sondern von weltlichen Bürden und von Männern reden. Ein Mann, der dem gemeinen Wesen in diesem oder jenem Stande erspriessliche Dienste geleistet, ringt nach Aemtern, die er nur auf der schönen Seite ansieht, von denen er nur die Ehre und andere Vortheile betrachtet, ohne auf die Verdrießlichkeiten zu sehen, die damit verknüpft sind.

So führet ihn das Glück von Ehr zu Ehr hin,
Zu hoch für seine Ruh, zu tief für seinen Sinn.

Haller.

Er vertauschet das stille Glück einer niedrigen Lebensart mit dem prächtigen Glende hoher Ehrenstellen, das er seinem Feinde wünschet, so bald er es kennen

nen lernet. Wenn er sich also einbildete, sein Beruf erfordere es, dem Staate in wichtigen Aemtern zu dienen, so urtheilet er gerade so unglücklich, als ein junger Held, der das Soldatenleben erwählet, weil es ihm gefallen hat, wenn eine Menge gepufter Mänerchen in weißen Stiefletten und gepuderten Haaren Parade machte.

Die erste Anmerkung also, die ich für nöthig achte, den Beruf zu prüfen, den man zu einer Sache zu haben glaubet, wird diese seyn. Man untersuche die Quellen seiner Neigung. Man lasse sich nicht durch das, was zuerst in die Augen fällt, blenden; sondern man sehe, ob die That, die man unternehmen will, nicht nur allein, sondern auch mit allen ihren Begleiterinnen; ich meine, mit allem, was daraus fließt, gefällt.

Doch wenn man dieses überlegt hat, so untersuche man zum zweyten seine Kräfte. Es ist nichts seltenes; daß uns eine Lebensart gefällt, dazu doch die Natur weder unsern Körper noch unsere Seele geschikt gemacht hat. Wer eine Sache auf dreißig Schritte weit nicht deutlich mehr erkennen kann, der würde ungereimt handeln, wenn er seine Lebenszeit der Beschäftigung widmen wollte, die scheinbaren Diameter der Fixsterne oder die Parallaxis Orbis magni zu bestimmen, und derjenige würde nicht vernünftiger seyn, der mit einer schwachen und unangenehmen Sprache sich in ein öffentliches Lehramt eindringen wollte. Die Fehler unseres Körpers können uns nicht mit Rechte deswegen vorge-rückt werden, weil wir sie haben; denn das steht nicht in unserer Willkühr: Allein da machen sie uns nicht
nur

nur lächerlich, sondern strafbar, wenn wir eine Lebensart erwählen; zu der sie uns für untüchtig erklären.

Wir scheinen über die Seele etwas mehr Gewalt zu haben, als über den Körper: Allein wir scheinen es nur. Demosthenes wußte sich eine schwere Sprache abzugewöhnen; so genau man sonst diesen Mangel an die Beschaffenheit der Zunge gebunden zu sehn glaubet. So gestehe ich es, daß wir auch die Kräfte der Seele bessern und stärken können; aber es wird allezeit eine natürliche Einrichtung unserer Seele hierzu erfordert werden, die wir ohne Grund bey allen Menschen gleichförmig annehmen würden. Der Herr von Eschirnhäusen behauptet in seiner *Medicina mentis*, alle Menschen hätten von Natur einen gleichen Grad des Verstandes. Ich kann ihm hierinnen nicht Recht geben. Es scheint mir wider das Geseze zu sehn, nach welchem die Kraft in den denkenden Wesen abnehmen muß, Die ungleich fatt vom Glanz des mitgetheilten Lichts. In langer Ordnung stehn von Gott zum öden Nichts.

Haller.

Ein Cannibale, der eine Handvoll von seinen Haaren hinweist, wenn er eine Zahl ausdrücken will, die über zehn ist, würde wohl kein Newton werden, wenn man ihn gleich in Newtons äußerliche Umstände setze.

Diese Betrachtung wird uns also dahin führen, daß wir unsere natürlichen Kräfte untersuchen, ehe wir dieselben zu einer gewissen Sache bestimmen. Ich will nicht ganz daran zweifeln, daß ein Mensch, der z. E. von Natur ein schwaches Gedächtniß hat,

Jassel-

dasselbige einiger maßen stärken könne; wenn er sich zwingt, eine Sache zu treiben, die viel zu merken erfordert: Allein mit aller seiner Arbeit wird er es nicht so weit bringen, als ein anderer, der vielleicht keinen so pferdemäßigen Fleiß, aber mehr natürliche Fähigkeit, besitzt. Hätte er nicht vernünftiger gehandelt; wenn er seine Kräfte auf was anders gerichtet hätte; dazu es mehr aufgelegt war? Der stammhafte Mops würde es als ein Kutscher sehr hoch gebracht haben. Doch er muß studieren; denn er ist aus gelehrtem Geschlechte; sein Vater ist ein Schulmeister. Ist es Wunder, wenn er es unter den Gelehrten kaum so hoch bringt, als sein Vater?

Ein deutliches Exempel von Leuten, die ihre Kräfte verkennen, sind die Versmacher, die wider Boileaus Warnung, eine Begierde zu reimen für den Dichtertrieb annehmen; und selbst unter den Dichtern die, die sich an Arten von Gedichten machen, zu denen sie die Natur nicht bestimmt hat. Die Gedanken, welche Boileau im Anfange seiner Dichtkunst darüber hat, haben mir zu folgenden Versen Anlaß gegeben:

Verschieden ist die Kraft in Dichtern mancher Art.
 Der weiß mit edler Blut ein Heldenlob zu singen;
 Der kann ein reizend Kind in zärtlich Feuer bringen;
 Der heißt im Trauerspiel die Thränen Wollust seyn;
 Und jenes kühner Scherz ist aller Thoren Pein.
 Man kenne seine Kraft, um nicht, wie der, zu fehlen,
 Der Schäfer malen soll, und will vom Krieg erzählen,
 Und da ein Schilfrohr nur von seinem Athem klingt,
 In de Trompete stößt, daß ihm die Lunge springt.

Doch

Doch es giebt nicht nur Leute, die sich wider ihre natürliche Geschicklichkeit zur Dichtkunst dringen: Man trifft auch, wiewohl selten, einen entgegengesetzten Fehler an. Herr Voltäre, der seine Kräfte in der Dichtkunst kennt, und zu brauchen weis, will lieber eine niedrige Stelle unter den Abschreibern von Newtons Abschreibern, als eine hohe unter den Dichtern, einnehmen.

Indem ich von Prüfung der Kräfte rede, die man zur Ausführung seines Vorsazes nöthig hat: So erinnere ich mich der unvergleichlichen Gründe, warum bisweilen die Eltern ihre Kinder studieren lassen. Mein Sohn hat einen vortrefflichen Kopf, spricht ein kleinstädtischer Bürger, dessen zehnjähriger Knabe die lateinischen Buchstaben kennt, und von einem Advocaten, der dann und wann im Hause ist, gelernt hat, was mensa und scamnum heißen. Der Junge läßt sichs merken, daß er gern ein Gelehrter werden möchte; denn es gefällt ihm, einen Degen zu tragen, und von dem Leuten Herr, mit einem lateinischen Titel, geheissen zu werden, und was etwa noch mehr für kindische Vorzüge eines Gelehrten sind. Die Lust zum Studieren ist also da. Von der Geschicklichkeit, sich zu überzeugen, befraget der Herr Vater den Mann der über die studierende Jugend in dem Städtlein N. die Oberaufsicht hat. Der Schullehrer, ich wollte sagen, der Herr Director Gymnasii, dem mehr daran gelegen ist, daß er einige Thaler mehr für Unterricht erhält, als ob ein gelehrter Stümper mehr wird, lobet das vortreffliche Ingenium des Knaben, und wünschet der gelehrten Welt

Jenner 42. E im

im Voraus, wegen der Vortheile, Glück, die er ihr bringen wird. Der Sohn, der in seinem ganzen Hause das meiste Latein konnte, kann vielleicht in der Schule das wenigste: Doch, hier schlägt er sich, nach Günthers Ausdrucke:

Gleich jungen Argonauten,

Durch Wetter, Sturm und Wind,
bis die erwünschte Zeit heran tritt, da er auf die Universität reiset. Seines Vaters Vermögen reicht nicht zu, ihm gute Bücher anzuschaffen, oder kostbaren Unterricht zu bezahlen. Denn gesetzt, daß es bey andern Ausgaben nicht mangelte, so muß doch an diesen beyden immer gespart werden. Er behilft sich also hierinnen, so gut er kann; er unterrichtet vielleicht noch Kinder, seinen Unterhalt zu erwerben, wobey seine eigene Erkenntniß nicht zunimmt; und er wird endlich auf der hohen Schule unter vielen Beschwerlichkeiten ein schlechter Gelehrter, da er in seines Vaters Hause mit wenigerm Kummer ein guter Handwerksmann hätte werden können.

Wenn ich auf den Grund dieses Verfahrens sehe, dadurch die Welt mit so vielen Halbgelehrten überschwemmt wird: So ist es kein andrer, als ein falscher Begriff vom Berufe. Man glaubet nämlich, ein Kind sey zum Studiren berufen, wenn es dazu Lust bezeigt, und einen guten Verstand hat, und ein eingenommener Vater sieht es für einen vortreflichen Verstand an, wenn sein Kind nicht ganz und gar eine Schlafmüße ist. Allein gesetzt, ein Kind hat einen guten Verstand: Müssen denn alle Leute, die einen guten Verstand haben, Gelehrte werden?
Brau.

Brauchen denn Kaufleute, Künstler, Handwerksleute nur dumme Köpfe zu seyn? Der Schade ist doppelt, den ein Staat davon hat, wenn in ihm alle, auch nur mittelmäßige Köpfe, studieren. Einmal wird Unvernunft und Dummheit unter seinen übrigen Mitgliedern herrschen, und fürs andere wird der Verstand, der einem als einem andern Bürger viel Ehre bringt, ihm vielleicht nicht so viel nütze seyn, daß er ihn unter die mittelmäßigsten Gelehrten erheben könne. Auch hier läßt sich anbringen, was Heinrich IV, beym Voltäre sagt:

Tel brille au second rang qui s'éclipse au premier.

Doch gesetzt, unsere Neigung ist vernünftig; die Kräfte, die wir haben, sind da; können nicht andere Umstände vorhanden seyn, die uns von Ausführung unsers Vorhabens abrathen. Ich will dieß nicht schlechterdings leugnen; ich bekenne es aber, daß ich in der Meynung stehe, wenn es mit den beyden ersten Dingen seine Richtigkeit hat, so habe man meistentheils auf nichts weiter zu sehen. Wie viel große Gelehrte haben wir nicht gehabt, die sich nimmermehr hätten in den Kopf setzen dürfen, eine Wissenschaft zu lernen, wenn sie ihre Glücksumstände hätten in Betrachtung ziehen wollen; ich will noch mehr sagen, wenn sie hätten den Rathschlägen und den Befehlen dererjenigen gehorchen wollen, denen man am meisten zu gehorchen verbunden ist. Es ist wahr, die Vernunft lehret uns, dieses nicht ganz und gar aus den Augen zu setzen: Allein eben diese Vernunft überführet uns auch, daß weder wir, noch andere, im Stande sind, die Folgen unserer Handlungen mit

Was ich bisher vorgebracht habe, das läßt sich durch ein Gleichniß oder vielmehr durch einen besondern Fall erläutern. Man stelle sich einen Menschen vor, der sich zu einer von den wichtigsten Berrichtungen des Lebens, zur Heirath, entschließen will. Er darf die Rathschläge seiner Anverwandten und anderer Leute von Einsicht nicht aus den Augen setzen. Allein man wird von ihm nicht fordern, daß er denselben folgen soll, wosern sie seinen Neigungen ganz und gar zuwider sind. Nur dazu ist er verbunden, daß er die Quellen seiner Neigung untersucht. Daß viele Heirathen, die man aus Neigung geschlossen, unglücklich ablaufen, rühret daher, weil man sie aus keiner vernünftigen Neigung geschlossen. Der aber, der sich seine Lebensart aus Pflicht gefallen läßt, die ihm sonst mehr zuwider als angenehm ist, verdienet bey mir eben so viel Hochachtung und eben so viel Mitleiden, als ein großer Herr, bey dem die Zärtlichkeit Staatsursachen weichen muß.

Doch was wird derjenige thun sollen, der sich einmal in einem Stande befindet, mit dem er nicht vollkommen vergnügt ist? Der z. E. wünschte, seinen Verstand durch die Erkenntniß vieler Wahrheiten vollkommen zu machen, und der doch hiezu, wegen der Geschäfte, darein er verwickelt ist, nicht Zeit genug hat. Er wird sich deswegen nicht für elend halten dürfen. Es wird kein Stand möglich seyn, darinnen er nicht einliger maßen seiner Neigung folgen könnte, wenn sie nur vernünftig ist. Niemals werden z. E. die Berrichtungen so an einander gekettelt seyn, daß ein Mann, der zum Denken lust hat; nicht dann und wann

wann einige Stunden finden sollte, sich mit ruhigen Betrachtungen zu ergößen. Ein Bürger in der besten Welt muß mit seinem Zustande zufrieden seyn, und er kann es allezeit seyn, wenn er vernünftig ist. E.

Größe des Schöpfers in dem Weltgebäude.

Wie lange schläffst du doch mit so verstockter Brust,
Du Knecht der Sinnlichkeit, du Sklave niedrer
Lust?

Warum gedenkst du nicht, o Mensch, vernünftigs Wesen,
Des großen Schöpfers Macht aus dem Geschöpf zu lesen?
Welch ein durchdringend Licht bligt nicht aus jeder Spur
Der alles zengenden, der wirkenden Natur,
Dir durch das Aug ins Herz? Du findest sie sonder Mühe.
Ein einger Blick ist genug; betrachte nur und siehe!
Die Hand bemerkst du gleich; die Hand, die alles macht.
Wohlan, erwach einmal! Bewundre doch die Pracht
Der Werke der Natur; schwing dich mit Andachtsflügeln
Selbst zu den Sternen hin; erkenn in diesen Spiegeln
Der weisen Allmacht Bild. Ein niedriges Gemüth
Verachtet oft ein Gut, das große Seelen zieht;
Es schätzt den todten Glanz an Gold und Blech so theurer,
Als selbst der Sonnen Licht, und ihr lebendig Feuer.

So handelst nicht ein Geist, der immer höher denkt,
Und mit erhabnem Muth sich von dem Pöbel lenkt.

Gewißheit voraus zu sehen, und daß die Einrichtung der besten Welt nicht nach unsern wahrscheinlichen Vernunftschlüssen gemacht ist. Ein vernünftiger und starker Trieb, und Kräfte, die diesen Trieb unterstützen, sind also, meinen Gedanken nach, ein Grund, woraus man schließen kann, daß uns die Vorsicht zu etwas bestimmt habe; und wenn wir dieses mit Grunde schließen können, so werden wir uns auch allezeit auf die Führungen der Vorsicht verlassen dürfen.

Wenn uns Eltern, oder andere Personen, von deren Einsicht und Liebe wir versichert sind, eine Lebensart vorschlagen: So werden sie meistens darauf sehen, was für eine unserer äußerlichen Glückseligkeit am gemäßeften ist. Wir haben dieses nicht ganz aus der Acht zu lassen, weil wir mit einem Körper verbunden sind. Allein gesetzt, wir wären versichert, daß wenn wir ihren Vorschlägen folgen, wir am reichsten, am angesehensten werden könnten, welches doch noch oft sehr ungewiß ist; würden wir nicht in einer äußerlich schlechtern Lebensart, die unserer Neigung gemäßer ist, viel glücklicher seyn?

Was hilft uns wohl der Zwang,
 Daß keiner den Beruf nach seinem Sinne wählet,
 Und sich die Lebenszeit hernach als Sklave quälet?
 Man wird von Kindheit auf der Knechtschaft zugethan;
 Der Geist wird unterdrückt, der Körper geht voran,
 Und so wird der Beruf von Menschen selbst geschaffen,
 Die nur aufß Eitle sehn und sich darein vergaffen.

Germann.

Doch mich deucht, daß es Fälle giebt, da man zugleich seinen äußerlichen Umständen und dem inner-

nerlichen Berufe ein Genügen thun kann. Günther war unstreitig zur Dichtkunst berufen. Sein Vater widmete ihn der Arzneykunst. Wenn Günther, wie viele versichern wollen, dem Willen seines Vaters nicht gehorsam gewesen ist, so hat er sich zweifach geschadet. Hätte er sich so aufgeführt, daß man Hallern und Günthern als Arzneygelehrte in eine eben solche Verhältniß stellen könnte, wie sie Herr Bodmer als Dichter gestellt hat, so würden seine äußerlichen Umstände besser gewesen seyn, und dieses würde in seine Dichtkunst einen Einfluß gehabt haben.

Die Nachwelt wird, wie wir, gerührt durch Günthers Klagen,
Zur Größe fehlten ihm nur Glück und Reife, sagen.

Allein Glück und Reife würden ihm nicht gefehlt haben, wenn er sich hätte bereden können, zugleich ein guter Arzneygelehrter, und ein großer Dichter zu werden. Er wurde keines von beyden, da er sich nur eins in den Kopf setzte. Man untersuche also, ob man nicht zugleich dem Willen anderer, die man zu verehren Ursache hat, und seinem eigenen Triebe genug thun kann. Die Weisheit zeigt sich darinnen, daß man verschiedene Absichten zu verknüpfen fähig ist.

Dann und wann werden sich auch Fälle finden, wo man verbunden ist, dem Wohl seines Vaterlandes oder seiner Familie seine Neigung aufzuopfern. Hier muß uns das Vergnügen trösten, das man aus der Versicherung empfindet: Wir haben unsere Pflicht erfüllt.

Was ich bisher vorgebracht habe, das läßt sich durch ein Gleichniß oder vielmehr durch einen besondern Fall erläutern. Man stelle sich einen Menschen vor, der sich zu einer von den wichtigsten Berrichtungen des Lebens, zur Heirath, entschließen will. Er darf die Rathschläge seiner Anverwandten und anderer Leute von Einsicht nicht aus den Augen setzen. Allein man wird von ihm nicht fordern, daß er denselben folgen soll, wosfern sie seinen Neigungen ganz und gar zuwider sind. Nur dazu ist er verbunden, daß er die Quellen seiner Neigung untersucht. Daß viele Heirathen, die man aus Neigung geschlossen, unglücklich ablaufen, rühret daher, weil man sie aus keiner vernünftigen Neigung geschlossen. Der aber, der sich seine Lebensart aus Pflicht gefallen läßt, die ihm sonst mehr zuwider als angenehm ist, verdienet bey mir eben so viel Hochachtung und eben so viel Mitleiden, als ein großer Herr, bey dem die Zärtlichkeit Staatsursachen weichen muß.

Doch was wird derjenige thun sollen, der sich einmal in einem Stande befindet, mit dem er nicht vollkommen vergnügt ist? Der z. E. wünschte, seinen Verstand durch die Erkenntniß vieler Wahrheiten vollkommen zu machen, und der doch hiezu, wegen der Geschäfte, darein er verwickelt ist, nicht Zeit genug hat. Er wird sich deswegen nicht für elend halten dürfen. Es wird kein Stand möglich seyn, darinnen er nicht einiger maßen seiner Neigung folgen könnte, wenn sie nur vernünftig ist. Niemals werden z. E. die Berrichtungen so an einander gekettelt seyn, daß ein Mann, der zum Denken Lust hat, nicht dann und wann

wann einige Stunden finden sollte, sich mit ruhigen Betrachtungen zu ergözen. Ein Bürger in der besten Welt muß mit seinem Zustande zufrieden seyn, und er kann es allezeit seyn, wenn er vernünftig ist. Æ.

Größe des Schöpfers in dem Weltgebäude.

Wie lange schläffst du doch mit so verstockter Brust,
Du Knecht der Sinnlichkeit, du Sklave niedrer
Lust?

Warum gedenkst du nicht, o Mensch, vernünftigs Wesen,
Des großen Schöpfers Macht aus dem Geschöpf zu lesen?
Welch ein durchdringend Licht blizt nicht aus jeder Spur
Der alles zengenden, der wirkenden Natur,

Dir durch das Aug ins Herz? Du findest sie sonder Mühe.
Ein einger Blick ist gnug; betrachte nur und siehe!

Die Hand bemerkst du gleich; die Hand, die alles macht.
Wohlan, erwach einmal! Bewundre doch die Pracht.

Der Werke der Natur; schwing dich mit Andachtsflügeln
Selbst zu den Sternen hin; erkenn in diesen Spiegeln

Der weisen Allmacht Bild. Ein niedriges Gemüth

Berachtet oft ein Gut, das große Seelen zieht;

Es schätzt den todten Glanz an Gold und Blech so theuer,
Als selbst der Sonnen Licht, und ihr lebendig Feuer.

So handelt nicht ein Geist, der immer höher denkt,
Und mit erhabnem Muth sich von dem Pöbel lenkt.

Er schwingt sich über sich, erweitert die Gedanken;
 Die Weisheit schreibt ihm vor, bestimmt ihm sichere
 Schranken,

Und deckt den Vorhang auf, und zeigt der Dinge Kern.
 Die Tugend schützt ihn, und Wahrheit bleibt sein Stern.
 Ihm muß das größte Reich ein Winkel auf der Erden,
 Und gar der Erdkreis selbst das kleinste Stäubchen werden,
 So bald er mit Vernunft des Weltbaus Größe mißt,
 Und sich in ihm versenkt, und sich in ihm vergift.

Wo bleibt alsdann der Mensch? Ist er auch was zu nennen?
 Hier lernt er recht erstaunt, sein Nichts durch etwas testen,
 Das gegen Gott nichts ist. Wer faßt dich, große Welt!
 Bewunderungswerther Bau, unüberdenklichs Feld!
 Welch unbegreiflich Meer, darinnen Sonnen glimmen,
 Wo Lasten solcher Groß, und ohne Schwere schwimmen,
 So manche Kugel rollt, so manche Sonne brennt;
 So manche Welt erscheint! Wer dieses recht erkennt,
 Und überlegungsvoll im Geist dabey verharret,
 Fühlt der Bewunderung Stoß, wobey die Zunge starret.

Behältniß reger Stut, Gehülfsinn der Natur,
 Monarchinn flüchtger Zeit, du allgemeine Uhr,
 O Sonne, wer dich sieht, sieht auch in deinen Flammen
 Der Allmacht Proben glühn. Wer hält dein Feuer zusammen?
 Wer hat in deinen Stral die Zeugungskraft gesenkt,
 Und Wärme, Farb und Licht in ihm so schön vermengt?
 Ja, wie erstaunt sieht man ihn durch viel tausend Meilen
 Und fast im Augenblick zu dunkeln Körpern eilen?
 Was ist der kleine Theil des so gefärbten Lichts,
 Und wer begreift wohl ein so erleuchtend Nichts?
 O güldner Mittelpunkt! du Herz von jenen Kreisen,
 Worinn in steter Flucht sich sieben Welten weisen,

Die

Die insgesammt dein Schein erwärmet, färbt, belebt;
 Gewiß nicht nur dein Glanz, auch deine Größ erhebt
 Den, der aus nichts dich schuf. Wie könnten deine Stralen
 Zu fernen Welten fliehn! Wer kann den Umfang malen,
 In den du sie verstreust? Der Allmacht Finger ist's,
 Der dir das Ziel gesteckt; verborgner Gott, du bist's,
 Der jene Zirkel maasß, in welchen die Planeten
 Sich ungehindert drehn. Wie muß das Volk erröthen,
 Das, da es deinen Arm in jeder Ordnung sieht,
 Sich mit versteinter Brust ihn doch zu leugnen müht.
 Entschlafne Brut, wach auf, wach auf, o Kind der Erde!
 Da die Natur dich weckt. Der Allmacht Wort: Es werde!
 Bleibt immer das Gesetz, nach welchem jede Welt
 Sich durch der Schwere Schwung im ewigen Lauf erhält,
 Und um der Sonnen Licht so ungehindert eilet.
 O Weisheit, die nach Maasß die Monden eingetheilet,
 Und nach der Ferne Ziel die Größe selbst erwegt!

Zurück verworrner Sinn, zur Erde, die dich trägt;
 Laß Wald und Berg und Thal, u. Strom u. Wiese sprechen.
 O segensvolle Schooß! Welch anmuthreiche Flächen!
 Welch prächtiges Gewölb! Welch ungeheure Gruft!
 Welch Abgrund! Welcher Raum von Wolken, Wasser, Luft!
 Sey nicht bey allem blind; forsch überall die Proben
 Der unerforschten Macht, und lerne, sie zu loben,
 Von den Geschöpfen ab. Denn alles ist belebt;
 Denn alles ist beseelt; die ganze Welt erhebt
 Und preiset diesen Herrn, den wir in allen lesen.
 Durchblättre nur dieß Buch. O fernes Band von Wesen!
 O Fortgang sonder Ziel, und Ordnung voller Pracht!
 Nicht nur in dem, was sonst die Blicke schüchtern macht,

42 Von dem unphilosophischen Leben

Was uns unendlich groß; auch im unendlich kleinen
Sieht ein geschärfter Sinn der Weisheit Stralen scheinen.
O Mensch, in jedem Punct sind Wunder hingestellt;
Die größten in dir selbst; auch du bist eine Welt.
Was mehr? ein Geist; genug. Drum widme die Gedanken,
Von Ehrfurcht stets entflammt, dem Wesen ohne Schran-
ken.

C. F. Neander.

* * * * *

Untersuchung

von

dem unphilosophischen Leben der Welt-
weisen, durch M. Steudnitzern.

An den Leser.

Ich bin der erste, der die Aufgabe, warum die
Philosophen nicht philosophisch leben, so auf-
löst, wie man sie in gegenwärtiger Abhand-
lung aufgelöst findet. Wenigstens bin ich der erste,
der es einsieht, daß sie der Welt bekannt gemacht zu
werden verdienet. Da ich, ohne Ruhm zu melden,
die Gabe der Deutlichkeit mit der Kürze so gut, als
Herr K = = in W = =, verbinde: So schmeichle ich
mir zugleich, daß ich theils meine Materie auch schon
völlig erschöpft, theils den vernünftigen Theil der
Menschen, in Ansehung des Beyfalls, auf meiner Seite
habe.

habe. Daß ich hier und da einige Sachen gesagt habe, von welchen andre Schriftsteller vielleicht glauben, daß sie entweder an einem andern Orte, oder gar nicht hätten gesagt werden sollen, das wird der geneigte Leser gütig verzeihen. Die Tadler aber ertrage ich mit M. - wie Sokrates.

Von dem unphilosophischen Leben der Weltweisen.

Inhalt.

- §. 1. Eingang. Woher das verschiedene Glück der Wissenschaften entstehe. §. 2. Leuchtet der Vernunft ein. §. 3. Wird mit dem Exempel des Hippokrates erläutert. §. 4. Ungleichen des Cicero. §. 5. Ursache, warum der Verfasser die Stellen nicht genau anführet. §. 6. Derselbe erzählt die Historie seines Bleystifts. §. 7. Fernere Erläuterung des obigen, von der Größe der Sonne. §. 8. Möglichkeit und Beschreibung neuer Wahrheiten. §. 9. Vortrag und Eintheilung der Abhandlung. §. 10. Der Verfasser ist wegen der Kürze anzupreisen. §. 11. Daß Philosophen unweise leben, läßt sich auf verschiedene Art beweisen. §. 12. Beweis aus den Zeugnissen der Alten. §. 13. Beweis aus der Erfahrung. §. 14. Beweis aus der Philosophie. §. 15. Es müssen nothwendig solche Philosophen seyn. §. 16. Die gemeine Ursache von dem unordentlichen Leben der Weltweisen wird angeführt, und der

44 Von dem unphilosophischen Leben

der Ausdruck getadelt. §. 17. Beantwortung zweener Einwürfe. §. 18. Die gemeine Meynung ist falsch. §. 19. Erklärung des Wortes, Weltweise, woraus nichts hergeleitet wird, als daß der Verfasser ein Philosoph sey. §. 20. Die Philosophie ist der Weltweisen Frau Liebste. §. 21. Einwurf wird beantwortet. §. 22. Welche Weltweisen der Weltweisheit nicht folgen. §. 23 Fortsetzung dieser Sache, und Ciceros Ausspruch vom Weiberregimente. §. 24. Die Philosophie ist herrisch. Mehr Beweis von der Meynung des Verfassers ist unnöthig. §. 25. Die Meynung des Verfassers ist brauchbar. §. 26. Ist in Ansehung der Atheisten nützlich. §. 27. Entdeckung eines Mangels in der philosophischen Historie. §. 28. Erdörterung, ob die Poeten Sklaven sind. §. 29. Versprechen von einem Paar neuen Abhandlungen. §. 30. Der Verfasser ist in Ansehung seiner philosophischen Ehe ein Holländer.

§. I.

Dem ersten Ansehen nach, sollte man sich fast wundern, wie es komme, daß die Wissenschaften bald gestiegen, bald gefallen, bald wieder in Aufnehmen gekommen sind, da doch die Grundsätze der menschlichen Erkenntniß, und die Kräfte des menschlichen Verstandes vom Anfange der Welt her, bis auf diesen Tag im Hauptwerke allezeit eben dieselben gewesen sind. Wenn man die Sache aber nur einen Augenblick genauer betrachtet: So fällt die ganze Schwierigkeit weg. Denn man wird gar

gar bald gewahr, daß nach dem Maaße für die Wissenschaften bald Frühling, bald Sommer, bald Herbst, bald Winter gewesen, nachdem man viel oder wenig Folgerungen aus den gemeldeten Grundsätzen gezogen, nachdem man diese Folgerungen in seinem und anderer Verstande erneuert, oder in Vergessenheit kommen lassen, nachdem man sie verändert, verbunden, und mehr oder weniger Mühe, sie zu vermehren und zu verbessern, angewandt hat.

2. §. Meine Leser sehen gar leicht, daß ich mit denen einerley Meynung bin, welche behaupten, es folge nicht, wenn man die Vordersätze zu einer gewissen Folge wisse, daß man alsdann diese auch so gleich wirklich aus jenem herleite. Wenn ich glauben könnte, daß man mir, auf geschene Uebersetzung, nicht völligen Beyfall geben würde: So wäre es etwas leichtes, diesen Satz ausführlich zu beweisen. Nun habe ich zwar dieses nicht nöthig; denn es leuchtet der Vernunft klar ein. Indessen wird es doch nicht unangenehm seyn, ein paar Beispiele zur Erläuterung beizubringen.

3. §. Hippokrates hat an den Drüsen im menschlichen Körper eben das, und alles das wahrgenommen, was die heutigen Aerzte daran sehen. Seine Schriften beweisen es genugsam. Wo aber die Erzählung der Erfahrungen aufhöret, und sein eigen Urtheil über die Beschaffenheit und den Gebrauch der Drüsen angeht, da stimmt er mit der Meynung der neuen Aerzte so schön über ein, als Seyn und Nicht seyn zugleich statt haben können. Denn wo jener vom Insiehsehen redet, da sprechen diese von Heraus-

46 Von dem unphilosophischen Leben

ausgeben, und wundern sich, daß er das Gegentheil habe glauben können.

4. §. Cicero redet mehr als einmal von dem Pulse, und von der Bewegung des Blutes in den Adern. Und doch sagen unsre Aerzte mit größtem Ernste, daß er und alle übrige Gelehrte des Alterthums den Zirkelllauf der Säfte in unserm Körper nicht gewußt habe, sondern daß die Ehre dieser Entdeckung ihrem Harvay vorbehalten gewesen sey.

5. §. Ich lasse hier die umständliche Anführung der Bücher, Capitel und Seiten, welche die hieher gehörigen Stellen des Hippokrates, des Cicero und der neuern Aerzte in sich enthalten, mit Vorbedacht weg: Nicht etwa deswegen, als ob ich sie nicht anführen könnte; und etwas, das ich einmal ungefähr halb gehört, nun gleich so dreisthin nachschriebe; Auch nicht darum, daß ich meinen Lesern misgönnte, selbst aus den Quellen zu schöpfen. Vor beyderley Verdachte wird es genug seyn, mich zu sichern, wenn ich hlermit erbätzig bin, allen denen, die deswegen begierig sind, und an mich schreiben wollen, Genüge zu leisten. Und eben dieses, will ich auch auf die übrigen Schriftsteller, die ich etwa im Folgenden noch nennen möchte, erstreckt wissen. Die eigentliche Ursache aber, warum ich Buch, Abschnitt, Blatt und Ausgabe derselben übergehe, ist eine voll Wehmuth an mich gethane Bitte des Stückchens Bleystift, mit welchem ich die gegenwärtige Abhandlung zuerst in meine Schreibtafel niedergeschrieben: Wobey ich erinnern will, daß man so bescheiden seyn, und die

Ge-

Geschichte nicht gleich in Zweifel ziehen werde, weil man nicht dabey gewesen.

6. §. Die Sache verhielt sich so: Als ich unter obigem 3 §. so weit geschrieben hatte: v. Hippocr. Sect. III. *περι αἰθέρων* imprimis &c. So brach jähling die Spitze von dem besagten Bleystifte, ohne daß ich sonderlich darauf drückte: Der Bleystift fing zugleich an zu reden, und bath mich, ich sollte ihm doch in Ansehung dessen, daß er mir schon einige Wochen treue Dienste gethan, mit dem Schreiben von vielen Citatis immer verschonen. Als ich mich über diese Begebenheit, voller Neugierigkeit, die Ursache davon zu wissen, verwunderte: So fuhr mein Bleystift fort: Er habe dem Meister, der ihn versertiget, in seiner Jugend nicht gerathen wollen, und ihn dadurch heftig erzürnet. Dieser habe ihn also verflucht, und gewünscht, daß er nun und nimmermehr ein vernünftiges Wort schreiben möchte. Er sey darauf, wie ein Servus pileatus, um einen geringen Preis verkauft worden. Denn leider, habe er, fuhr er fort, als ich hierüber lachte, manchen schönen Folianten voll Alterthümer mit Hülfe des Registers; wiewohl zu seinem großen Jammer, excerpiren und citiren helfen müssen; indem er eben das für die Erfüllung des Fluchs seines Meisters halte, daß er einem gelehrten Zeugnißschreiber in die Hände gerathen sey, der ihm die ganze Zeit über, da er in seinen Diensten gewesen, nicht zu Aufsehung seiner eignen Gedanken, sondern zu Anführung fremder Stellen gebraucht, und bloß über dem Beweise, daß viel Gelehrte in der Welt gewesen seyn müssen, weil er so
viel

48 Von dem unphilosophischen Leben

viel Bücher von ihnen anführen könne, sich selbst und ihn fast gänzlich abgenutzt habe. Hierbey habe er, der Bleystift, Zeit genug gehabt, zur Erkenntniß und Bereuung seines ehemaligen Ungehorsams zu kommen. Denn er habe dabey durch den Umgang mit gelehrten Schriften so viel einsehen lernen, daß es auch in der Gelehrsamkeit weit rühmlicher sey, der Held, als der Geschichtschreiber zu seyn, und daß ob gleich seine und seines Herrn Beschäftigung nicht eben gänzlich eine unehrliche Handthierung genennet werden könne, er doch einmal für allemal ein sehr verachteter und für niederträchtig gehaltener Bleystift sey. Eine Art von Verzweiflung habe ihn also gewisser maßen zur Untreue gebracht; wo sein Bezeigen anders eine Untreue genannt werden könne; da er seinem Herrn für den halben Basen, den er ihn etwa koste, wohl mehr als für zehn halbe Basen Ehre erworben habe. Kurz, seine Lebensart sey ihm unerträglich geworden: Und die Begierde, derselben los zu werden, habe ihm nicht allein glauben heißen, daß er lange genug gebüßt habe; sondern ihm auch endlich gar vorgestellt, daß er wider sein Gewissen handele, wenn er sich länger dazu brauchen lasse, bey seinem Zeugnißschreiber den Schein der Gelehrsamkeit durch Betrügerey unterhalten zu helfen. Er habe also einmal die Gelegenheit, seiner Marter zu entgehen, in Acht genommen, und da ihm sein Herr auf der Rathsbibliothekstreppe, allwo ich ihn bald darauf gefunden, und eingesteckt hatte, in die Tasche stecken wollen: So sey er ganz sachte darneben gefallen. Bey mir, setzte er hinzu, sey er bisher, wie im Himmel gewesen; weil

weil er entweder gar nichts zu thun, oder, welches doch selten geschehen sey, einige von meinen eignen Gedanken anzumerken, oder ein paar Linien zu ziehen gehabt habe. Er bäthe also um des Fluchs seines Meisters willen, und unter Versprechung aller treuen Dienste, ihn aus Erbarmen nicht wieder in einen Stand zu setzen, der seinen Gedanken nach nicht unglücklicher für ihn erdacht werden könne. Ich gab also seinem Bitten Gehör; wiewohl ich ihm zeigte, daß seine Furcht allzugroß wäre; und löschte die angefangene Zeile wieder aus. Ich habe mir auch nunmehr wirklich vorgesetzt, künftig keine anderen, als unumgänglich nöthige, Anführungen zu machen.

7 §. Ich komme nunmehr wieder auf das vorige zurück. Kann man vielleicht wider die Exempel des Hippokrates und des Cicero noch etwas einwenden: So will ich meinen Lesern ein anders vorlegen, wider welches sich hoffentlich wenig sagen läßt. Meynet man denn wohl, daß die Bauern der Sonne eine so ansehnliche oder nur eine wenig geringere Größe zuschreiben, als die Sternkundiger und Weltweisen thun? Ich glaube, man saget nein dazu. Und gleichwohl hat der Bauer Gründe genug, aus welchen er sehen könnte, daß die Sonne tausendmal größer seyn müsse, als sie ihm scheint. Da der Knopf auf den Kirchthurm in seinem Dorfe gesetzt werden sollte: So sah er, derselbe war so groß, daß mehr als ein Scheffel hinein ging. Und da er ihn ist auf dem Thurme sieht; so scheint er ihm kaum so groß zu seyn, als das Stück Brodt, das er in seiner

Hand hat. Er sieht ferner, daß ihm sein Fuder Heu viel größer in die Augen fällt, als der Edelhof, der vor ihm auf dem Berge liegt, und von welchem sein Fuder nur einen kleinen Winkel ausfüllen soll. Er sieht auch dabei, daß der Berg hinter dem Dorfe viel höher ist, als der Kirchturm. Er ist öfters auf dem Berge gewesen, und da hat er gesehen, daß ihm ein Raubvogel, der hernach fast so groß, als eine Gans, war, da er eine Taube holte, in der Luft, nur wie ein Pünctchen schien, da er sich unter einer Wolke herum drehte. Ueber dieser Wolke stund noch eine Wolke. Er hat auch alle Tage die Wälfen eben so hoch stehen sehen. Aber noch hoch über den Wolken steht, wie er sieht, der Mond. Und vor ein Paar Jahren hat er gesehen, daß bey der Sonnenfinsterniß die Sonne noch vom Monde bedeckt wurde. Hat hier der Bauer nicht Gründe genug, zu schliessen, daß die Sonne gar sehr vielmal größer seyn müsse, als sie scheint. Oder wird er wohl die Folge leugnen, wenn man ihm dieselbe zeigt? O nein! Er wird ganz freundlich dazu aussehn, wenn man ihm die Sache erkläret. Aber von sich selbst machet er gleichwohl den Schluß nicht. Und so ist es in tausend andern Dingen.

8 §. Es mag nun dieses für eine Glückseligkeit der menschlichen Seele angesehen werden, daß sie ihre Erkenntniß immer vermehren kann; oder man mag es für eine Unvollkommenheit halten, welche die große Einschränkung des menschlichen Verstandes beweist: So erkennt man doch daraus die Wahrheit meiner Meynung, und sieht zugleich die Möglich-

lichkeit und den Begriff neuer Wahrheiten. Denn diese sind nichts anders, als Folgen aus schon bestimmten Gründen, welche man vorher noch nicht gemacht hatte, da die Gründe dem Verstande nicht genug gegenwärtig waren.

9 §. Zu welchem Ende aber habe ich mit meinem Gedanken so weit ausgeholt? Denn vielleicht sieht man noch nicht, wohin meine Absichten gehen. Und es wundert mich auch nicht; weil der Eingang, den ich gemacht habe, sich eben so wohl vor noch hundert andre Abhandlungen schicket, als vor die gegenwärtige. Ich will mich also darüber erklären. Mein Vorsatz ist, meinen Lesern eine neue Wahrheit vorzutragen. Darum war es gut, ihnen zuvörderst zu zeigen, daß neue Wahrheiten möglich wären. Ich will auch niemand länger aufhalten, sondern der Welt nunmehr meine Meinung von der unweisen Lebensart vieler Weltweisen mittheilen. Ich verbinde mich hierbey, zuvörderst zu zeigen, daß es Weltweise giebt, ja geben muß, die eine unordentliche und unweise Lebensart führen; hernach die gemeine Meinung von der Ursache derselben bezubringen; und endlich derselben meine eigne entgegen zu setzen.

10 §. Ich hoffe, daß meine Leser den Franzosen des Alterthums, ich meine, den Atheniensern, an Neugierigkeit gleich seyn werden. Und in solcher Hoffnung glaube ich, nicht nöthig zu haben, daß ich sie bitte, das neue, was ich ihnen sagen will, recht einzunehmen. Man erwarte also von mir kein großes Empfehlungsschreiben: Da vernünftige Leser ohnedem sehen werden, daß meine Arbeit dergleichen nicht

nöthig hat. Alles, was ich der artigen Modeungebuld zu gefallen thun kann, ist dieses, daß ich, nach der in der Vorerrinerung versprochenen Eigenschaft, kurz seyn werde. Daß auch dieses noch eine große Gefälligkeit sey, das werden diejenigen wissen, welche einsehen, daß ich von der gegenwärtigen Materie wohl einen ganzen Folianten hätte schreiben können, in welchem doch nichts mehr, das zur Sache dienet, gestanden hätte, als in diesen wenigen Blättern steht. Denn was ich eigentlich zu sagen habe, das läßt sich mit wenig Worten sagen. Und ich kann es nun wohl gestehen, daß ich den langen Eingang meistens darum gemacht habe, damit meine Abhandlung, als ein dem Drucke gewidmetes Werk, auch nicht gar zu kurz werden sollte.

II §. Das erste, was ich meinen Lesern zu zeigen versprochen habe, ist dieses, daß viele Weltweise eine unweise Lebensart führen. Nun weiß ich aber nicht, ob das Ansehen viel bey den meisten gilt, und ob mir dieselben also Beyfall geben werden, wenn ich diesen Satz mit dem Zeugnisse bewährter Schriftsteller beweise; oder ob die Erfahrung viel bey ihnen vermag; oder ob Gründe aus der Weltweisheit selbst den tiefsten Eindruck bey ihnen machen. Ich will also alle drey Arten des Beweises brauchen, und ihnen die Wahl lassen, welchen sie unter denselben für den stärksten halten wollen. Mir gilt es gleich viel, wenn man mir nur recht giebt.

12 §. Daß aber mein Satz in den alten Schriftstellern angetroffen werde, das darf ich nur mit einem Worte erinnern: So fällt man mir bey. Denn belesene

lesene Gelehrte wissen, daß er nur gar zu oft darinnen anzutreffen ist. Man weiß, daß man beym Euripides den Weisen gram ist, die für sich selbst nicht weise sind. Und wenn man ihnen gram ist, so muß es doch wohl solche Weise geben. Man weiß, wie Cicero klaget, daß Leute, die sich den Worten nach mit der Tugend so breit machen, sich im Werke allen Lastern überlassen. Man weiß, daß Nepos an den nur genannten großen Mann schreibt: Er glaube, daß niemand einen Hofmeister nöthiger brauche, als der größte Theil der Weltweisen. Man weiß, daß sich Quintilian erbosset, daß so viele unter einem großen Barte, und zerrissenen Mantel, womit sie gleichsam belegen wollten, daß sie Weltweise wären, ein so wollüstiges und unbändiges Herz verdeckt trügen. Den Seneca will ich nicht anführen; weil ich nicht weiß, ob er es schöner mit den Worten, oder überzeugender mit den Werken gewiesen, daß es Philosophen gebe, welche unanständig leben.

13 §. Wir wollen uns indeß nicht bey den Zeugnissen und Erfahrungen aus dem Alterthume allein aufhalten. Wir wollen auf unsere Zeiten herunter gehen. In der That, wir müssen sagen, daß die heutigen Liebhaber der Weisheit den römischen und griechischen in diesem Stücke nichts nachgeben. Noch heut zu Tage predigen wir von der Redlichkeit, und lachen noch in eben dem Athem, daß wir einen andern hintergangen haben. Noch heut zu Tage tadeln wir anderer Leute Begierde, zu haben, damit sie die unsrige sättigen sollen. Noch heut zu Tage schiefen wir unsre Donnerstralen auf den Hochmuth derer,

54 Von dem unphilosophischen Leben

rer, die einen Vorzug haben wollen, den wir selbst zu besitzen streben. Noch heut zu Tage wissen wir es mit schwerer und stammelnder Zunge als verächtlich vorzustellen, wenn sich der Nachbar aus dem Zirkel trinkt; damit nicht ein unstudirter Bürgermeister aus Bu . . . , sel. Andenkens, allein die Ehre haben möge, gesagt zu haben: Johann, lehne mich an die Wand, und sieh, wer die besoffne Sau ist, die da taumelt. Und noch heut zu Tage verursacht uns das Frauenzimmer das kalte Fieber, und machet uns, wenn wir in seiner Abwesenheit von ihm reden, Frost, gleich darauf aber auch, so bald es anwesend ist, Hitze.

14 §. Aber was habe ich erwiesen, wenn man mir dieses alles zugesteht? Dieses, daß es Weltweise giebt, welche unanständig leben. Ich will aber noch mehr thun. Denn der letzte Beweisgrund muß billig der stärkste seyn. Diesen nehme ich aus der Weltweisheit selbst her. Und ich würde mir dünken, nichts gethan zu haben, wenn ich bloß das Daseyn solcher Philosophen zeigen könnte; wofern ich nicht auch mit diesem Grunde gar weisen könnte, daß dergleichen nothwendig seyn müßten.

15 §. Ich setze zum voraus, daß auch Philosophen genug sind, welche so leben, wie sie lehren. Denn wenn es keine Philosophen, die philosophisch, und keine Christen gäbe, die christlich lebten, über wen hätte man in der Welt zu lachen? Wer also das, was ich voraus setze, leugnen kann, der kann mich auch überführen, daß es im Heumonate Winter ist. Nun setze ich zweien Philosophen. Der eine soll A, der andere B heißen. Ich setze ferner, daß sie beyde gleiche

gleiche Lehrlätze haben. Die Lehrlätze des einen wollen wir E, und die Lehrlätze des andern F nennen. Also ist $E = F$. Nun ist $E : A = F : B$, und demnach ist bisher $A = B$. Nun mag C die Lebensart A, und D die Lebensart B seyn. Wäre also $D = C$; So wäre $D : B = C : A$, und $A : D = B : C$. Und folglich wäre A vollkommen = B. Nun können aber zwey Dinge einander nicht vollkommen gleich seyn. Also kann D nicht = C seyn, und sich : F nicht = C : E verhalten. Wenn demnach C, die Lebensart A, gut und weise ist: So kann es D, als die Lebensart B nicht seyn. Die Beraubung des Guten heißt das Böse, also muß D böse und unweise seyn. Also muß es nothwendig Weltweise geben, welche eine unweise Lebensart führen. W. J. E. W.

16 §. Wenn nunmehr die Frage ist, was man für die Ursache dieser Lebensart halte: So ist ordentlicher weise die Antwort: Es komme unstreitig daher, weil diese Leute die Regeln der Weltweisheit zwar wußten, aber sich nicht darnach richteten. Denn in der Weltweisheit selbst sey kein Grund zu einem unordentlichen Leben. Allein wer sieht nicht, wie übel diese Vertheidigung eingerichtet ist. Zuerst merket ein jeder, der gewohnt ist, scharf zu denken, daß man den Ausdruck nicht behutsam gewählt habe. Wenn jemand fragte, woher das unordentliche Leben der Poeten käme? und ich antwortete: Es käme daher, weil sie die Regeln der Dichtkunst nicht in Acht nähmen: So glaube ich, jeder Briefträger würde mich auslachen. Und ich soll mir von Weltweisen, welche den Urbanus Rhegius vielleicht noch dazu ge-

56 Von dem unphilosophischen Leben

lesen haben, vorsagen lassen, das unanständige Bezügen der Weltweisen rühre daher, daß sie sich nicht nach den Regeln der Weltweisheit richteten? Mein Gott! wo ist doch der Grund dazu? Konnte man denn nicht sagen: nach den Lehren? Alsdann würde es schwer gewesen seyn, daß ich bey dem Ausdrucke etwas zu erinnern gefunden hätte. Ich sage, bey dem Ausdrucke: Denn im übrigen wäre mir es leid, wenn ich nicht noch allezeit etwas zu erinnern finden sollte.

17 §. Hernach will ich, was die Sache selbst betrifft, den Einwurf nicht machen, den vielleicht ein anderer machen würde: daß nämlich solche Philosophen, wenn sie sich gleich nicht nach den Lehren der Stoiker richteten, doch etwa nach der epikurischen Philosophie lebten. Denn es ist hier die Frage, ob sie nach ihren eignen Lehrsätzen leben. Ich will auch dieses nicht erinnern, daß man sprechen könnte: Sie lebten allerdings nach der Philosophie: Denn sie lebten nach ihren Begierden, oder, welches gleichviel ist, seyn natürlich: Die Philosophie wolle aber, daß man seyn natürlich leben solle: oder, wie es bey dem Cicero lateinisch laute, *ut naturae convenienter vivamus*. Die Ursache, warum ich mich hierbey nicht aufhalten will, ist diese, weil es ein Wortstreit ist. Denn wenn man dieses darum der Philosophie gemäß leben heißt, weil die Philosophie will, daß wir der Natur gemäß leben sollen: So kann ich auch sagen: Mein Wille ist der Gesetzgeber der Natur und des Zusammenhanges der Dinge; wenn heute gut Wetter ist: Weil auch ich will, daß heute gut Wetter seyn soll. Und man sieht wohl, wenn es auf diese Einwürfe ankäme: So

So würde die gemeine Meinung von dem Grunde des unweisen Lebens bey einem Theile der Weltweisen, ihre Richtigkeit noch wohl behaupten.

18 §. Wir wollen sie aber sonst ein wenig ansehen. Ich versichre, daß sie nichts tauget. Wir fragen: Warum führen denn so viele Weltweise ein unanständiges Leben? Man antwortet uns: Weil sie sich den Lehren der Weltweisheit nicht gemäß bezeugen. Nun will ich es meinen Lesern mit andern Worten sagen: Ein Theil der Weltweisen lebet unweise, weil er unweise lebet. Was hat man also gesagt? Mich dünket, nichts. Warum schreibe ich jetzt? Weil ich alles thue, was man thut, wenn man schreibt. Wenn man aber den zureichenden Grund einer Sache darinnen suchet, daß man die Sache selbst wieder vorträgt: So begeht man einen Fehler wider die Vernunftlehre. Nun thut man dieses mit der angeführten Meinung: Also begeht man einen Fehler wider die Vernunftlehre. Was ein Fehler wider die Vernunftlehre ist, das ist wider die Vernunft. Nun ist die angeführte Meinung ein Fehler wider die Vernunftlehre: Also ist sie wider die Vernunft. Was wider die Vernunft ist, das ist falsch. Und diese Meinung ist wider die Vernunft: Also ist sie falsch. So genau habe ich erfüllt, was ich versprochen hatte.

19 §. Doch es ist natürlich, daß, da ich die gemeine Meinung von dieser Sache verwerfe, man nunmehr von mir fordert, daß ich eine bessere sagen soll. Ich könnte mich zwar deswegen, wie Cotta beynt Cicero, in Ansehung der Götter, entschuldigen. Ich will es aber doch nicht thun; sondern meine neue Wahrheit mittheilen. Warum hätte ich sie sonst ent-

deckt?

58 Von dem unphilosophischen Leben

deckt? Ich erkläre mich hierben zuvörderst, daß ich durch das Wort Philosophen nicht eben ins besondere die verstehe, welche die Weltweisheit für ihr Hauptwerk ausgeben; sondern ich nenne ohne Unterscheid alle diejenigen, Philosophen, welche sich in einem genügsamen Maaße mit der Weltweisheit beschäftigen; sie mögen nun allen ihren Fleiß und alle ihre Zeit, oder nur einen Theil davon auf dieselbe wenden; so viel sie nämlich zu thun für nöthig halten, um für philosophisch angesehen zu werden. Und von allen diesen zusammen genommen sage ich, daß ein Theil davon unanständig lebe. Wiewohl, meine Leser werden sehen, daß ich in dem folgenden aus dieser Erklärung nichts herleiten werde; ausgenommen, daß sie daraus sehen können, auch ich habe ein Recht, wenn ich von den Weltweisen rede, mich des Wortes: wir, zu bedienen.

20, §. Es ist bereits etwas altes und ganz bekanntes, daß man uns saget, wir hätten die Weltweisheit als unsere Geliebte, oder vielmehr als unsere Frau Gemahlinn anzusehen. Unsrer Dichter bekräftigen es uns; und wenn wir um dieser unserer Frau Liebste willen eine Ehrenstelle erlangen: So wird uns auch so gar ein Ring, als ein Zeichen, überreicht, wodurch wir der eingegangenen Verbindung erinnert, und in derselben befestigt werden; und man lobet uns wegen unserer zu der Zeit schon alten Liebe und des verträglichen Zusammengewohnens mit der Weltweisheit. Denn man darf sich nicht einbilden, als ob dieselbe erst allda vollzogen würde. Nein! so bald wir mit der Weltweisheit einen genauern und
ver-

vertrautern Umgang angefangen haben; sobald sind wir ein wirklich Paar mit ihr geworden. Und mit den äußerlichen Gebräuchen, die bey manchem unter uns hierbey vorkommen, ist es nur, wie mit der Bekanntmachung einer heimlichen Ehe in England und Frankreich, beschaffen, welche öfters etliche Jahre später, als die Vollziehung der eigentlichen Hochzeit, geschieht.

21 §. Einige meynen zwar, wir blieben zeitlebens Liebhaber, und wären eigentlich bis an unser Ende dem Ceremonialgeseze der Buhlschaft unterworfen. Allein wie unrichtig dieses sey, das zeigt sich von sich selbst aus demjenigen, was ich unmittelbar vorher gesagt habe. Und ich bin versichert, daß, wenn man unter dem Haufen der Philosophen die Stimmen sammeln will, die Meynung des größten Theils dahinaus gehen werde, daß aus dem ewigen Liebhabersenn nichts heraus komme.

22 §. Da also die Weltweisheit unsre Frau Liebste ist: So sieht man nicht allein schon die Ursache, warum ein Theil der Weltweisen nicht nach der Vorschrift der Weltweisheit lebet; sondern man kann auch schon entscheiden, welches die Weltweisen sind, die zu dieser Art gehören. Alle diejenigen sind es nämlich, welchen ihre Freyheit am Herzen liegt. Denn alle diese lassen sich nicht von der Frau befehlen; sondern sagen ebenfalls: Mein Engel, sie sind überaus schön: Sie sollen aber nicht recht haben.

23 §. Und vielleicht fangen meine Leser nunmehr gar an, ein wenig anders von diesen Leuten zu denken, als sie zuvor gedacht haben; nachdem sie sehen,
aus

60 Von dem unphilosophischen Leben

aus was für einer erhabenen Seele ihre Lebensart herfließt. Denn ist es wohl zu leugnen, daß die Liebe zur Freyheit etwas gutes ist? Oder kann dieselbe mit der Unterwerfung unter die Befehle des Frauenzimmers vollkommen bestehen? Man mache den Einwurf nicht: Daß es große Helden gebe, welche doch dem andern Geschlechte dienen. Es ist wahr. Allein so sind sie zwar Helden, aber Helden, die eben so wohl Knechte sind, als ein leibeigner Russe, der gegen den Feind siegreich ist. Ich will den für mich reden lassen, der sich durch die Erhaltung der Freyheit so beliebt gemacht hat, daß ihn das freye Rom einen Vater des Vaterlandes genennt. Seine Betrachtungen über einige stoische sonderbare Sätze sind bekannt. Und wie nachdrücklich sind die Worte, die wir in Ansehung dieser Sache in denselben finden! Soll ich den für frey halten, über den ein Weib herrschet? dem sie Gesetze vorschreibt, und befiehlt und verbeut, was ihr gut dünkt? Ein solcher Mensch scheint mir nicht bloß ein Knecht, sondern der allerniederträchtigste Knecht zu seyn. Hält man diesen Ausspruch vielleicht für allzuhoch getrieben: So rechne man mir es nicht zu, als der ich ihn bloß anführe. Indessen wissen meine Leser selbst wohl aus dem Zuschauer, was für Kraft er in England gehabt, wenn er als eine italienische Arie abgesungen worden. Und ich habe Nachricht, daß er fast ebendergleichen Wirkung auch an andern Orten gethan hat. Doch dieses mag seyn, wie es will: So sieht man doch, daß ich in diesem Grundsatz den allervernünftigsten Grund von
der

der Welt gefunden habe, warum so viele Weltweise nicht nach der Vorschrift der Weltweisheit leben.

24 §. Ich habe nunmehr nicht nöthig, noch vieles zu sagen, damit man sehe, daß es mit der Philosophie und den Weltweisen auch so gehe. Denn wenn man die Philosophie nur ein wenig dem Rufe nach kennt: So weis man schon, daß sie so herrisch ist, als ie eine Frau auf der Welt seyn kann, und daß sie vom Morgen bis in die Nacht immer etwas zu befehlen haben will. Nulla pars, spricht sie selbst, nulla pars vitae vacare officio potest. Und unter diesen Umständen ist es klar, daß es nicht einem jeden gegeben ist, solche Befehlshaberen zu ertragen. Ist es aber klar: So will ich nicht weiter Beweis davon führen. Es würde ohnedem halb vergebens seyn, noch lange an Beweisen zu arbeiten. Denn ich weis nicht, ob meine Gründe dem Leser schwach, oder stark scheinen werden; indem ich nicht wissen kann, ob jemand in der ganzen Welt so denkt, wie ich. Ich kann nicht beweisen, daß Körper sind; und also ist vielleicht nichts in der Welt, (wo anders eine Welt ist) das sich eine solche Welt malet, wie ich mir sie male. Da ich indessen so höflich bin, und diese Sachen annehme: So lebe ich der Hoffnung, daß sie vernünftige Leser auch annehmen, und auf diesen Fuß mit mir von der Sache weiter fort denken werden. Denn wenn sie sich weigern wollten, es zu thun: So müßten sie mir auch nicht übel nehmen, daß ich von ihrer Verstandesfähigkeit dächte, was ich wollte.

25 §. Voraus gesetzt also, daß die Dinge so sind, wie sie uns vorkommen; so ist meine Meinung gewiß

gewiß und bewiesen, und also völlig annehmungs-
würdig, oder vielmehr, eigentlich zu reden, von al-
len Klugen, die bis hieher gelesen haben, schon an-
genommen. Denn meine Meinung ist eine neue
Wahrheit. Eine neue Wahrheit aber ist auch eine
Wahrheit; welches ich wider einige unsrer Musel-
männer erinnere. Da nun alle Wahrheit angenom-
men zu werden verdienet: So gilt dieses auch von
meiner Meinung. Und ich setze hinzu, daß, wenn
eine Wahrheit durch sich selbst desto nachdrücklicher
empfohlen ist, je brauchbarer sie ist, dieses auch von
meinem Satze gilt.

26. §. Ich könnte diese Eigenschaft desselben
durch sehr viele Fächer des Beweisgrundschranckes,
oder attisch zu reden, der Beweisgrundsköhe, dar-
thun, und Nutzen über Nutzen zeigen. Ich will
aber mit etlichen wenigen Exempeln zufrieden seyn.
Daß ich die Rangordnung dabey beobachte: So
wissen meine Leser, daß nach der Gewohnheit unse-
res Jahrhunderts ein Satz nicht kräftiger angeprie-
sen werden kann, als dadurch, daß man versichert,
er sey gut in der Lehre von den Atheisten zu gebrau-
chen, und ihn, in Ansehung dessen, zu glauben bit-
tet. Eben diesen Vorzug also hat mein Satz, daß
er der Welt in Absicht auf die Atheisten ungemein
nützlich ist. Dieser Leute atheistisches Lehrgebäude
ist ihre Philosophie. Nun schmeicheln sie sich or-
dentlich, freye und erhabne Geister zu seyn. Man
zeige ihnen also nur recht lebhaft, daß, wenn sie nach
ihrer Philosophie leben, sie der Frau dienen. Auf
solche Weise hat man sicher zu hoffen, daß auch sie,
sich

sich ihrer Philosophie nicht mehr gemäß bezeigen, und folglich der Republik nicht schädlich und gefährlich seyn werden.

27 §. Hernach kann man eine Unrichtigkeit entdecken, welche bisher in der philosophischen Historie geduldet worden, und, welches mich am meisten wundert, auch ist von dem gelehrten Herrn Brucker, in seinem sonst gründlichen neuen großen Werke, nicht bemerkt und weggeräumt worden ist. Man findet nirgends unter den Grundsätzen der cyrenaischen Secte diesen Satz, daß man der Philosophie nicht gemäß leben müsse. Und gleichwohl sollte dieses seyn; weil ich glaube, daß sich diese Secte durch keinen einzigen Satz von allen andern Arten der Weltweisen genauer unterscheide, als eben durch diesen. Daß es aber mit diesem Satze seine Wichtigkeit habe, das zeigt sich aus einer horazianischen Stelle, die ich hier gleich anführen will. Sie lautet also:

Mox in Aristippi furtim praecepta relabor,
Et mihi res, non me rebus, submittere conor.

Ein gelehrter Freund hat in einer critischen Abhandlung von der Redensart, quoad res concedebat, mit welcher er mir Glück wünschet, daß ich von der Gesundbrunnencur ohne Schaden zurückgekommen, dargethan, daß das Wort RES manchmal auch eine Frau bedeute. Wenn wir nun diese Bedeutung hier annehmen; wie es denn der Zusammenhang gar wohl leidet: So ist es eben so viel, als wenn Horaz, da er saget:

Et mihi res, non me rebus, submittere conor,

sprä-

64 Von dem unphilosophischen Leben

sprache: Ich gehorche der Vorschrift der Philosophie nicht. Da er nun sagt, daß er hiermit auf die Grundsätze des Aristippus, als des Stifters der cyrenaischen Secte, wieder zurück verfallt: So ist es augenscheinlich, daß Aristippus gelehrt habe, man müsse der Philosophie nicht gemäß leben. Das einzige, weswegen ich den Verfassern der philosophischen Geschichte dießfalls noch gewissermaßen verzeihe, ist dieses, daß Horaz sagt, daß er es hierinnen Furtim, unvermerkt, mit dem Aristippus halte; woraus erhellet, daß schon zu seinen Zeiten es wenige gegeben, welche gewußt, daß dieser Satz in dem cyrenaischen Lehrgebäude befindlich sey.

28 §. Da ich an einen Poeten gedenke: So leitet mich dieses auf eine neue Folge, die aus meinem Satze herfließt. Es hat ein gewisser Gelehrter zu behaupten gesucht, daß die Poeten Sklaven wären. Daß dieses aber lange nicht so allgemein sey, als man etwa glauben möchte, läßt sich also beweisen: Poeten, die von den Musen getrieben werden, gehorchen dem Frauenzimmer. Denn die Musen sind weibliches Geschlechts. Wer diesem dienet, der ist, wie wir gesehen haben, ein Sklave. Nun lassen sich aber nicht viel Dichter von den Musen regieren; also sind nicht viel Dichter Sklaven.

29 §. So viel mag genug seyn, die Brauchbarkeit meines Satzes zu zeigen. Ich hätte hier nunmehr Gelegenheit, von einigen hier angränzenden Materien zu handeln, und z. E. von den philosophischen Heirathen um des philosophischen Labourets willen, zu reden. Ich könnte ferner von der gänzlichen philo-

isophischen Ehescheidung etwas beybringen, und zeigen, daß, so gemein sie auch ist, sie doch in den ehemaligen Zeiten fast eben so ungewöhnlich gewesen, als die bürgerliche Ehescheidung in Rom, bis ins sechste Jahrhundert, gewesen ist. Ich will aber diese Sachen lieber zu besondern Abhandlungen versparen.

30 §. Wenn man zum Beschlusse vielleicht einen Rath von mir erwartet, ob man der Philosophie folgen solle, oder nicht: So wartet man vergebens. Denn auf welche Seite soll ich mich schlagen, ohne es mit einem Theile zu verderben? Die Sache ist überhaupt etwas küßlich: Und wenn ich auch viel andere Betrachtungen aus den Augen setze: So mag ich doch einmal für allemal kein Ehebreusel werden. Ein jeder thue, was ihm recht dünkt, und überlege, wobey er sich wohl befindet. Will man aber, anstatt meines Einrathens, nur einige Nachricht wissen, was ich selbst meines Orts in dieser Absicht für ein Bezeigen annehme: So kann ich, vermöge meiner Offenherzigkeit, damit eher dienen. Ich kann nicht leugnen, ehe ich immer Krieg im Hause haben will, ehe gebe ich etwas nach. Ich weiß nicht, ob man mich sehr rechtsprechen wird: Ich bin aber wenigstens nicht der einzige, der so denkt; sondern habe alle fluge Amsterdamer zu meinen Mustern. Es ist bekannt, daß der Ritter Temple einst zum Herrn Hoest, damaligen vornehmsten Bürgermeister zu Amsterdam, sagte: Er befände ihn als einen Patrioten, nicht nur in Absicht auf das Beste seines Landes, sondern auch in Absicht auf die Gewohnheiten seiner Stadt, unter welche auch das Weiberregiment ge-

hörte. Und Herr Hoest antwortete, daß dieses wahr wäre, und daß alles, worauf man da hoffen könnte, dieses wäre, une douce Patrone, das ist: wo ich nicht irre, eine gelinde Hofmeisterinn, zu haben. So denke ich also auch. Ich weis ohnedem nicht, wie ich mich bey meiner andern Frau werde gewöhnen müssen. Und so viel ist doch gewiß, daß sich der eine aus dem Befehlen, der andre aber aus dem Gehorchen eine Ehre machet.

Ode

auf die Freundschaft.

Freylich hat man in der Liebe,
Für ein Loth Zufriedenheit,
Ganze Zentner Angst und Leid;
Drum verwerf ich ihre Triebe.
Doch der Freundschaft reine Gut
Reichet lauter muntres Blut,
Und derselben große Lehren,
Will ich bis zur Gruft verehren.

Statt der plumpen Schmeicheleyen,
Wo man, durch der Schönheit Pracht,
Oft aus Thieren Götter mache,
Kann man sich der Wahrheit weihen.
Amors allerhöchster Brand
Tödtet meistens den Verstand,
Aber in den Freundschaftswarten
Kann man ihn recht männlich stärken.

Auf

Auf des Busens Zauberkreisen,
 Auf der Lippen Purpurroth
 Leidet oft die Tugend Noth,
 Auch bey Helden, auch bey Weisen.
 Doch wo man, nach deutscher Art,
 Hand und Hand zusammen paart,
 Können Freunde, die sich lieben,
 Ihr Geseß mit Anmuth üben.

Geht zur Venus Blumentristen!
 Lacht, und küßt! die bittere Frucht
 Der verdamnten Eifersucht
 Wird euch den Geschmack vergiften.
 O! wie himmlisch lebt ein Mann,
 Den sein Herz nicht martern kann;
 Der die Zeit, die flüchtig eilet,
 Unter Freund und Mäusen theilet.

Freunde, die ihr redlich brennet,
 Brüder aus der besten Welt!
 Die mein Herz für Schätze hält,
 Die kein Haupt voll Kronen kennet!
 Unser Bund soll ewig seyn,
 Unser Wahlspruch: Ja! und Nein!
 Und, durch Tugend und Vergnügen
 Wollen wir das Glück besiegen.

Schicksal, willst du eisern werden?
 Willst du mir, für mein Bemühen,
 Eitel und Metall entziehen?
 O! so lieb ich die Beschwerten.

Laß mir Kräfte, Muth und Brodt,
Die Vernunft bis in den Tod!
Gieb nur, daß ich bis zum Grabe
Tugend und auch Freunde habe.

Gleichwohl will ich dich nicht fliehen,
O, du schöner Theil der Welt!
Den die Vorsicht hergestell't,
Uns von Sorgen abzuziehen.
Hat doch öfters eure Brust
Auch an solcher Freundschaft Lust,
Die man durch die Seelen findet,
Und auf Wis und Tugend gründet.

Ist es oben angeschrieben,
Durch die Schrift, die nicht vergeht,
Die kein Sterblicher versteht,
Daß ich künftig noch soll lieben:
O, so will ich jenes Kind,
Das mein treues Herz gewinnt,
Wenn ich werd am stärksten brennen,
Meine liebste Freundin nennen!

3.

Der junge Herr.

Drittes Stück.

Es ist doch eine artige Sache, daß jemand so
vermessen hat seyn können, bekannt zu ma-
chen, daß ich diese Blätter nicht selbst ausar-
beitete,

beltete. Wenn es wahr wäre; so thäte ich, was ich eigentlich thun sollte, wenn ich den Wohlstand beobachten wollte. Es steht einem Menschen von meinen Verdiensten fast eben so wenig an, sich mit solchen Kleinigkeiten zu beschäftigen, und seine Schriften selber zu machen, als es mir anstehen würde, meine Kleider selbst zu verfertigen. Und wenn ich der Chloris, die ohnedem vom Wiße nicht allzu viel hält, sagen wollte, daß es einmal einen großen Herrn gegeben hätte, der zu seinem Prinzen gesagt: Schämest du dich nicht, daß du so schön singest: So würde sie dieses Wort ohne Zweifel ergreifen und zu mir sagen: Schämen sie sich nicht, daß sie so schön schreiben. Wenn ich mir also auf eben die Art Schriften machen ließe, wie ich mir meine Kleidung machen lasse, die doch weit mehr zu meinen Verdiensten be trägt, als es ein Blatt Papier thun kann: So thäte ich nichts, als was tausend thun, und was großen Leuten ansteht. Aber wie kann es noch eine Frage seyn, ob ich etwas selbst geschrieben habe, da es bey der Phyllis eine ausgemachte Sache ist? Alle Welt sollte lieber mit schönen Augen sich betrügen, als mit ihren eignen die Wahrheit sehen wollen. Ueber dieses sind meine Beweisgründe wichtig, und ich habe es so klug gemacht, als nur möglich ist, daß es jemand machen kann, der die Leute überzeugen will, daß er eine Schrift selber machet, von welcher man ihn im Verdachte haben könnte, als ob er sie sich machen lasse. Man stelle sich vor, daß ein Mensch, der sonst allezeit mit dem gegenwärtigsten Geiste von der Welt in das Zimmer seiner Gebieterinn getreten war; dessen Ver-

stand mit den Augen desselben ein Bündniß gemacht zu haben schien, daß er niemals an etwas anders hangen bleiben wollte, als wo dieselben stille stehen würden: Man stelle sich vor, sage ich, daß dieser Mensch, der sonst viel redet und nichts denkt, iso einmal viel zu denken scheint, und nichts redet; daß er mit einer ungezwungenen Zerstreung das Zimmer seiner Gebieterinn aufreißt, daß er ohne zu lächeln hinein tritt, und daß es scheint, als ob er seinen Verstand auf dem Papiere zurückgelassen hätte.

Ohne Zweifel werden alle Leute so gleich auf die Gedanken gerathen müssen: Dieser Mensch schreibt Bücher. Eben so trat ich zur Phyllis in das Zimmer. Und endlich endigte ich mein langes Stillschweigen mit den Worten: Ich habe die schönsten Pflanzen von der Welt gesäet. Ungeachtet ich sehr oft mit meinen guten Einfällen so glücklich gewesen bin, daß die Leute, wenn ich das erste Wort mit ihnen geredet habe, auf den Argwohn gekommen, ob ich auch wohl ganz richtig im Kopfe seyn möchte: So habe ich doch niemals mehr Verwunderung als diesesmal erwecket. Ich konnte die Phyllis nicht eher überreden, daß ich nicht mein ganzes Gehirn auf das Papier geschüttet hätte, und daß sie sich noch nicht gereuen lassen dürfte, daß sie mich zum Schriftsteller gemacht hätte, als bis ich ihr sagte, wie ich in dem ersten Stücke meiner Schrift den glücklichen Beweis entdeckt hätte, daß ein ausstudirter Einfall besser sey, als ein natürlicher, weil die Pflanzen, die man säet, besser sind, als diejenigen, die von sich selbst wachsen. Ich habe die schönsten Pflanzen von der Welt gesäet,

gesäet, hieß also, ich habe die schönsten Einfälle von der Welt ausgefomen. Hernach führte ich nach der Reihe die gewöhnlichen Reden der Schriftsteller. Ich bin gar nicht aufgeräumt zu schreiben: Es will nicht fließen. Oder nach Gelegenheit sagte ich wiederum bey andern, und dieses oft an eben dem Tage: Ich bin heute schon recht fleißig gewesen: Meine Feder hat meinen Gedanken kaum nachkommen können. Ein andermal sagte ich, daß ich schon viel gebauet, aber alles wieder eingerissen hätte. Aus Gesellschaften, die mir verdrießlich waren, habe ich mich unter dem Vorwande entfernt, daß ich noch an meiner Schrift viel zu arbeiten hätte. Und in diejenigen, die mir angenehm waren, ließ ich mich desto mehr nöthigen, da zu bleiben, weil ich eine Entschuldigung hatte, wegzugehen. Mit einem Worte, das Frauenzimmer, denen ich zu gefallen geschrieben, ist überzeugt, daß ich selber der Schöpfer meiner Schriften bin. Und Phyllis hat mich noch dazu bewundert, als ich zum Beweise desselben sagte: Ich habe die schönsten Pflanzen von der Welt gesäet.

Dieses künstliche: Ich habe die schönsten Pflanzen von der Welt gesäet, bringt mich auf den andern Theil meines Unterrichtes von dem Sinnreichen, und erinnert mich, daß ich noch Anleitung zu geben habe, wie man das Meisterstück der großen Geister, das Künstliche in den Einfällen, mit rechter Geschicklichkeit anwenden soll, damit es niemand mit den natürlichen selbstgewachsenen, und daß ich so sage, wilden und nicht durch die Kunst hervorgebrachten Einfällen verwechseln, und uns die Ehre rechter Künstler

ler im Sinnreichen desto gewisser seyn möge. Diese Abhandlung kann mit allem Rechte den Titel führen: Von dem Wunderbaren in der Gesellschaft; weil man durch diese Kunst die Gemüther in Erstaunen setzen kann, daß sie nicht wissen, wo ein solcher Einfall herkömmt, und daß er ihnen so zu sagen vom Himmel gefallen zu seyn scheint. Es ist nichts wunderbarer, als ein Wunder. Ich getraue mir aber zu behaupten, daß ein solcher wohlausgesonnener Einfall, in der Reihe der Reden, die in einer Gesellschaft vorkommen, eben dasjenige ist, was ein Wunderwerk in der Reihe der Dinge in der Welt ist. Denn ein Wunderwerk hat keine Verbindung mit denen Reden, die vorhergeführt worden. Ich trübe mit diesem Beweise allen denjenigen, die an das Ende ihrer Beweise W. J. E. zu setzen pflegen. Und wenn auch meine Neider sagen sollten, daß ich meine Schrift nicht selbst gemacht hätte, so kann ich der Schärfe des Beweises in einer so wichtigen Sache nichts abgehen lassen. Die Hauptregel von dem Wunderbaren in der Unterredung ist also, einen sinnreichen Einfall allezeit so zu sagen, daß er keine Verbindung mit dem vorhergehenden hat, und nicht aus der Natur derer Sachen, die in der Gesellschaft vorkommen, zu folgen scheint, und ihn so einzurichten, daß niemand errathen kann, wie wir von den ersten Vorstellungen, darauf er gegründet seyn soll, darauf gekommen sind. Kurz, man soll ihn so einrichten und so anbringen, wie ich mein vortreffliches: Ich habe die schönsten Pflanzen in der Welt gesäet, eingerichtet und angebracht habe.

Bey

Hey dieser Regel würde es ein Grillenfänger, der mehr die Regeln, als die Art, sie auszuüben weis, bewenden lassen. Und es könnte seyn, daß er noch recht darüber triumphirte. Mir kömmt es aber eben so vor, als wenn ich Regeln geben wollte, wie man reich werden sollte, und nichts anders sagte, als daß man mehr einnehmen, als ausgeben müßte. Ich aber will in meinen Regeln viel practischer seyn. Denn ich weis, daß man hlerinnen sehr leicht so wohl Regeln als Exempel von mir nehmen kann.

Am allerschönsten läßt sich das Wunderbare in der Unterredung gleich bey dem Eintritte in eine Gesellschaft anbringen. Ein Einfall, der nur in etwas studirt ist, wird sodann wunderbar seyn, man mag ihn ansehen, auf welcher Seite man will. Die Ordnung der Natur ist für große Geister nicht gemacht, und die Gewohnheiten und üblichen Sitten sind ein Geseze für Leute, welche ohne Wiß sind. Ein Mensch, der sich daran kehret, daß man von jemanden, der in eine Gesellschaft kömmt, Höflichkeitsbezeigungen erwartet, ist nicht werth, daß man ihm weitere Regeln vom Wunderbaren giebt. Denn er ist ungeschickt, wunderbar zu werden. Der schönste Einfall muß die Stelle des Compliments vertreten, welches man der Gesellschaft machet, insonderheit wenn es das Glück füget, daß sich unbekante Personen in der Gesellschaft befunden. Bey Bekannten sich von den Gesezen der Ceremonien los zu machen, ist eine schlechte Kühnheit, auch für die trägsten Seelen: Unter Unbekannten aber den ordentlichen Weg der Höflichkeit zu verlassen, dieses ist wunderbar, weil es neu und unerwartet

ter ist. Und dieses wird einen desto stärkern Eindruck machen, weil man, so oft man uns hernach sieht, an das Wunderbare unsrer ersten Worte denken wird. Unsre erste Rede wird über dieses, wie ich von mir erzählet habe, alles auf die Gedanken bringen, daß es wohl gar nicht richtig im Kopfe mit uns seyn möchte. Alsdann werden sie bey jeglichem Worte, das wir hernach reden, und das nur ein wenig Verstand hat, uns bewundern. Sie werden denken: Dieser Mensch hat doch noch mehr Verstand, als ich ihm zugetraut hätte; welches uns weit rühmlicher ist, als wenn sie ungefähr dächten: Dieser Mensch hat wenig Verstand, ob gleich im Grunde eins so viel gesagt ist, als das andre.

Gesezt das Glück verschaffet uns nicht allezeit unbekante Personen; wie denn Geister von meiner Art überall bekant sind: So müssen wir das Glück verbessern, und wenn wir keine unbekante Gesellschaft finden, doch von unbekanten Sachen auf eine undeutliche Art reden. Wenigstens darf nicht mehr als eine Person in der Gesellschaft seyn, die da weiß, wo wir hinaus wollen. Allen übrigen müssen unsre Anspielungen ein Räzel seyn. Das schönste und boshafteste Exempel davon habe ich einmal selbst gegeben. Calliste war in Gesellschaft mit einer Person, welche allezeit böses von den Leuten dachte, und mit einer andern, welche allezeit böses von ihnen redete. Ich sage Callisten noch auf der Thürschwelle etwas, das keinen Verstand hatte, als den es von einem gewissen Märchen bekam, das Calliste und ich wußten. Man sah uns wechselsweise mit großen Augen

gen an. Calliste ward roth, und ich fing an zu lachen. Jene schienen schon darauf zu denken, was sie für Auslegungen von meinem scharffsinnigen Einfalle machen wollten, wenn sie von uns weg wären, als Calliste endlich, um uns zu rechtfertigen, ein Märchen erzählte, welches seine ganze Kostbarkeit daher bekam, weil ich es gewürdigt hatte, mich darauf zu beziehen. Unsre Richterinnen lachten nicht darüber. Aber was für Callisten das schlimmste war, so ließen sie sich merken, daß sie sich damit von ihrer Argbentlichkeit nicht abbringen ließen. Und ich hatte das Vergnügen, daß ich dadurch bey ihnen in die Meynung einer großen Vertraulichkeit mit Callisten kam. So nützlich sind meine Regeln, noch über den Ruf der Scharffsinnigkeit, Leuten von meiner Art das höchste Gut zuzubringen, nemlich den Ruhm für Günstlinge und Schooßkinder des Frauenzimmers angesehen zu werden.

Man hat ein Sprichwort, daß aller Anfang schwer ist. Und der Anfang ist auch bey dem Wunderbaren in der Unterredung das schwerste. Haben wir einmal unsern Eintritt in die Gesellschaft durch einen sonderbaren Stral unsers Wises merkwürdig gemacht: So können wir hernach ohne Mühe Wunder thun, wie wir wollen. Wir dürfen nur unste Einfälle in Bereitschaft haben, und hersagen. Unsre Einfälle aber, wenn sie tausendmal studirt sind, kosten uns dessentwegen wenig Mühe. Sie sind nur dessentwegen studirt zu nennen, weil ein Mensch, der nicht von unserm Schrote und Korne ist, Mühe haben würde, sie so wunderbar auszudenken. *Unsre loci topici,*

topici; sind die vielerley Stände im gemeinen Leben, und die Handlungen einzelner Personen. Wir haben einen Einfall wider die Arzneyverständigen, einen wider die Rechtsgelehrten, einen wider die Weltweisen, und weil wir den Gottesgelehrten am meisten feind sind, so haben wir wider dieselben ungefehr drey Einfälle. Von der Cynthia wissen wir allezeit zu sagen, daß sie ein Schminckpflästerchen zu viel trägt, und so weiter. Denn alles, was wir denken, sind sinnreiche Einfälle, weil ein anderer nicht so denken würde. Und sie sind allezeit wunderbar, weil wir sie allezeit zu einer Zeit sagen, da sie ein anderer nicht sagen würde. Ich kenne einen meiner guten Freunde, dessen größte Scharfsinnigkeit darinnen besteht, daß er von einem Weltweisen, so oft er als ein gelehrter Mann gerühmet wird, sagt: Er hat krumme Beine. Der größte Vortheil dabey ist, daß wir diese Dinge allezeit zu Leuten sagen, die wir damit beleidigen können. Es würde nicht scharfsinnig seyn, wenn ich zur Calliste sagte: Phyllis zieret sich. Aber alsdann ist es erst sinnreich, wenn ich es zu ihrem Liebhaber, oder zu ihrer Anverwandten oder zu einer Person sage, die es eben so machet.

Diese Kunst wird auf eine leichte Art das Mittel unsrer Unterredungen heben und lebhaft machen. Und nun muß ich für das Ende des Besuches sorgen, wenn ich meines Gleichen unter den Menschen erziehen will. Es ist nothwendig, mit Nachdrucke aus derselben zu scheiden; zumal wenn wir unter Personen sind, die wir nicht sehr kennen. Denn unter Freunden verlohnet sichs der Mühe nicht. Der
 letzte

beste Einfall, den wir sagen, ist gleichsam die Arie, die ein Operist allezeit singt, ehe er vom Schaulpate abtritt. Wollan wir also bewundert seyn, so müssen wir bey unserm Abschiede einen rechten Schwanengesang, einen recht künstlichen und göttlichen Einfall anstimmen. Wo man ihn herbekommen soll, das habe ich schon oben gesagt; denn alle Einfälle kommen bey nahe aus einer Quelle. Gewiß ist, daß man einen Einfall haben muß, um nicht auf die gemeine Art Abschied zu nehmen.

Nunmehr habe ich meine weitläufige und schöne Abhandlung vom Sinnreichen zu Stande gebracht, und ich wundre mich, wosferne ich nicht schon die halbe Jugend in Deutschland zu großen Geistern gemacht habe: So viel Vertrauen habe ich zu meinen Lehren. Man muß sich nicht beschweren, wenn sie verdrißlicher sind, als ich gewollt habe, und als es meine lebhafteste Art mit sich bringt; denn ich muß gestehen, ich bin bey dem Aufschreiben derselben in der Länge so verdrißlich geworden, als ich bey der Ausübung derselben zufrieden und über mich selbst vergnügt werde. Man kann ohne Zweifel noch viel wunderbares sagen, das aus andern Gründen fließt. Aber Leute, die mehr thun, als ich Anleitung gegeben habe, sind schon so groß, daß sie über die Regeln sind, und keinen Lehrer mehr nöthig haben. Ein jeglicher wunderbarer Einfall eines großen Geistes wird gleichsam selbst zu einer neuen Regel im Sinnreichen.

¶ * ¶

Der

* * * * *

Der Ehestand.

Ein Mann trug eine Last und zürnte, daß die Schwere
 Bey Dingen unsrer Welt ein nöthig Uebel wäre,
 Sein Rücken seufzte schon: Wer wird mich wohl
 befreyn?

Und wünschte wenigstens die Hälfte los zu seyn.
 Dort gieng ein schönes Kind voll Unmuths, daß im Wege
 So manches Hinderniß der zarten Füße läge.
 Der Mann geht hin zu ihr, und grüßet sie gebückt,
 Halb weil sie ihm gefällt, halb weil die Bürde drückt.
 Sein Blick war allbereit vor ihm vorausgegangen.
 Er redet noch kein Wort: so weiß sie sein Verlangen;
 Doch sprach er: schönes Kind, wo du Erbarmen hast:
 So theile du mit mir des müden Rückens Last.
 Die Schöne sprach vergnügt, und schien sich doch zu schäme,
 Sie sprach: ich will sie ganz von deinen Schultern nehmen.
 Was kaum ihr Mund versprach, erfüllte schon die Hand,
 Die frölich seine Last auf ihren Rücken band.
 Dieß war der Augenblick, der einzige von allen,
 Der ihn erleichtert hat, und der ihm wohlgefallen.
 Nun, sprach sie, bitt ich eins, nachdem ich dieß gethan:
 Du stehst, mein Fuß ist zart und stößt sich leichtlich an.
 Ich fürchte, sollt ich ihn auf spitze Steine setzen:
 So würde mich der Weg ermüden und verlegen.
 Ich trage deine Last; zum Lohne trage mich.
 Sie spricht: Der Mann verstumt. Sie eilt und schwinget sich
 Um seinen Hals herum; und so muß er zwo Plagen,
 Die unbelebte Last, und die belebte, tragen.

Was

Was bist du ihm, wenn er seufzt. Sie spricht: es kann nicht
sehn;

Ich trage deine Last und trage sie allein:
Mich drückt sie, und nicht dich. Hier prüfet euren Rücken,
Ihr, die ihr Weiber nehmt, wenn euch die Sorgen drängen.
S.

An die
gelehrte Jungfer Thomasiaus
in Nürnberg,
um sich einige von ihren Gedichten ver-
sprochener Maßen zum Abschreiben
auszubitten.

An Flavien,
Der Deutschen Musen Ehre,
Die, nach des großen Vaters Lehre,
Dem Namen ihres Stamms, das Lob der klugen Welt,
Durch Tugend, Wissenschaft, Verstand und Fleiß erhält.

* * *

Vertraue meiner Hand, die du zur Kühnheit treibest,
Von deiner großen Kunst ein kleines Singge-
dicht:

Erwähle, was du willst; denn alles, was du schreibest,
Bereichet dir zum Ruhm und mir zum Unterricht.

S. A. I. S.

Be

Beweis, Daß ein Feigherziger kein Soldat werden solle.

Ich unterfange mich anjesho einer Arbeit, woben ich unendliche Schwierigkeiten voraus sehe. Ich will den Feigherzigen einen Beweis geben, und wets selber nicht recht, ob ich mich zu den Unerfrochtenen, oder zu den Furchtsamen zählen kann. Ich will zeigen; was zu einem Soldaten gehöret, zu einer Sache, die ich nicht verstehe, die ich bey meinem friedfertigen Berufe niemals habe kennen lernen. Wie soll ich meinen Vortrag einrichten? Soll er lebhaft, soll er scherzhaft, soll er beißend seyn? Meine lebhaften Scherze, meine beißenden Satiren, sind weit angenehmer, wenn man sie höret, als wenn man Zeit hat, sie mit einiger Aufmerksamkeit zu lesen. Soll mein Vortrag odentlich, bündig, tieffinnig, soll er philosophisch seyn? Von rechtswegen. Allein, mein Freund! du bist vielleicht nicht jede Stunde aufgelegt, Verse zu machen, und mir will es nicht alle Tage glücken, odentlich und philosophisch zu schreiben.

Dieses sind die Schwierigkeiten noch nicht alle. Ich nehme mir vor, zu beweisen, daß ein Feigherziger die Waffen nicht solle sein Hauptwerk seyn lassen. Wirst du nicht dieses mein Vorhaben bey dem ersten An-

Anblicke für abgeschmackt halten? Wirst du nicht sprechen, daß dieses eine Sache sey, die keines Beweises brauche? die der gemeinste Mann glaube, ohne Zeichen und Wunder zu sehen? Eine Sache, von der man in wenigen Worten alles dasjenige sagen könnte, was sich nur dabey denken lasse? Du hast recht, mein Freund! Aber dergleichen Sachen sind eben diejenigen, bey welchen ich meine Stärke am liebsten zeige; und du wirst noch wohl wissen, wie sündlich, und mit was für allgemeinem Beyfalle ich unlängst in einer weitläufigen Schrift dargethan: Daß arme Leute gemeinlich nicht reich sind. Hönne mir also immer diese Wollust! Laß mich schreiben. Bezeuge du dabey deine aufrichtige Freundschaft, und bewundere, was ich schreiben werde!



Mittel und Zwecke sind dasjenige, was das Wesen aller menschlichen Handlungen ausmacht. Ein jeder Vorfall erfordert eine Ueberlegung des ganzen Zusammenhangs der Mittel, bis auf den Zweck, und der eigentlichen Bestimmung desjenigen, wie eines aus dem andern folgen solle. Ich muß die Natur der Sache, die Natur des Zwecks, und die Natur von demjenigen erwägen, was mich zur Erlangung meiner Absichten bringen soll: drey Naturen, deren keine ohne die andern bestehen kann. Unterlasse ich eine von diesen: So ist meine Handlung unvollkommen. Beobachte ich nicht bey einer jedweden eine sorgfältige Behutsamkeit: So ist mein Verfah-

ren thöricht. Oftermals bringet mich eine kleine Unachtsamkeit um den gänzlichen Genuß des Guten, welches ich suche. Wer die Geheimnisse der Lehre von Mitteln und Zwecken weis, der wird die tieffinnige Wahrheit meines Sages einsehen.

Wir wünschen uns allerseits das höchste Gut. Darinnen sind wir einig. Worinnen aber dieses bestehe? was uns zu dem Besitze desselben bringe? davon haben kaum zweene einerley Meynung. Gemeinlich suchen wir die Quelle unsers Unglücks in dem widrigen Verhängnisse, in der Unerkennlichkeit der Obern, und in einer neidischen Bosheit unsers Nächsten. Wir irren uns. Wollen wir unparteyisch seyn, so müssen wir hierbey uns selbst anklagen. Wir seuffzen nach einer Glückseligkeit, die uns schädlich ist. Wir sind zu unverständlich, dasjenige zu erlangen, was uns wirklich gut seyn könnte. Hauptsächlich aber ist dieses unser Fehler, daß wir uns etwas in den Kopf setzen, zu dessen Ausführung uns Natur und Glücke die nöthigen Kräfte versaget haben. Wollte ich das Beyspiel eines Stummen oder Lahmen anführen, da jener die Kunst, nach Noten zu singen, und dieser seinen Körper tactmäßig zu bewegen, sich zu erlernen bemühte: So würde der Grund meines letztern Sages bald in die Augen fallen. Allein, diese Wahrheit ist zu wichtig; mein Beweis soll ernsthaft seyn. Ich will zeigen, daß es eben so ungereimt sey, wenn ein Feigherziger die Waffen wollte sein Hauptwert seyn lassen.

Ich

Ich weis gar wohl, wie unentbehrlich ein Soldat dem gemeinen Wesen ist. So thöricht bin ich nicht, daß ich denjenigen Stand verwerfen sollte, welcher das Aufnehmen der übrigen Stände befördert, und aufrecht erhalten muß. Es glaube ja niemand, daß ich ein stilles Mitglied dererjenigen Quacker sey, welche uns bereden wollen, man beleidige den Himmel, so bald man nach dem Degen greife. Keinesweges; man würde mir unrecht thun; mir, der ich mich selbst mit Vergnügen an die Spitze der Helden stellen wollte, wenn mich nicht ein innerlicher Fehler davon abhielte. Es ist bloß meine Absicht, zu zeigen, ein Feigherziger solle dasjenige unterlassen, was er, ohne eine Thorheit zu begehen, nicht thun kann.

Du siehest also, mein Freund, wie redlich mein Vorsatz ist. Du bist mir daher bey einer so wichtigen Sache alle günstige Aufmerksamkeit schuldig, ohne daß ich nöthig habe, dich darum zu ersuchen.

So wenig dasjenige Tapferkeit heißt, was öfters die schädliche Wirkung eines unbedachtsamen, oder rauschenden Zornes ist: Eben so wenig kann ich ohne Unterschied feigherzig nennen, was vielmals eher den Ruhm einer vernünftigen Mäßigung, als diesen niederträchtigen Titel verdienet. Berlangest du, daß ich deutlicher beschreiben solle, was wirklich Feigherzigkeit sey: So dürfte mir solches allerdings schwer fallen. Sey zufrieden, wenn ich dir sage, daß es ein Mangel nöthiger Kühnheit sey. Dieser allgemeine Begriff muß dir genug seyn. Zwey Dinge sind unentbehrlich: Die Fähigkeit, etwas zu

§ 2

erwerb-

92. Beweis, daß ein Feigherziger

erwerben, und das Vergnügen; dasjenige zu behaupten, was wir erworben haben. Dieses letztere thun wir entweder selbst, oder verlassen uns auf andere, die es ihren Beruf nennen, das unsrige zu vertheidigen, und dadurch zugleich etwas zu erwerben. Dieses heißt man Soldaten. Von diesen sagt man, daß die Waffen ihr Hauptwerk sind. Muß ein Soldat, vermöge seiner obliegenden Pflicht, das Unsrige vertheidigen, so versteht sich von selbst, daß er unerschrocken seyn müsse. Wenn diese Eigenschaft fehlet, dar ist feigherzig, der schicket sich zu einem Soldaten nicht. Der Begriff liegt in dem Wesen der Sache.

Aus diesem allen sieht man wohl, daß meine Meynung gar nicht ist, einem Feigherzigen die Waffen gänzlich zu untersagen. Das wäre lächerlich. Ein jeder, er sey auch noch so furchtsam, hat dennoch die innerliche Fähigkeit, sich zu vertheidigen. Und zuweilen wird der Feigherzigste in solche Umstände versezt, daß er in der Angst sich vergift, und Thaten thut, welche er selbst nicht glaubet, so bald er wieder zu seiner ersten Gelassenheit kömmt. Denn, hilf Himmel! wie viele erstaunende Geschichte weisen uns nicht, die Calender und Chronicken auf, da ein ohnmächtiges Kind sich eines reißenden Thieres erwehret, und die sonst so weichherzigen Weiber in Belagerungen dem stürmenden Feinde mehr Abbruch gethan haben, als ihre geübten Männer. Ein Feigherziger soll die Waffen führen. Sein Hauptwerk selbst darf es nicht seyn. Und dieses ist es, was ich beweisen will.

Die

Die Absicht dererjenigen, welche die Waffen zu führen ihr Hauptwerk seyn lassen, besteht darinnen, daß sie uns in dem ruhigen Besitze unsers erlangten Eigenthums erhalten sollen. Ich habe dieses schon oben erwiesen. Ich habe auch gesagt, daß sich dieses von der nöthigen Beschüssung wider einen unvermutheten Anfall unterscheidet: Aniso fraget sichs nur, ob eben ein Feigherziger verbunden sey, etwas sein Hauptwerk seyn zu lassen, wozu ihn allensfalls nur die äußerste Noth geschickt machet. Jedoch! Was verbunden? Es fraget sich, ob er sich nicht vielmehr an seinem Vaterlande gröblich versündigt, woserne er sich solcher Sachen unterzieht? Allerdings versündigt er sich. Ich sage es. Ich will es behaupten. Es fehlet diesem unsern kriegerischen Geiste an Herze. Wenn es noch allenthalben sicher ist, wenn der Nachbar unsere Gränzen nicht beunruhiget, wenn er niemanden vor sich hat, als den Bürger, welcher ihn zu seinem Schutze unterhält: Da ist er noch unerschrocken, da ist er frech, da zeigt er öfters an dem kleinmüthigen Landmanne, wie barbarisch er mit dem Feinde umgehen will. Aber! zittere großer Held! Eile! fliehe! verbirg dich! der Feind steht vor den Thoren! doch nein! tritt hervor! das Vaterland hat dir die Waffen gegeben. Du sollst es vertheidigen. Gehe den Feinden muthig entgegen! Erweise in der That, daß es wahr sey, was du uns gesagt hast; Siege oder stirb! Wo bleibst du? Was zauderst du? warum wirfst du die Waffen nieder? O, ich sehe schon, zu Friedenszeiten bist du erschrecklich, und im Kriege beweinenswür-

94 Beweis, daß ein Feigherziger

würdig! Versündigt sich dieser nicht an seinem Vaterlande? Hat er nicht seinen Sold mit ungerechten Händen empfangen? Er ist ein Soldat. Er erblasset vor dem Tode. Nunmehr ist er uns verächtlich. Wäre er ein Kaufmann geworden: So hätte er dem Staat doch genüzet; so würden wir ihm seine Furchtsamkeit nicht vorwerfen.

Ich muß dieses weitläustiger ausführen. Sage ich wohl zu viel, wenn ich spreche: Ein Feigherziger, welcher die Waffen sein Hauptwerk seyn läßt, der will müßig gehen. Ich werde wohl recht behalten. Tacitus ist eben dieser Meynung. Ich habe meinen Helden schon lebhaft genug abgeschrieben. An Urbildern fehlet es auch nicht. Wie große Liebhaber der Bequemlichkeit sind nicht diese Verfechter unserer Freyheit! Wer bethet wohl mehr mit inbrünstiger Andacht um den lieben Frieden, als eben diese. Ihre Einbildungskraft stellet ihnen nichts, als kalte Leichen vor, und ihre Natur machet, daß sie erstarren müssen, wenn sie nur einen Tropfen Blut sehen. Sie ruhen auf unsern Betten. Sie speisen an unserm Tische. Sie liegen im Quartiere, und wünschen diesem Leben eine ewige Dauer. Heißt das nicht müßig gegangen? Zeige mir doch, du muthiger Hektor! zeig mir doch die blutigen Lorbern, durch welche du dieser guten Lage dich würdig gemacht hast! Welches sind die eroberten Fahnen? Wo ist die Wahlstatt, auf welcher du den prächtigen Namen verdienet hast, den du dir jetzt anmaßest?

Was

Was Lorber! was Fahnen! was Wahlstatt! Ist dieses nicht genug, daß wir in Kriegsdiensten stehen? daß wir uns täglich in den Waffen üben? daß wir dem Tode entgegen sehen müssen, wenn er auch gleich noch ziemlich weit von uns entfernt ist? Nein, mein Held! du gehst müßig. Zwar beständig sollst du nicht fechten. Du sollst dich aber auch nicht ewig hinter die Mauern verstecken. Du willst dein ruhiges Lager nicht verlassen. Womit beschäftigt sich unterdessen dein kriegerisches Gemüthe? Bringst du nicht dein Leben in lauter Müßiggange zu?

Man sieht ihn sehr tiefsinnig auf den Waffen herum irren. Er thut ganz niedergeschlagen. Was muß er denken? Sollte er wohl einmal in sich gegangen seyn, und seine Fehler eingesehen haben? Sollte er wohl mit dem Vorsatze umgehen, die Waffen niederzulegen, und eine ihm anständigere Lebensart zu erwählen? O nein. Die Zeit wird ihm lang. Er weis nicht, womit er sie vertreiben soll. Er empfindet, daß er sich selbst eine Last sey, und sinnet, wie er sich seinen Müßiggang erträglich machen wolle?

Nun geräth er in eine Gesellschaft. Sein ganzes Gesicht heitert sich aus. Er fraget nach Neuigkeiten. Man weis keine zu erzählen, und unser Held weis auch nichts weiter zu reden. Er spielt mit seiner Uhr. Er nöthigt seinen Nachbar, Tabac anzunehmen. Er richtet seine Augen gegen den Himmel, und siehe, es ist gut Wetter. Aber auch davon läßt es sich nicht lange reden. Endlich nimmt

96. Beweis, daß ein Feigherziger

ein Frauenzimmer seiner Umstände sich mit Erbarmung an. Sie will gehört haben, daß der Friede in Schlesien nahe sey. Er soll ihr Nachricht davon geben. Auf einmal verwandelt sich seine Gestalt. Die Augen werden feurig, der Mund lebhaft, der ganze Körper kömmt in Bewegung. Er beschreibet ihr den ganzen Krieg. Er weist die dabey vorgegangenen Fehler, und kann gar nicht begreifen, warum Neuperg nicht gerades Weges vor Berlin gegangen ist. Er ist vor einigen Jahren mit am Rheine gewesen: Da gieng es schärfer zu. Er hat die Eroberung von Philippsburg mit angesehen, und tausend Scharmüßeln bengemohnt. Der Teufel soll ihn holen, wenn es nicht wahr ist. Wer wollte so unchristlich seyn, und ihm nicht glauben?

Gedulde dich nur, müßiger Held! In kurzem wirst du Gelegenheit finden, neue Thaten zu thun. Der Fürst läßt aus nöthiger Vorsicht seine Truppen ins Feld rücken. Was soll unser feigherziger Krieger dabey thun? Soll er mit gehen? Soll er seine Bequemlichkeit verlassen? Soll er sich dem Winde und Wetter; und vielleicht gar einem erbitterten Feinde bloß stellen? Nein! dazu ist er zu vorsichtig. Seine Natur wird auf einmal hauffällig. Die rauhe Witterung ist ihm nicht zuträglich. Er läßt einen andern, der sich noch nicht so viel versucht hat, an seine Stelle, und bleibt dafür wieder in Besatzung. Heißt das nicht müßig gegangen?

Und wozu verleitet ihn wohl dieser immerwährende Müßiggang, diese Quelle der allergefährlichsten Laster? Er leget sich auf die Spiele, und ler-

net

net den Mangel des Glücks, durch eine geschickte Betrügeren, ersetzen. Seine weibliche Gestalt und wollüstige Aufführung machen die vernünftigsten Männer eifersüchtig; und trägt er Bedenken, den Ruhm der Deutschen durch die Waffen zu erhalten, so erhält er ihn doch durch seine Fähigkeit im Sausen. Sind dieses nicht betrübte Wirkungen eines unverantwortlichen Müßigganges? Schreibt sich nicht alles dieses daher, daß unser Feigherziger die Waffen sein Hauptwerk will seyn lassen?

Man wird einwenden wollen. Es komme bey Ergreifung einer Lebensart nicht allemal auf uns an. Wir müssen uns öfters in einem Alter dazu entschließen, da es uns noch an Einsicht mangle. Wie viele würden durch ihre abergläubischen Mütter dem Dienste des Herrn gewidmet, welche im Kriege mehr erbauen würden, als auf der Kanzel. Und die meisten erwählten die Waffen, weil sie entweder der Mangel der Geschicklichkeit, oder der Glücksgüter von andern Berrichtungen abhielte, oder auch ihr Adel dazu nöthigte, den sie mit andern Berrichtungen nicht besudeln könnten. Ich gebe es zu. Die Wahl steht nicht allemal bey uns. Es fehlet uns an Einsicht. Wenn aber diejenigen nicht mehr da sind, die uns Gesetze vorgeschrieben haben; wenn wir in die Jahre, und zu reiferer Ueberlegung kommen; wenn wir sehen, daß wir das schlechterdings nicht seyn können, was wir seyn wollen: Sollten wir nicht in uns gehen? Sollten wir uns nicht schämen? Sollten wir nicht alsobald die Waffen nieder-

98 Beweis, daß ein Feigherziger

berlegen, welche uns bey unserer Feigherzigkeit nur lächerlich machen?

Aber, wie behutsam, und wie wohlbedächtigt ist noch ein Einwurf vorbehalten worden! Ist es nicht wahr, daß auch der Tapferste, wenn er in die Schlacht geht, und seinen Feind vor sich sieht, einen Schauer empfindet, und so unerschrocken nicht mehr ist, als er zu Hause seyn können. Was soll er thun? Soll er den Degen von sich werfen? Soll er umkehren? Soll er die Waffen nicht weiter sein Hauptwerk seyn lassen? Du lachest zu zeitig, mein Freund. Dieses heißt eine Meynung verdrehen, und nicht widerlegen. Ich weis es. Auch der Tapferste kann seine Natur nicht verleugnen. Diese reget sich, wenn sie in die Umstände kömmt, da sie nicht weis, ob sie noch einen Augenblick seyn wird. Das kann aber keine Feigherzigkeit heißen. Wenn es wahr ist, was man uns saget, so ist der große Eugenius allemal die Nacht vor dem Treffen einsam und unruhig gewesen. Und Eugenius war doch ein Held. Bey dergleichen Gelegenheit ist es dem unerschrockensten so unmöglich, ohne Empfindung zu seyn, als es dir unmöglich ist, unerschrocken zu werden.

Du siehst also wohl, wie weltläufig der Begriff einer wahren Tapferkeit sey, und wie viel Eigenschaften dazu erfordert werden, wenn man diejenige Lebensart erwählen will, welche ohne Tapferkeit unmöglich bestehen kann. Die Beispiele lehren uns, daß wenige vollkommen sind, noch wenigere aber sich bestreben, vollkommener zu werden. Darf
ich

ich mich eines niedrigen Sprüchworts bedienen, so will ich sagen, daß die Tapferkeit viele Liebhaber, aber wenig Freyer, habe. Wie gefällt dir dieser Ausdruck?

Ich hätte Ursache, noch ein ernsthaftes Wort mit dir zu reden, mein feigherziger Ritter. Ich könnte dir deine Unbilligkeit, dein thörichtes Verhalten, mit noch mehrerm Nachdrucke verweisen. Ich könnte dir vor Augen stellen, wie spöttisch so gar die Nachwelt von dir reden würde, woserne du noch so lange bekannt bleibest. Ich könnte dir das Unglücke abmalen, in welches du dich gewiß bloß dadurch stürzest, daß du die Waffen dein Hauptwerk willst seyn lassen. Jedoch! Ich will es nicht thun. Ich will dich schonen. Wenn ich im Eifer rede, so rede ich nachdrücklich. Dadurch würde ich dich aus deiner gelassenen Bequemlichkeit bringen. Du würdest unruhig werden; Du würdest gar weinen; und wie lächerlich sähe dieses aus?

Ruhe sanfte, du kühner Held! Kannst du dich nicht unter den Schatten deiner Lorbern legen; So strecke dich unter den Feigenbaum deines Bürgers. Dieser Glückseligkeit halber beneide ich dich gar nicht. Nur dein Vaterland bedaure ich; und ich weis, es wird mir jedermann hierinnen beynpflichten.

§ * * *

den 1 Nov. 1741.

M. T. G. K.



Der

* * * * *

Der Sperling und die Taube.

Eine Fabel.

Ein Vogel unverſchämter Zucht,
 Der lieber ſtiehlt, als Arbeit ſucht,
 Ein Sperling, half den frommen Tauben
 Oft ihre Koſt vom Schlage rauben.
 Früh, wenn, beim erſten Sonnenschein,
 Der Hauswirth ſang, und Gütter ſtreute,
 Fand er ſich an des Schlages Seite
 Mehr frech, als ſcheu, zum Frühſtück ein.

Die Tauben ſagten erſt kein Wort;
 Dann ſcheuchten ſie den Fremdling fort:
 Doch kam das ſchelmische Gefieder,
 Wo heute nicht, gleich morgen wieder.
 Drauf nahm ſich aus dem Taubenchor
 Die ältſte von den ſtillen Thieren,
 Des Unrechts ihn zu überführen,
 Mehr redlich, als gekünſtelt, vor.

Sie war des ganzen Schlages Preis,
 An Hals und Bruſt, wie Schnee, ſo weiß,
 Im blauen Schwanz und blauen Flügeln
 Schien ſich ihr Mann oft zu beſpiegeln.
 Sie trug die Bruſt gewölbt und frey,
 Die ſchönſten Laſchen an den Füßen;
 Sie konnt auch alt noch zärtlich küſſen,
 War ſchön und doch dem Manne treu.

Noch

Noch größere Dinge zierten sie,
 Sie hatte mit geschickter Müß
 Wohl zwanzig Kinder aufgezogen,
 Die ihr zum Ruhm im Schlage flogen.
 Sie nahm sie zeitig mit ins Feld,
 Sie ließ sie nie zu Schaden fliegen.
 Die Körner, die in Furchen liegen,
 Die, lehrte sie, sind euch bestellt.

Von dieser wird das Werk gewagt.
 Der Sperling kommt, noch eh es tagt.
 Nicht ungestüm und auch nicht blöde
 Setzt sie den fremden Gast zur Rede.
 Bist du, so fragt sie, tugendhaft?
 Mit deiner Nahrung unzufrieden,
 Nimmst du, was mir und den beschieden?
 Dieß ist der Bösen Eigenschaft!

Der Sperling ward so gleich gerührt;
 Nur bin ich noch nicht überführt,
 Ob mehr ihr Ansehn oder Sagen
 Zu diesem Siege beygetragen.
 Die Ueberzeugung war geschehn;
 Ihm fällt das Korn aus seinem Munde:
 O! spricht er, gleich von dieser Stunde
 Sollst du mich nun verändert sehn.

Er hält sein Wort auch ohne Schwür,
 Und zwingt die lüsterne Natur;
 Und ob er öfters füttern sahe,
 Kam er doch nie dem Schlage nahe.

Die

Die Gärten stillten seine Lust;
 Denn junge Schoten auszureißen,
 Die besten Kirschen anzubeißen,
 Hat nie ein Spaß so gut gewußt.

Einft frist er in der schönsten Ruh,
 Da sieht ihm unsre Taube zu,
 Und spricht: Wie klug weißt du im Eigen
 Der Fremden Frucht bequem zu nützen.
 Der Sperling hüpfte so gleich empor:
 Nun, schreyt er, kannst du mich noch hassen?
 Hab ich mein Laster nicht gelassen?
 Bin ich nicht frömmer, als zuvor?

Du, frömmer? rief die Taube nach,
 Du bist noch eben deine Schmach,
 Du bist, wie sonst, der geile Fresser,
 Und scheinst dir nur vergebens besser.
 Dir wohnt dein böser Trieb noch bey,
 Du stillst ihn nur mit andern Dingen,
 Und suchst dir schmeichelnd bezubringen,
 Daß deine Brust gebessert sey.

Bald Plato trifft dein Ausspruch ein;
 Die Tugend scheint ein Tausch zu seyn;
 Ein Laster wird igt ausgetrieben,
 Ein anders fängt man an zu lieben.
 Der Weichling flieht den geilen Scherz,
 Wird karg und nennet sich fromm und klüger.
 Wer ist der listigste Betrüger?
 Ist nicht des Menschen eignes Herz?

C. F. Gellert.

Drey

* * * * *

Drey anakreonthische Oden.

I.

Jeden pflaget ist zu sagen:
Ach! was hat sich zugetragen,
Daß aus deinem Angesicht,
Thyrsis, nichts, als Unruh, bricht?

Doch sie künstlich zu betrügen,
Denkt mein Geist auf tausend Lügen;
Obgleich was mein Mund verschweigt,
Mein Erröthen deutlich zeigt.

Bald sprech ich: Die trägen Glieder
Schlägt des Sommers Hitze nieder;
Bald schreib ichs der Krankheit zu,
Daß ich träg und mürrisch thu.

Bald sag ich: Es kommt vom Dichten;
Doch, wollt ich sie recht berichten,
Müßt ich sagen: Ach erkennt,
Wie mein Herz von Liebe brennt.

Nur zum Geuffen frisch und rege
Machet mich die Liebe träge;
Nur von Liebe bin ich krank;
Nur die Lieb ist mein Gesang.

II. Denn

II.

Wenn ich den Himmel ehre:
 So weiß ich, daß er höre;
 Kommt gleich auf meine Lieder
 Mir keine Stimme wieder.

Wenn ich die Chloris ehre:
 So weiß ich, daß sie höre;
 Doch wünsch auf meine Lieder
 Ich ih Stimme wieder.

III.

Nür ich täglich meine Saiten;
 So sagt Chloris oft dazu:
 Dichten frist dir Fleiß und Zeiten,
 Thyrsis, warum dichtetst du?

Wer sollte Chloris fühlen,
 Welche Lust ein Dichten bringt,
 Das durch zärtlich Scherz und Spielen
 Holder Schönen Lob besingt:

O! sie sprach aus anderm Munde:
 Thyrsis fühlst du keine Pein,
 Nur den kleinsten Theil der Stunde
 Ohn ein zärtlich Lied zu seyn?



Belustigungen
des
Verstandes
und des
Witzes.

Et prodesse volunt & delectare — Horat.



Auf das Jahr 1742.
Hornung.

Leipzig
Verlegt Bernhard Christoph Breitkopf.



Nachricht.

Wenn ich folgendes Schreiben drucken lasse: So geschieht es aus keiner andern Ursache, als daß ich mich des Namens eines Vaters würdig bezeugen möge, welcher mir darinnen gegeben worden. Ältern, welche ihre Kinder zärtlich lieben, pflegen alles dasjenige, was von denselben gesagt oder gethan wird, als besondere Merkwürdigkeiten anzusehen. Auch die gleichgültigsten und gar nichts bedeutenden Reden derselben, welche vielmals nur von ungefähr und ohne Absicht vorgebracht werden, müssen ihnen die scharfsinnigsten und klügsten Einfälle seyn, woraus sie den Verstand und großen Wiß ihrer Kinder schließen wollen. Sie sind nicht bloß damit vergnügt, daß sie sich an einem solchen Spruche ergötzet; sondern sie wollen auch einen jeden ihres Vergnügens theilhaftig machen. Wen sie nur sprechen, dem erzählen sie auch, was ihr kleiner Sohn oder ihre junge Tochter wißiges gesagt oder gethan hat; und glauben, daß ein jeder anderer Mensch eben so viel sinnreiches darinnen wahrnehmen müsse, als sie. Zuweilen bewun-

bert man in der That die Stärke des Geistes an einem solchen Kinde, oder, daß eine gewisse Rede von ungefähr so wohl angebracht worden: Manchmal aber ist man nur so gefällig gegen die Aeltern, und stellet sich eben so entzückt darüber an, als sie selbst gewesen sind. Indessen hält man ihnen diese kleine Schwachheit, alles bekannt zu machen, was sie sich von ihren Kindern kluges und artiges geschehen zu seyn einbilden, gern zu gute.

Aus diesem Grunde hoffe ich auch, wegen der Bekanntmachung nachstehender Zuschrift an mich, leicht Verzeihung. Ich habe sie am Neuen Jahrestage bekommen, und hätte solche gleich in dem ersten Monate allen Freunden und Lesern meiner Sammlung gewiesen, wenn es sich nur hätte wollen thun lassen. Niemand wird zweifeln, daß ich sie für artig und sinnreich halte, und mich daran belustiget habe. Ich theile sie ja deswegen mit; und hoffe, es werde keiner von meinen Lesern anderer Meynung seyn. Wenigstens glaube ich, daß, wie ich bey diesem Verfahren einem Vater ähnlich bin, sie denjenigen gleich seyn werden, die mit solchen Aeltern sprechen, welche sich über das Thun und Lassen ihrer Kinder erfreuen. Ist es gleich verwerflich, eine gar zu gute Meynung von den Seinigen

zu haben. So ist es vielleicht doch noch tadelnswürdiger, nachtheilig von ihnen zu urtheilen, und alles dasjenige nicht zu achten, was in ihren Unternehmungen noch gut zu seyn scheinen möchte. Eins von beyden habe ich thun müssen; und ich habe daher lieber das erste, als das letzte thun wollen.

Sollte es inzwischen manchem Leser dünken, als wenn in diesem Briefe nichts neues vorkäme; und er alles schon in meiner Vorrede gelesen hätte: So will ich ihm solches eben nicht gar zu stark bestreiten. Ich bitte ihn aber, sich vorzustellen, er lese eine historische Schrift, wo man, zur Beglaubigung der Geschichte, Urkunden und Brieffschaften beygefüget hat. Wird er da in den letztern wohl etwas finden, das er nicht vorher schon gelesen hat? Meine Vorrede ist also die Geschichte, und dieser Brief ist die Beylage. Hieraus wird dasjenige bestärket, was ich daselbst gesagt habe, und meine Leser können nunmehr sehen, daß ich bey der Erwähnung der gütigen Aufnahme dieser gesammelten kleinen Schriften im geringsten nicht von der Wahrheit abgewichen. Ich empfehle übrigens sie und mich aller Vernünftigen Gewogenheit.

Der Herausgeber.

Sendschreiben, an den Herausgeber.

Allerliebster Pflegevater,

Der Anfang eines Jahres ist diejenige Zeit, an welcher besonders alle fromme Kinder und Untergebene ihren Aeltern und Vorgesetzten unendliches Glück anzuwünschen, und ihre Ergebenheit zu erkennen zu geben pflegen. Wir achten es vor allem andern unsrer Schuldigkeit gemäß, Ihnen, bey dem Eintritte des 1742ten Jahres, unsern kindlichen und getreuen! Gehorsam auf gleiche Art zu bezeugen. Wir legen Ihnen mit Recht den Namen, unsers allerliebsten Pflegevaters bey, da Sie mit uns so gütig verfahren sind, und uns, als arme, hin und her zerstreute, und großen Theils im Winkel und Staube liegende Waisen, aus demselben hervorgezogen, uns ein ehrbares Ansehen gegeben, und also in die Höhe gebracht haben, daß wir ohne Scheu der Welt vor die Augen treten, und ihr mit Nutzen und Vergnügen haben dienen können. Wir sind Ihnen dafür unendlichen kindlichen Dank schuldig, und wünschen, ihn in der That abzustatten; ob uns gleich unser kindliches Unvermögen jeso noch von der Erfüllung unsers Wunsches abhält. Zum wenigsten wollen wir uns, nach allen Kräften, als rechtschaffene und getreue Pflegekinder, dahin zu bestreben suchen, daß Sie keine Schande an uns erleben.

Wir

Wir haben dieses, ohne Ruhm zu machen, bisher nach Möglichkeit, gethan. Wir haben uns allezeit also aufgeführt, daß ein jedes von uns wenigstens die Gewogenheit einiger erhalten hat, welchen wir unsre Aufwartung gemacht haben: Ob wir gleich auch Personen gefunden, welchen bald dieses, bald jenes von uns durchaus nicht gefallen wollte. Einer wollte lauter Liebesbriefe, Liebes- und Schäfergedichte; ein anderer lauter mathematische, philosophische und erciische Abhandlungen haben. Dieser gönnte nur den Fabeln und andern moralischen Gedichten und Schriften, jener hingegen nur den satirischen, einen geneigten Blick. Wir sind, wiewohl selten an Orte gekommen, wo kaum eins von uns das Glück gehabt hat, mit einer mittelmäßigen Mine angesehen zu werden. Indessen ist doch, dem Himmel sey Dank! noch keines von uns so gar unglücklich gewesen, daß es von allen wäre verachtet worden: Ob wir gleich öfters unsre Schwäche erkannt haben, und unsern Richtern mit Zittern und Zagen vor die Augen getreten sind.

Zwo Arten von Leuten haben uns bisweilen übel mitgefahren; die eine war allzu ernsthaft und gewissenhaft, oder deutlicher zu sagen, diese Leute schlossen den Begriff vom Gewissen in so enge Grenzen ein, daß sie auch öfters unsre unschuldigsten Handlungen für unrecht und ungewissenhaft hielten, und da, wo wir, wie wir allezeit zu thun suchen, die Tugend zu unserm Endzwecke hatten, glaubten, daß wir uns nicht tugendhaft aufführten. Sie meynten in allen Liebesbriefen und Liebesgedichten etwas wollüstiges, und in allen Stachelschriften einen Trieb zur Rachgier,

und also in beyden, Spuren eines lasterhaften Wesens zu finden. Sie können sich leicht vorstellen, allerliebster Pflegevater, daß uns dieses gar sehr geschmerzt hat, da wir uns allezeit beflissen haben, uns der Welt in der möglichsten Unschuld zu zeigen. Indessen haben wir die Strafreden und Ermahnungen dieser Personen allemal mit der größten Geduld angehört, und uns, nach aller Möglichkeit, auch ihnen gefällig zu machen gesucht; indem wir gar bald einsahen, daß sie wirklich die Liebe zum Guten zu einem so strengen Verfahren verleitet. Allein die andre Art von Leuten, welchen wir unter die Hände gerathen sind, hat uns weit mehr geängstigt. Es waren diejenigen, welche das Gewissen für ein Hirngespinnste der Gottesgelehrten und Philosophen hielten. Diese suchten bey uns Wollust, Frechheit, Unhöflichkeit, Schmähdungen, und alle Arten der Laster. Da sie diese nicht fanden, so stießen sie uns von sich; oder wenn sie sich uns noch sehr gütig zeigten, so erlaubten sie uns, nur zu der Zeit vor sie zu kommen, worinn sie, wie sie zu reden pflegten, etwas Einfältiges ansehen wollten. Wenn ihnen nun ja eins von uns zu gefallen schien, so fragten sie so gleich: Wer ist dein Vater? Du bist gewiß dem oder der zu Gefallen hervor getreten? Du bist unstreitig diesem oder jener zum Poffen zur Welt gekommen? u. s. w. Wir antworteten ihnen mit aller Höflichkeit, daß wir den, welcher uns der Welt vorgestellt hätte, für unsern werthesten Pflegevater erkannten; daß wir allen zu gefallen, niemanden aber zu beleidigen wünschten; indem unser werthester Pflegevater viel zu gewissenhaft wäre, als daß er uns andern zum Poffen

Doffen in die Welt schicken sollte. Sie huben meistens bey dieser Gelegenheit an, aus vollem Halse zu lachen, und wunderten sich, daß es Leute gebe, welche sich ein Gewissen machen könnten. Gleichwohl merkten wir einmahl, als einige dieser Gewissensfeinde mit andern von der Glückseligkeit der Menschen nach dem Tode redeten, daß sie behaupteten, dieselbe bestünde in einem Vergnügen, welches die Seelen, bey der Erinnerung ihrer im Leben begangenen guten Handlungen, empfänden: gleichwie die Erinnerung böser Handlungen dieselben heftig peinigen würde. Sie gaben also zu, daß wohl nach dem Tode, nicht aber im Leben, ein Gewissen wäre. Vielleicht hatten sie von der Natur ein so schlechtes Gedächtniß erhalten, daß sie alles vergaßen, was sie gethan hatten.

Ein besonders Glück haben wir Ihnen noch zu erzählen, allerliebster Pflegevater. Wir sind mit tapfern Kriegsmännern in Gesellschaft gewesen. Wie furchtsam machten wir diesen Personen nicht unsre Aufwartung zum erstenmale! Allein, wie freuten wir uns nicht, als sie uns gleich so lieb gewonnen, daß sie uns nicht von ihrer Seite ließen. Wir haben also, neben den Helden, Prag mit bestürmet und eingenommen, Besatzung, Reuter und Husaren gefangen geführt, Feinde überrumpelt und niedergehauen, oder in die Flucht gejagt, und hundert andere Heldenthaten gethan. Kurz, diejenigen, welchen wir an der Seite waren, wurden mit Recht als die tapfersten Helden verehret.

Wir hätten Ihnen noch mehr gutes zu erzählen: Allein wir fürchten, weckläufig zu werden. Genug,

daß wir unserer Schuldigkeit gemäß, Ihnen unsern kindlichen Gehorsam bey dem neuen Jahre bezeugt haben. Wir können Ihnen nichts wünschen, als daß sich das Gute, welches Sie schon besitzen, täglich vermehren möge. Und auch dieser Wunsch wäre nicht nöthig, da Ihnen dessen Erfüllung nicht außen bleiben kann. Uns wünschen wir, daß unser Geschwister, welches sich das nächste halbe Jahr zeigen wird, zu unserm Vergnügen eben so glücklich seyn mögen, als wir gewesen sind. Können Sie uns dabey beständig ihre Gewogenheit, und glauben daß wir unausgeseßt bleiben werden,

Ihre

gehorsamsten Pflegekinder,

Die Belustigungen.

* * * * *

Der Mißbrauch der Dichtkunst.

Du Beystand schmeichlerischer Seelen,
Dich, deutsche Muse, red ich an.
Wie lange wirst du noch erzählen,
Was jeder Handwerksmann gethan?
Wie lange wird dein knechtisch Wesen
In jeder Zeile lassen lesen,
Daß du nach eitlem Lohne jagst;
Und allen, die dich nur begehren,
Auf den entheiligten Altären,
Den Weibrauch zu verschwenden wagst.

Du

Du liegst erniedrigt in den Ketten,
 Und schmächtest nach des Glückes Günst.
 Du machst den Lastern Hühl und Betten,
 Und kleidest sie mit eitler Dinst.
 Wer durch beglückten Frevel grünet,
 Wer kaum ein Mensch zu seyn verdienet:
 Ist dir zum Halbgott schon geschickt.
 Die Ewigkeit ist dir nicht theuer,
 So bald nur die verkaufte Leyer
 Den Lohn in deiner Hand erblickt.

Gedichte! sprecht! und laßt erscheinen,
 Was zeigt euer Inhalt an?
 Erdrungne Freude, feiles Weinen,
 Und Musen, Lastern unterthan.
 Der eitlen Welt verkehrte Lehren,
 Die nur der Thorheit Bahn vermehren,
 Und die die Jugend schlüpfrig nennt.
 Verliebte, die sich selbst erniedern,
 In deren feuerreichen Liedern,
 Verbuhlter Mägde Nachruhm brennt.

Dort schreyt ein Schwarm erhiteter Dichter
 Um einen tollen Davus her:
 Freut euch, ihr hellen Himmelslichter!
 Erfreu dich, groß und kleiner Bär!
 Auch der wird unter euren Sphären
 Die späte Nachwelt kräftig lehren,
 Wie nur die Tugend glücklich macht.
 Doch fraget man nach seinem Glück:
 So hat er sich, durch List und Lücke,
 Raum in ein hungrig Amt gebracht.

Wahr

Wahr ist's; noch mancher wird gefunden,
 Der nur der Tugend Herold ist;
 Dem der Verstand noch nicht gebunden,
 Daß er des Glückes Altar küßt.
 Doch sagt, wen pflegt ihr zu besingen?
 Den, den ein Trieb, sich hoch zu schwingen,
 In den Magisterorden schreibt.
 Zwey, die sich Herz und Liebe schenken,
 Und Leichen, deren Ungedanken
 Im Finsterniß begraben bleibt.

Dies, sagt ihr, ist den Weisen eigen,
 Daß sie kein Glanz des Glückes trägt;
 Auch Hütten können Tugend zeigen,
 Die oft den Purpur überwiegt.
 Recht! doch beliebt euch, mir zu weisen,
 Warum ihr einen, ihn zu preisen,
 Erst freyen, oder sterben laßt?
 Warum entweiht ihr euer Dichten,
 Und zählt zu euren ersten Pflichten,
 Was man an Gratulanten haßt?

Seht, sucht euch auch im niedern Stande
 Der wahren Tugend seltenes Bild,
 Des lauter Ruf im ganzen Lande
 Der tollen Laster Thorheit schilt.
 Hebt, seyd ihr nicht dem Glück ergeben,
 Des frommen Weltens ruhigs Leben,
 Bis an der Sternen lichte Macht;
 Der der Palläste Zier verachtet,
 Der nicht nach fremdem Gute trachtet,
 Damit er seines größer macht.

Befest.

Befest, der Freundschaft treue Triebe
 Erfordern einst ein wünschend Lied,
 In dem der Freund von eurer Liebe
 Ein unverfälschtes Merkmaal sieht.
 Warum muß es die Nachwelt wissen?
 Wird der der Sterblichkeit entrissen,
 Den ihr in euren Blättern nennt?
 Kann der durch euch verewigt werden,
 Den kaum ein Winkel von der Erden,
 Und zwar nur bloß vom Namen, kennt?

Nein, Ewigkeit, mit deinen Kronen
 Verfährst du so verschwendrigh nicht;
 Nur feltne Tugend zu belohnen,
 Ist deines Scepters erste Pflicht.
 Der Nachwelt ekelt, es zu lesen,
 Wer jener oder der gewesen,
 Die man ins Grab gesungen hat.
 Ihr Ohr verschmäht verlogne Scepten,
 Das Lob von unbekanntem Leuten,
 Und ein von Wünschen volles Blatt.

Das Dichten kann nicht ewig machen,
 Wenn nicht der Thaten Seltenheit,
 Der helle Glanz verrichteter Sachen,
 Ein immerwährend Lob verleihet.
 Das Auge siehet in der Ferne
 Nur Cedern, die bis an die Sterne
 Des hohen Wipfels Zier erhöhn.
 Doch sagt mir, wer so deutlich siehet,
 Daß seinen Augen nicht entfliehet,
 Was hier und da für Büsche stehn?

D Wint

Der Mißbrauch

O Pindar! wen hast du besungen,
 Daß sich dein Ruf zum Himmel hob?
 Du bist die Sterblichkeit durchdrungen,
 Doch nicht durch edler Pferde Lob.
 Nicht die bestaubten Ueberwinder,
 Nicht Castors Stamm, Achillens Kinder,
 Die waren's nicht, die dich entbraunt.
 Der Väter Lob, daher sie kamen,
 Das Lob von weltbekannten Namen,
 Das machte dich der Welt bekannt.

Den Adler hebt sein stolzes Schwingen
 Bis durch des Donners hohen Sitz;
 Doch brennet gleich in meinem Singen,
 O Pindar! nicht dein kühner Wig:
 So lernet, ihr Seyten, lernet schallen,
 Nach Art der freyen Nachtigallen,
 Wo nicht, so schweiget lieber still,
 Eh ich im Schatten niedrer Dächer,
 Durch Schmeicheley, mir Nest und Löcher,
 Gleich schlechten Schwalben, suchen will.

Was rühmt ihr euch, ihr deutschen Seyten,
 Sprecht nicht, ihr folgt den Alten nach.
 Nein, eitles Dichten unsrer Zeiten,
 Du singest jener Zeit zur Schmach.
 Sey wieder wie in deiner Jugend,
 O Muse! preise nur die Tugend,
 Und sey, wie sonst, den Lastern gram.
 Sey nicht mehr wie verbuhlte Frauen,
 Die nur nach ihrem Lohne schauen,
 Und lobe mit Bedacht und Scham.

Wer

Wer ist es, der dort unsrer Lieder,
 Aus seines Ruhmes Höhe lacht?
 Bist du es Maro? ja, komm wieder,
 Verlaß der Sterne lichte Pracht,
 Verschmäh den Schein von jenen Kränzen,
 Die dort um deine Scheitel glänzen,
 Und komm auf unsrer Erden Reich.
 Denn die Natur scheint fast veraltet,
 Und unsrer Dichter Trieb erkaltet;
 Du bist allein dir selber gleich.

Entbrannte von Homers Wige
 Nur darum deine große Brust,
 Daß du, von des Parnassus Spitze,
 Uns unsre Schwäche lehren mußt?
 Vertilgte darum Zeit und Glücke
 Nicht deines Geistes Meisterstücke,
 Damit man sie unfolgbar nennt?
 Ist die Natur erschöpft an Weistern?
 Und hat sie in zween großen Geistern
 Denn ihre Güter ganz verschwendt?

Was wollt ihr euch noch länger heucheln?
 Ihr Dichter, nein, zerstoß den Kiel!
 Ein Glückwunsch voll verachtetes Schmeicheln
 Macht euer keinen zum Virgil.
 Den Weg zu den geweihten Höhen,
 Wo diese Lorberreiser stehen,
 Verbirgt euch ein erpürntes Glück:
 Ein Trieb, der euch zwar dichten heißet,
 Doch auf der Geldsucht Abweg reißet,
 Hält euch von dieser Bahn zurück.

Laß

112 Der Mißbrauch der Dichtkunst.

Laß nach, Tyranninn unster Sitten,
Gewohnheit, laß uns unser seyn.
Wer singt zur Hochzeit bey den Britten?
Wer schmückt der Franzen Leichenstein?
Laß nicht mehr mit Verstand und Wige
So manches Geistes Kühne Hitze
Bey Lob und Glückwunsch stille stehn:
So wird, mit Heldenlied und Zähren,
Ein Nebenbuhler von Voltären
Bald Frankreichs Stolz entgegen gehn.

So Muse, so ist dir gerathen,
Wenn dieß verhaßte Joch zerbricht.
Sprich nicht: findt man nur Mäcenaten,
So fehlt auch wohl ein Maro nicht.
Du irrst, du schmeichelst deinen Söhnen;
Wen wird man vor dem Kampfe krönen?
Wo kömmt die Erndte vor der Saat?
Erbecke durch dein Unterrichten,
Nur eines Maro Geist zum Dichten,
So fehlt gewiß kein Mäcenat.

O Dichter! kehrt einmal zurücke,
Folgt nicht dem Glücke, das euch flieht;
Das euch die Gunst von seinem Blicke,
Wenn ihr sie sucht, nur mehr entzieht.
Wer es verehrt, den läßt es stehen,
Dem andern pflegt es nachzugehen,
Der seine blinde Gunst verflucht.
Erfreuet euch, ihr deutschen Flöthen,
Wenn einst das Glücke den Poeten,
Der Dichter nicht das Glücke sucht.

* * *

Wohl-

Wohlgegründeter Vorschlag,
wie die muthigen Kleinen Gelehrten,
als Mitglieder der besten Welt, sehr
wohl zu Nutzen sind

von

J. C. H.

I. §.

So lange die Welt steht, sind diejenigen Geschöpfe, welche darum in die Welt gesetzt worden, daß sie dasjenige, was sie in und an derselben finden, beobachten und beurtheilen sollen, fast durchgängig der Meynung gewesen, es finde sich viel Unvollkommenheit und Böses darinnen. Viele, welche Einsicht und Aufmerksamkeit angewandt, haben bezeuget, daß sie dieses auf das deutlichste empfunden. Andre, welche nicht so scharfsichtig seyn wollen, können doch nicht leugnen, daß sie das Gegentheil annoch vielem Widerspruche ausgesetzt sehen. Die übrigen, denen vielleicht eben so viel Aufmerksamkeit als Wiß fehlet, geben den ersten um desto eher ihren Beyfall, weil sie etwas Tröstliches, sollten sie auch eigentlich nicht wissen, was es sey, darinnen finden, daß in der Welt viel Böses anzutreffen sey. Weil sie selbst weder viel Gutes an sich haben, noch zu befördern Willens sind: So suchen sie vielleicht andere,

Horn. 42.

§

mit

mit denen sie sich vergleichen können, und doch die Besten bleiben; oder sie kommen doch dadurch in den angenehmen Zustand, daß es ihnen niemals an Entschuldigungen fehlet.

2 §. So lange man diese Meynung und Erfahrung gehabt, hat es auch nicht an Männern gefehlet, die sich bemühet haben, dieß Uebel zu heben. Einige, die viel Feuer und Ungeduld besitzen, fordereten gerne den Schöpfer zur Rechenschaft, warum er es nicht besser gemacht, wenn sie sich nur nicht vor den vielen Bertheidigern desselben unter ihren Mitbrüdern fürchteten. Andre wünschten sich nur etwas mehr Stärke; so würden sie diese ganze Welt einwerfen, und sie nach dem Abrisse, den sie sich davon in ihrem Gehirne gemacht haben, ganz anders, und wie man leicht erachten kann, weit besser wieder aufführen. Doch die meisten, die etwas stiller und gefesteter vom Geiste sind, lassen es sich gefallen, die Welt so anzunehmen, wie sie da ist. Nur bemühen sie sich, dieselbe, so gut es ihrer Meynung nach angehen will, zu verbessern. Sie arbeiten, ohne jemand zu Hülfe zu nehmen, oder um anderer Willen und Meynung sich zu bekümmern. Nach einiger Zeit, einigem Nachsinnen und Schreiben, bringen sie eine Verbesserung des Staats, der Kirche, der Schulen, der Gelehrsamkeit, des Hauswesens zum Stande. Man siehe verbesserte Regimentsformen, Kirchen- und Schulenzucht, Münzwesen, &c. Man müßte entweder wirklich blind seyn, oder sich selbst blind machen, wenn man das glückliche Ende ihrer Arbeiten nicht sehen könnte.

könnte; zumal da ein Theil es mit etwas größern Schriften zum Beschlusse selbst anzuzeigen pfleget. Und ich glaube, ein einziger Mann würde nunmehr schon im Stande seyn, in kurzer Zeit, und mit mäßiger Mühe, aus den von andern herbengeschafften Baumaterialien, eine ganze verbesserte Welt zu verfertigen. Man würde sie an allen Orten, wo Buchläden sind, oder auch aus denselben anderwärts für leidliches Geld bekommen können. Eine nützliche Arbeit, wodurch man die seit einigen Jahrhunderten nicht ohne Ungeduld gehofften bessern Zeiten, wenigstens in so ferne erreichen könnte, daß ein jeder für sich die verbesserte beste Welt besäße, und sich daran vergnügen möchte.

3 §. Ich muß es gestehen, so bald ich mit mir eins geworden, unter welchem Titel ich eine kleine Schrift aufsetzen wollte, so konnte ich die Arbeiten dieser Verbesserer der Welt unmöglich tadeln. Sie arbeiten eben so lobenswürdig, als einige Männer, die bey öffentlichen Angelegenheiten des Staats nicht gebraucht werden, und in einem etwas entfernten Orte wohnen. Diese haben Muße und mehrere Freyheit, ihre Meynung zu entdecken, und beydes wollen sie nicht ungenutzt hingehen lassen. So bald denn die Umstände in Europa etwas bedenklich werden, so treten sie mit Friedensvorschlägen, rechtmäßigen Vertheilungen der streitigen Länder, und andern Schriften, zur Wiederherstellung des Friedens, und guten Vernehmens der Staaten hervor. Sie legen dadurch an den Tag, wie gut sie es mit ihrem

Vaterlande meynen, und wie weit ihre Einsichten gehen, welches vielleicht sonst niemand so von Ihnen gemuthmaßet hätte, wosern sie es nicht selbst kund gemacht hätten. Und wie nützlich haben sie gearbeitet? Wem es nun mit seinen Friedensgedanken ein Ernst ist, der darf nur einige Groschen anwenden; so hat er sich den Frieden erkauft: Und es kommt auf seinen eignen Willen an, ob er ihn behalten, oder wieder aus den Händen fahren lassen will.

4 §. Doch kann ich auch nicht leugnen, daß nicht alle, die so treustleißig an der Welt gearbeitet, einen Weg gewählt haben, der eben so gut ist, als vielleicht ihre Absicht mag gewesen seyn. Ich will dieses nur mit einem Exempel, von der vielen Mühe, die man sich bisher gemacht, ein gewisses Uebel in der gelehrten Welt zu heben, zeigen. Damit man aber ja nicht meynen möge, ich maße mir ein Recht an, das mir nicht zukomme, so darf ich es zum Besten meiner Schrift unmöglich verschweigen, daß ich mit unter die Gelehrten gehöre. Ich halte dieses für ein freymüthiges Bekenntniß, das man in einer Sache zu geben schuldig ist, der man sich gewiß nicht zu schämen hat. Es schicket sich auch gar wohl zu den Sitten unsrer Welt. Mein Wunsch und meine Bemühung nach etwas geben mir schon ein gegründetes Recht zu demselben. Habe ich Recht dazu; warum sollte es mir denn nicht erlaubt seyn, wenigstens den Titel davon zu führen, wenn ich durch einige Umstände noch am Besitze desselben gehindert werde? Was bey den Rechtsausprüchen in der politischen Welt billig

billig ist; warum sollte das eben in der gelehrten Welt unbillig seyn? Doch da es mir einige vielleicht zum Hochmuth auslegen möchten, so kann ich diesen Argwohn nicht besser widerlegen, als wenn ich ihnen entdeckte, es schicke sich zu meinen Umständen kein anderer Titel, als der Titel eines Gelehrten. Ich werde nimmer in Staats- oder andern weltlichen Bedienungen können gebraucht werden. Man hat mir weder in der Kirche noch in der Schule bishero ein Amt aufgetragen, und zum Hausstande kann ich mich auch noch nicht rechnen, weil ich weder ein eigenes Haus, noch Weib und Kinder habe. Zu einer Art der menschlichen Gesellschaften aber muß man doch gehören. Ich sehe also keinen andern Platz für mich übrig, als daß ich mich in das Reich der Gelehrten begeben. In diesem kann man, weil es so weitläufig ist, noch fast am allerersten das Bürgerrecht gewinnen. Da mag es nun gleichviel seyn, ich sitze auf einer der obersten, oder der untersten Bänke: Genug, ich gehöre mit zu den Gelehrten. Ich bin es wirklich, und werde dafür angesehen. Ich habe meine Zeit auf Schulen und Universitäten ausgehalten. Jedermann, der dieses von mir weiß, saget so wohl hinter meinem Rücken, als mir ins Angesicht: Ich sehe wohl, der Herr hat studiret, er ist ein Gelehrter. Ja manchmal, wenn mich jemand nicht so gleich verstehen kann, so beruhiget er sich, zu seinem Troste und meiner Ehre, mit diesen Worten: Die Gelehrten können viel sagen, das andre, die nicht studiret haben, nicht verstehen können. Ich bekomme auch keinen Brief, da

man mich nicht hochgelahrter Herr betitelt; wenigstens dürfte man es ohne Furcht, mich zu beleidigen, nicht wagen, anders als wohlgelahrter Herr, zu schreiben. Dieß kann ich mit den eigenhändigen Zuschriften vieler, die auch Männer sind, und denen niemand ihren Platz im gelehrten Reiche streitig macht, beweisen. Sie geben mir, ohne mein Anfordern, aus eigenem Triebe, diesen Titel, und versprechen mir deswegen ihre Hochachtung und Ergebenheit aufs kräftigste. Und sollte ich das Unglück haben, jemanden anzutreffen, der mir diesen meinen rechtmäßigen Titel absprechen wollte, so werde ich alle diese Briefe nächstens drucken lassen; nach dem Exempel eines meiner Mitbrüder, M. G. C. G. der durch eine collectionem testimoniorum academicorum a patronis, praeceptoribus aliisque communicatorum, auf einem und einem halben Bogen in 4to zu H. 1727 die Welt auf eine sehr vortheilhafte Art belehret hat, was sie von ihm zu halten hätte.

5 §. Dieses alles thut zwar zu meiner Hauptsache eigentlich noch nichts: Aber da es doch das erste mal ist, daß ich etwas in den Druck zu geben gedenke, so kann ich diese gute Gelegenheit, zu sagen, wer ich gerne seyn wollte, und wofür man mich zu halten habe, nicht so ungenutzt vorbey gehen lassen; zumal da ich auf solche Weise meiner Abhandlung eine gute Vorrede vorsezen, und mich auf künftige Zeiten verwahren kann. Denn höre, du unruhiger, du unverschämter, du satirischer . . . Ich mag deinen Namen, fast nicht nennen; denn jedermann

weiss

weis es ohnedem, wer es zu seyn pfeleget, auf den man iso in vielen Borreden loszieht. Doch zu zeigen, ich fürchte mich nicht vor deinem Namen, so höre, du Journalist und Zeitungschreiber! Ich sehe es wohl, du wehest deinen Zahn schon, meine Schrift anzugreifen, und ich weis es auch schon zum voraus, du bringest nichts gründliches vor. Denn meine Schrift ist gut, weil ich sie gerne gut machen wollte, und finde, daß sie gut gerathen ist. Aber siehe! der Name eines Gelehrten soll mir ein Schild seyn, darunter ich gegen den ersten Angriff deiner Pfeile sicher bin. Ein kleiner Kerl hat von einem guten Schilde eben den Nutzen, den ein großer hat. Und da mein rechter Name unter den Gelehrten bisher noch unbekannt ist, und eben deswegen verächtlich seyn möchte: So habe ich mit recht gutem Vorbedachte, mich mit dem großen und bekannten Namen eines Gelehrten bedeckt, damit du nicht sehen mögest, was für ein Held dahinter steckt. Glaube aber nur, fürchtest du dich noch nicht, wirst du mich doch noch angreifen; ich schweige nicht, ich weiche dir keinen Fuß breit von meiner Meynung, denn sie gefällt mir, und ist gut. Eben dieser Name, der mir zum Schilde dienet, soll sich in eine Brustwehr verwandeln, hinter welcher ich in guter Sicherheit mich vertheidigen, und dir so lange Schaden thun will, bis du mich zu beunruhigen aufhörest.

6 §. Ich liefere also, als einen Beytrag zur Verbesserung der Welt, einen wohlgegründeten Vorschlag, wie die muthigen kleinen Gelehrten, als Mitglieder der besten Welt, sehr wohl

nutzen sind. Ich muß erst erklären, was ich unter den muthigen kleinen Gelehrten, als Mitgliedern der besten Welt, verstehe. Hernach werde ich mir eine unumstößliche Wahrheit wählen, damit mein Vorschlag wohlgegründet werde. Endlich werde ich den Vorschlag selbst thun. Alle meine Leser bitte ich, ja nicht eher zu urtheilen, als bis sie mich ganz gelesen, und meine Meynung so eingesehen haben, wie ich sie einsehe. Alsdann weis ich gewiß, sie werden mir alle das Zeugniß geben, daß ich den besten Vorschlag gethan habe. Wer mir dieß Zeugniß nicht giebt, von dem weis ich schon zum voraus, daß er entweder mit Vorurtheilen eingenommen ist, oder sich nicht Mühe gegeben hat, meinen Vortrag recht zu untersuchen, oder wohl gar vorseßlicher Weise Gelegenheit zum Zanken suchet. Ich eile also ohne weitere Vorrede zur Sache selbst.

7 §. Ein Gelehrter ist ein Mensch, der entweder die ganze Zeit seines Lebens, oder wenigstens einige Jahre, theils auf Erlernung, theils auf den Gebrauch der Sprachen und Wissenschaften, so wohl zu seinem Vortheile, als zu andrer Besten, anwendet. Klein nennen wir, was dem Großen entgegen gesetzt wird, und aus wenigern Theilen besteht. Die Theile werden entweder als körperlich nach den Sinnen oder als unkörperlich bloß mit dem Verstande begriffen, getheilet und abgemessen. Daher ist das Große und Kleine, theils körperlich, theils unkörperlich, oder wie man insgemein sagt, moralisch und physikalisch. Ein kleiner Gelehrter ist bey uns nicht so wohl einer, dessen Körper aus wenigern Theilen zusammen
gese-

gesetzt ist, sondern bey dem die Theile der Gelehrsamkeit, und der Grund seiner Einsicht nicht eben sehr groß und zahlreich sind, mit einem Worte, ein Mensch, der wenig gelernet hat, oder auch wenig Fähigkeit besitzt, eine Sache einzusehen, zu beurtheilen, und auszuführen. Muthig nennen wir denjenigen, der mit einem großen Vertrauen auf seine Kräfte einen stets wirksamen Trieb zeiget, aller Hindernissen ungeachtet, etwas hervorzubringen, und vornehmlich zu seiner eigenen Ehre. Weil aber das beste Mittel, sich groß zu machen, ist, wenn man andre klein machet, so pflaget sich der Muth am meisten dazu zu zeigen, wo man andern widersprechen, und sie bezwingen will. Die beste Welt ist diejenige Reihe der zugleich daseyenden und auf einander folgenden, unter sich aber verbundenen Dinge, die unter allen solchen möglichen Reihen die meisten Vollkommenheiten hat. Ein Mitglied ist derjenige, der unter mehreren, die unter eine Gattung gehören, ein Einzelnes ausmachet.

8 §. Ich fordere es, daß niemand gegen diese Erklärungen etwas einwende; denn ich verfare nach der heutiges Tages üblichen Lehrart. Diese giebt einem jeden Erlaubniß, die Wörter zu gebrauchen, wie er will, wenn er nur seine Leser durch deutliche Erklärungen unterrichtet, wie er sie wolle angenommen wissen; und durch seinen Unterricht sind sie gezwungen, sie so, wie er gesagt hat, und nicht anders anzunehmen. Nun das habe ich gethan. Ich habe mir Wörter gewählt, bin aber so aufrichtig, und sage, was ich gerne wollte, das meine Leser dabey

denken sollten. Sagen einige, sie könnten richtigere Erklärungen geben, so will ich ihnen den Vorzug gerne gönnen. Ja, ich mache mich anheischig, wenn sie einmal schreiben sollten, bey ihren Wörtern hinwiederum eben so zu denken, wie sie wollen, wofern sie mir nur dießmal auch zu gefallen sind. Weigern sie sich dessen aber, so protestire ich hiemit öffentlich dagegen, daß sie meine Schrift lesen. Mein ganzer Vorschlag fällt hin, und alle meine Mühe, ihn auszuarbeiten, ist vergebens, wenn meine Leser nicht mit mir sagen, ein muthiger kleiner Gelehrter, als ein Mitglied der besten Welt, sey ein Mensch, der sich auf Erlernung der Sprachen und Wissenschaften geleeget, aber wegen vielerley Ursachen entweder nur wenig davon erlanget, oder das Erlernte nicht sonderlich zu gebrauchen weis; der dabey aber, um etwas Gelehrtes hervorzubringen, und zu zeigen, er sey klüger, als andere, beständig geschäftig ist, andern zu widersprechen, und mit zu der besten unter allen möglichen Welten gehöret.

9 §. Um nun ferner etwas wohlgegründetes zu liefern, so setze ich diesen Satz zum Grunde: Die gegenwärtige Welt ist unter allen möglichen Welten die beste. Dieß mache ich zu meinem Grundsatz. Ich weis wohl, daß viele allerhand heimliche Minen anlegen, auch wohl öffentlich Sturm laufen, um diesen Grund, und mit demselben die beste Welt umzustossen. Diese werden vielleicht lachen, wenn ich hierdurch meinen Vorschlag wohlgegründet zu machen vermeyne. Allein dieß beweget mich nicht. Einen Baumeister kann niemand tadeln,

beln, so lange er nur allemal einen Grund aussuchet,
 der sich zu seinem Gebäude schicket. Ist dasselbe
 mittelmäßig, so kann es doch auf einem mittelmäßig
 festen Boden weislich und sicher angeleget werden;
 und was nützet es dem Baumeister, zu untersuchen, ob
 eben derselbe Grund auch einen ganzen Thurm tragen
 könnte? Genug, wenn er nur zu seinem vorhabenden
 Baue hinreichend ist. Wer kann mich denn einer
 Schwäche beschuldigen, daß ich einen Grund zu meiner
 Abhandlung lege, den viele noch nicht für völlig feste
 halten. Laß das seyn! Ich weis, er ist stark genug,
 daß er das, was ich jezo darauf bauen will, aushal-
 ten kann. Ueberhaupt aber, deucht mir, kann die
 Menge derer, welche da leugnen, daß diese Welt die
 beste sey, dem Sage gar nicht schaden. Es wäre
 zwar besser, wenn gar keine da wären, die entweder un-
 vermögend wären, die Wahrheit desselben einzusehen,
 oder wegen gewisser Vorurtheile durchaus nicht sagen
 wollen, er sey wahr. Es ist dieses allerdings etwas
 Böses. Aber was darf man sich darüber in einer Welt
 wundern, die eben in der und keiner andern Verbin-
 dung mit vielem Bösen und vielen Unvollkommenheiten
 die beste ist. Wäre dieß Böse nicht da, so wäre es gleich
 eine andre Welt; und wenn die besser wäre, so wäre
 sie zur Wirklichkeit gekommen. Dieses ist nicht ge-
 schehen, und so muß denn die Welt, in welcher viele
 leugnen, daß sie die beste sey, doch wirklich die beste
 seyn. Dieß Böse wird nämlich durch das überwie-
 gende Gute ersetzt. Giebt es einige, die es leugnen,
 so giebt es viele, die es behaupten. Diese, als etwas
 Gutes, machen jene, als etwas Böses, wieder gut.
 Den

Den Ausschlag und das Uebergewicht giebt die Anzahl, welche bey jenen größer ist, als bey diesen. Sollte man hier auch vielleicht meinen, der Vertheidiger wären nicht so viele, als der Widersprecher; so muß man doch die Welt in ihrem Zusammenhange ansehen. Da kann man sich auf folgende Zeiten so viel Freunde der besten Welt versprechen, daß die kleine Anzahl ihrer Feinde für nichts dagegen zu rechnen ist, und man, bey der Größe jenes Guten, dieses kleine Böse ganz aus den Augen verliehrt, und gar nicht mehr merken kann.

10 §. Hier liegt also mein Grund, den mir niemand nach dem, was ich gesaget habe, verrücken darf. Zwo Fragen muß ich nur noch beantworten, ehe ich mit meinem Vorschlage selbst herausrücke. Ich esse aber, und werde dabey kurz. Giebt es denn, so frage ich erstlich, wirklich solche müthige kleine Gelehrte? und sind solche fürs andre ein wirkliches Uebel? Bey dem ersten darf ich nur einem jeden auf seine eigene Erfahrung zurückführen, oder in die Buchläden, und zu den Bücherverzeichnissen verweisen. Niemals würden diese aus so vielen Bogen bestehen, und jene so oft etwas Neues ausstellen können, wenn unsre muntern kleinen Gelehrten nicht so fleißig wären. Und was soll ich mich nach andern Beweisen umsehen? Mein Grundsatz bringt es selbst so mit sich. Ist das die beste Welt, da sich in allen Ständen etwas Böses zeigt, so finde ich gar keinen zureichenden Grund, warum allein die Gelehrten in derselben von allem Uebel und allen Unvollkommenheiten frey seyn sollten.

Daß

Das aber das unleugbare Daseyn der muthigen kleinen Gelehrten ein Uebel sey, das wird niemand leugnen, welcher wahre große Gelehrte für etwas Gutes hält. Wie mancher Ballen Papier, wie manche Stunde würde zu bessern Sachen angewendet werden können, wenn der Muth der kleinen Gelehrten diese Unruhe und Verderbung nicht zu ihrer Beruhigung und Erhaltung erforderten. Doch ich will dieses nicht weitläufiger beweisen. Die Sache ist für sich unleugbar; und ich schweige, damit die muthigen Herren nicht eine üble Meynung von mir bekommen, als wenn ich etwas, das bloß zum Beweise der Wahrheit müßte gesagt werden, zu ihrer Verkleinerung vorbrächte.

II §. Ich spiele also mit keinem Schatten, der sonst nirgends, als in meiner Einbildung, seinen Grund hat. Kleine muthige Gelehrte sind wirklich da. Ich thue ihnen nicht zu viel, wenn ich sie für ein wirkliches Uebel halte. Ich raube ihnen ihre Ehre gar nicht, daß sie Mitglieder der besten Welt sind. Es kommt nur alles darauf an, wie man sie recht nützlich gebrauche. Ich will meine Gedanken davon eröffnen. Doch damit diese muntre kleine Gesellschaft nicht meine, ich handle mit ihr aus feindseligem Herzen: Wohlan, so will ich sie erst vertheidigen, und das Verfahren ihrer Feinde beleuchten. Hieraus sollen sie selbst erkennen, daß ich für ihre Erhaltung streite, ihr Bestes suche, ihre Ehre rette, ihnen keine Gewalt anthue; sondern meinen Vorschlag so einrichte, wie er mit ihrer Natur, und innern Beschaffenheit übereinstimmt.

12 §. Ein Mann, der sich in den neuesten Zeiten mit diesen kleinen Gelehrten rechte Mühe gegeben, so gar daß er meynet, er sey durch eine gewisse Vorsehung zur Züchtigung der elenden Scribenten, wie er diese muntere Gesellschaft nennet, bestimmt worden, hat gewiß eine so schöne Einsicht in dieses Uebel, und einen solchen Ernst, dasselbe zu heben, bezeiget, daß man ihm mit Recht keinen niedrigen Platz unter den Verbesserern der Welt einräumen muß. Ob er aber in der Ausführung eine solche Art beobachtet, daß er sich davon einen wirklichen Nutzen versprechen, und sicher seyn könnte, er handle mit solchen kleinen Männern nicht ganz wider ihre Natur, und wider meinen Grundsatz von der besten Welt: Darüber wollte ich nicht gern urtheilen, wenn es meinen Absichten nicht gar zu beförderlich wäre, und beweisen könnte, wie freundschaftlich, wie liebreich, wie billig, ich gegen diese kleinen muntern Geister gesinnet wäre. Ich will kürzlich davon meine Meynung sagen; und damit er mich keiner Unhöflichkeit beschuldigen könne, so bitte ich zuvor um günstige Erlaubniß, hievon meine Gedanken zu eröffnen. So machet man es in der heutigen höflichen Welt. Man muß nicht vergessen, um Erlaubniß zu bitten, und der andre darf nicht vergessen, dieselbe zu geben. Sollte jener, dem ich jezo meinen Herrn Gegner nenne, es mir nicht erlauben: So würde er sehr wider die Regeln der Höflichkeit handeln; denn ich habe ja darum gebethen. Es ist eine so ausgemachte Sache, daß man in solchen Umständen keine Fehlbitte thun könne, daß man nicht einmal mehr

mehr auf Bescheid warten darf; sondern, wenn man die Bitte um Erlaubniß übersendet, so leget man sogleich den Beweis bey, wie man sich der gehofften Erlaubniß bedienen habe.

13 §. Zuerst misfällt es mir also, daß er sein Verfahren eine Züchtigung nennet. Er gesteht es selbst, daß er einen aus der Junft so gemishandelt, als sonst noch niemals geschehen ist. Der Mensch müßte aufgehört haben, sich selbst zu lieben, das ist, er müßte todt seyn, der nicht sehe, daß seine Absicht gewesen, feindselig zu handeln, wehe zu thun, und zu schaden. Aber wer wird es denn von sich erhalten, denselben für seinen Freund, Gönner und Wohlthäter anzusehen? Wer wird glauben, daß er zu seinem eigenen Vortheile misgehandelt sey? Nein, nein! die kleinen muthigen Gelehrten sind viel zu edle und nothwendige Geschöpfe in der besten Welt, als daß man sie mishandeln, und sich dessen noch so öffentlich rühmen sollte.

14 §. Fürs andre sollte man wohl auf die Gedanken gerathen, er hätte bloß zu seinem eigenen Vergnügen mit ihnen gehandelt, und um dasselbe recht vollkommen zu genießen, sich die muthigsten und kleinsten ausgesuchet. Vielleicht, möchte man gedenken, wäre er um ihre Besserung wohl unbekümmert gewesen, wenn er die Stunden nicht zu seiner Gemüths-ergerzung anzuwenden beliebt hätte. Sollte das aber wohl recht gehandelt seyn? Wenn das der rechte Gebrauch dieser kleinen Gesellschaft ist: So müßte man auch sagen, daß die erbärmlichsten Misgeburten da wären, um andere zum Lachen zu bewegen, und ihnen die

die Zeit zu vertreiben. Vielleicht beruft sich mein Herr Gegner darauf, daß doch, nach einer durchgängigen Gewohnheit, die Zwerge zur Lustbarkeit gesucht, und mit Fleiß unterhalten würden. Ich kann es nicht leugnen, dieß geschieht: Aber ich bin zufrieden, wenn mein Herr, den ich aus Freundschaft gegen die kleinen muthigen Gelehrten meinen Gegner nenne, selbst gesteht, es sey eine Gewohnheit. Denn so frage ich noch erst nach der Rechtmäßigkeit der Gewohnheit. Ich sage frey heraus, daß ich dieß nicht für den rechten Gebrauch der Zwerge halte. Niemand wird einen Kiesen zu seiner Belustigung erwählen, oder sich unterstehen, demselben zu seinem Vergnügen auf der Nase zu spielen. Aber ist dieser denn nicht eben so wohl eine außerordentliche Geburt der Natur, als jener? Warum macht man denn einen solchen Unterschied, daß man sich vor diesem fürchtet, und jenen zu seinem Spiele gebrauchet, dabey er manchesmal Ehre und Bequemlichkeit aufopfern muß, um andre zu vergnügen? Es ist ja allerding's natürlich gehandelt, daß man ein jedes Ding seiner Natur nach nützet. Das Vergnügen an andern Dingen außer uns, ist zwar auch ein Nutzen, aber es ist nicht der einzige; vielweniger entsteht das Vergnügen bloß daraus, daß ein Ding klein oder groß ist. Sonst müßte man an einem Senfkorne mehr lächerliches oder vergnügendes finden, als an einem Pfefferkorne. Meiner Meynung nach, müßte man alle Zwerge bloß zu solchen Sachen gebrauchen, dabey andre nicht ohne große Beschwerde, Zeitverlust, und Gefahr etwas zu verrenken, oder auf die

Nase

Nase zu fallen, sich bücken müssen. Und wenn ich ein großer Herr wäre, so hielt ich, unter meinen andern Bedienten, auch einen Zwerg, bloß zu dem Ende, daß er auf der Erden herum kröche, und die Dinge, die zu meinen Füßen wären, besorgte. Seine Aufsicht sollte alsdenn in die Höhe nicht weiter, als bis an meine Knie, gehen. Besonders große Leute könnte man zu Ersparung der Leitern, und die Gefahr des Falles zu vermeiden, am natürlichsten anwenden. Ich kann es also durchaus nicht zugeben, daß man über unsre muntern kleinen Gelehrten lachet. Darum sind sie nicht da. Sie können weit edler, weit nützlicher, ihrer Natur gemäßer, und daß ihr Zustand selbst dadurch glücklich gemacht wird, genuset werden, wie ich gleich hernach zeigen will.

15 §. Denn das muß ich auch noch drittens misbilligen, daß der Herr, den ich darum nicht nenne, weil er sich selbst nicht genennet hat, alle seine Bemühung anwendet, diese kleinen Gelehrten zum Stillschweigen zu bringen; als wenn dadurch die Welt gebessert, oder dieselben, ihrer Natur nach, recht genuset wären. Gewiß, ein Arzt handelte ganz unnatürlich, der einem Körper, welcher mit überflüssigen Feuchtigkeiten beschweret wäre, Mund und Nase zustopfte, und so mit Gewalt hinderte, sich durch Schnupfen und Husten zu reinigen: Aber er handelte wirklich noch nicht so unnatürlich, als derjenige, der den kleinen muntern Gelehrten die Gelegenheit verbiethen wollte, ihren Geist von einer unerträglichen Quaal durch öftere Herausgebung ihrer Schriften zu befreien. Und was für eine Lücke würde in der besten

sten Welt entstehen, wenn man die Schriften von dieser Art, von allen Zeiten herausnehmen wollte. Sie machen ja in ihrem Zusammenhange und in ihren Folgen, daß die Welt eben diese, und nach meinem Grundsatz, die beste ist. Zwar mein Herr Gegner wird sich damit entschuldigen, daß er doch zu einer andern Zeit die Nothwendigkeit und Nutzbarkeit der elenden Scribenten deutlich dargethan. Das ist geschehen: aber warum hat er denn wider seinen eigenen Unterricht gehandelt? Warum arbeitet er so lange, bis einer sein Vaterland, und mit demselben die erwünschte Gelegenheit, Materialien zu seinen Schriften zu sammeln, verlassen; der andre aber, wosferne es sein großer Muth nur zuließe, glauben mußte, er sey von seiner Verbindlichkeit zu schreiben losgesprochen, da er nicht mehr als ein lebendiges Mitglied der besten Welt, sondern entweder des Reiches der Todten, oder der Gespenster anzusehen ist. Gewiß, dieß Verfahren ist recht grausam, und kann unmöglich von einem freundschaftlichen Herzen zeugen. Nein, ihr muthigen kleinen Gelehrten, ich meyne es besser mit euch. Ich werde euch nicht nothzüchtigen, und eurer Natur Gewalt anthun. Ihr sollet vielmehr bey mir erst rechte Freyheit und Gelegenheit bekommen, nach eurem Triebe zu handeln, und eure hungrigen Neigungen zu ersättigen.

16 §. Ich weis die Natur der kleinen munteren Gelehrten nicht besser, als unter dem Bilde eines kleinen munteren Schäferhundes vorzustellen. Sein Körper ist klein, und fällt nicht sonderlich ins Auge. Seine Stärke ist nicht groß; aber desto größer ist
sein

sein Muth. Es ist nichts, als lauter Leben an ihm. Er läuft, und sieht sich beständig um. Bequemlichkeit und nächtliche Ruhe werden an die Seite gesetzt. Eigentlich ist er zum Dienste seiner Heerde bestellet; doch das ganze Feld, so weit er es absehen kann, steht, seiner Meynung nach, unter seiner Aufsicht und seinem Schutze. Es läßt sich jemand in der Ferne sehen. Es könnte vielleicht ein Dieb seyn. Eben daß er sich sehen läßt; eben daß der getreue Schäferhund ihn erblicket, das machet ihn schon verdächtig. Sein Amt erfordert es, sich an ihn zu wagen, und sein Feld zu schützen, damit seine Heerde sicher sey. Melampus läuft, er bellet, und stellet sich ganz zornig. Der Wandersmann geht seine Straße. Noch auf seinen Rücken wird er verfolgt. Endlich entferneth er sich so weit, daß man ihn nicht mehr sehen kann. Melampus wird geruhig, und schläft ganz sanft, und mit sich selbst zufrieden, so lange ein, bis er einen andern erblicket. Funfzig mal hat er so gearbeitet; der ein und funfzigste ist wirklich ein Dieb, oder suchet der Heerde zu schaden. Melampus merket es ihm gleich an. Er geht gewiß eben so beherzt auf ihn los, als auf jenen. Ja, findet er Widerstand, so kömmt er ganz außer sich selbst. Er wird zurücke geschlagen, er läuft einige Schritte rückwärts; doch wiederholet er den Angriff mit erneuertem Muth. Sein Schäfer erwachet von dem Lärmen, verjaget den Dieb, und befreyet seine Heerde. O! wie freuet sich Melampus; er bellet noch, halb aus annoch fortwährenderm Eifer, halb aus besonderer Freude über seinen Sieg; er wedelt mit seinem

Schwanz, läuft bald um seinen Schäfer; bald um die Heerde herum, als wenn er sich noch einmal in Gedanken es vorstellte, wie ers gemacht, da der Dieb gegenwärtig gewesen. Ja, er läuft noch einmal ins Feld, sieht sich um, und spüret nach, als wenn sein großer Muth sich noch einmal einen solchen Streit wünschte. Doch der Dieb ist weg. Sein Schäfer hat ihn vertrieben: Allein Melampus mußte zuerst die Gefahr ausstehen; er merkte es, er that den ersten Angriff, und siehe, nun ist der Schade verhütet. Sein Schäfer nennet ihn mit Namen; er locket ihn, und rühmet, daß er gebellet. So wohl erkennt er seine Verdienste, so belohnet er sie. Melampus kann sich nicht genug über sich selbst freuen.

17 §. Stoßet euch nicht daran, meine Freunde, daß ich dieses Gleichniß wähle. Es geschieht nicht zu eurer Verkleinerung; sondern weil ich in der ganzen Natur nichts finde, das sich besser schicket, eure Natur und wahre Beschaffenheit vorzustellen. Ein Schäferhund ist allerdings ein gutes, und in seiner Art lobenswürdiges Geschöpfe. Brauchet man ihn gleich nicht, wie andre Geschöpfe, zu wichtigeren und edlern Berrichtungen: So hat er doch schon so viele Vollkommenheit, und nutzbare Geschicklichkeit an sich, daß die beste Welt sich seiner nicht zu schämen, noch ihn als eine unnütze Last der Erden anzusehen hat. Gewiß, ihr kleinen muthigen Gelehrten, seyd demselben sehr ähnlich. Sehet den gelehrten Parteygänger, Kleinholz, und den unverdroffenen Schreibegern, ein edles Paar, und eine ausnehmende Zierde eurer Gesellschaft, an. Sie sind wirklich

sich kleine Gelehrte. Jedermann sieht es, jedermann erkennet sie dafür. Aber wie groß ihr Muth sey, das merket man aus der Zahl ihrer Schriften. Man hat sie an ein kleines Theil der Gelehrsamkeit gebunden. Wissen sie gleich nicht eben sonderlich, sich desselben zu gebrauchen: So sind sie es doch von ihrer ersten Jugend an gewohnt, sich dabey aufzuhalten, es anzuschauen, und wenigstens von außen um dasselbe herum zu gehen. Weil sie ein gewisses sinnliches Vergnügen, und ihren Unterhalt dabey finden: So gewinnen sie dasselbige so lieb und werden ihm so getreu, daß sie es nicht übers Herz bringen können, sich davon zu entfernen. Von hier thun sie einen Blick in das ganze Feld der Gelehrsamkeit. Sie können es mit einer rechten Deutlichkeit nicht weit betrachten: Doch haben sie überhaupt eine Vorstellung davon, nach welcher sie es einiger maßen ausmessen. Und weil das kleine Theil, daran man sie durch einen beständigen Unterricht gewöhnet hat, mitten darinnen liegt, so gewinnen sie das ganze Feld lieb. Alles, was in demselben vorgeht, sehen sie als eine Sache an, die ihrer Verantwortung und Aufsicht anvertrauet ist.

18 §. Es tritt jemand mit einer Schrift hervor. Sie kennen ihn nicht recht; denn er ist zu weit von ihnen entfernt. Sie wissen nicht, was er eigentlich mit seiner Schrift sagen will; denn ihre Einsicht geht so weit nicht, daß sie erkennen könnten, was für Arbeiten in dem weitläufigen Felde der Gelehrsamkeit zu verrichten nöthig sind. Doch genug, daß er sich ungefehr in der Gegend, wo sie sich aufhalten, sehen läßt. Er wird verdächtig. Wer weis

was er im Sinne hat. Ihr Muth läßt sie nicht ruhen; sie laufen ein wenig weiter, als das ihnen angewiesene Theil der Wissenschaften geht, in das weite Feld der Gelehrsamkeit hinein. Sie schreiben wider ihn, und sollten sie auch weiter nichts sagen, als er habe eine Schrift heraus gegeben, die ihnen verdächtig vorgekommen. Jener arbeitet entweder, ohne sich an sie zu kehren, weiter fort; oder er widersetzet sich ihnen auch. Thut er das erstere, so machet ihn eben sein Stillschweigen verdächtiger, und jene muthiger, daß sie näher auf ihn los gehen. Thut er aber das letztere: So gerathen sie in einen solchen Eifer, der sie weit von ihren Gränzen abführet; sie machen hiet und dahin, ohne Ueberlegung, allerley Quersprünge. Endlich gebeut ihnen entweder ihr Vorgesetzter, zu schweigen, und ruft sie wieder zu ihrer gewöhnlichen Arbeit; oder jener höret auf, zu schreiben, da er seine Arbeit vollendet hat, und sie lassen ihre Feder auch wieder, bis auf eine andre Zeit, zu ihrer Ruhe gehen.

19 §. Endlich einmal kömmt eine wirklich unrichtige und schädliche Schrift zum Vorscheine. Herr Kleinholz und Schreibegern bemerken es so gleich. Denn wie könnte ihnen eine neue Schrift verborgen bleiben, da sie mit großer Sorgfalt alle neue Bücherverzeichnisse aufkaufen, und fleißig in die Buchläden gehen, damit sie ja keine Gelegenheit, ihren Muth und ihre Wachsamkeit zu zeigen, das ist: Bücher zu schreiben, versäumen mögen? Sie zeigen es öffentlich an, es sey ein Buch zum Vorscheine gekommen, das einer genauern Untersuchung und Widerlegung würdig wäre. Ja sie weißagen wohl gar, ein
ander

anderer Gelehrter würde sich solcher Schrift bald widersehen. Es geschieht. Wunsch und Betsagung gehen in ihre Erfüllung. Die Irrthümer werden entdeckt, und widerleget. Wahrheit und ächte Gelehrsamkeit behält den Platz. O welch eine Freude! o welch ein Ruhm! Die muthigen kleinen Gelehrten waren die Vorsechter. Die andern schliefen gleichsam noch, da sie den schädlichen Feind entdeckten, und zugleich Lärm machten; auf den Lärm folgte der Sieg. Wer Zeitungen von gelehrten Sachen, oder die Geschichte einer gelehrten Fehde schreibt, der kann es, der Wahrheit zur Steuer, und den kleinen muntern Helden zum Ruhme nicht verschweigen. Kaum, heißt es, war diese Schrift herausgekommen, so sah man eine Widerlegung, Bedenken, Anmerkungen, Sendschreiben u. s. w. von dem Herrn Kleinholz und Schreiberern. Recht gründlich aber hat der große Gelehrte Herr N. N. die Schädlichkeit der Schrift entdeckt, und widerleget.

20 §. Dieses ist nun die wahre Gestalt, Gemüthsbeschaffenheit und Aufführung der muthigen kleinen Gelehrten. Wer sieht nicht, daß man schuldig sey, sich nach derselben zu richten, da sie in den Umständen, in welchen sie sich befinden, allemal Mitglieder der besten Welt sind, und eben dadurch, daß sie sich in denselben, und in keinen andern Umständen befinden, machen, daß diese Welt eben diese, und keine andre ist. Denn gesetzt, Herr Kleinholz wäre nicht da, oder er wäre nicht da, als ein so muthiger kleiner Gelehrter, so gleich bliebe diese Welt nicht die-

jenige, die sie ist, sondern würde eine andere, und, nach meinem Grundsatz, eine schlimmere. Was thun nun diejenigen, die den Herrn Kleinholz hassen, anders, als daß sie entweder ihren Unverstand, oder ihren Haß gegen die beste Welt verrathen? Wer List und Gewalt anwendet, zu verhindern, daß er nicht fortfahre, sich als einen muthigen kleinen Geist zu beweisen; was thut der anders, als daß er sich bemühet, die Welt zu verschlimmern? Diese Gesellschaft muß allerdings mit Fleiß erhalten werden. Man kann sie auch in eben den natürlichen Umständen, darinnen man sie antrifft, gar nützlich in der besten Welt gebrauchen. Ihre Wachsamkeit, ihre flüchtigen Augen, die auf alle Seiten gewandt sind, ihre Bereitwilligkeit jedermann für verdächtig anzusehen, ihr unverdroßnes, ihr unaufhörliches Schreiben macht sie zu einer Verrichtung geschickt, die gewiß sehr nöthig ist, und niemanden so gut, als ihnen, aufgetragen werden kann.

21 §. Man bestelle sie also in der gelehrten Welt als Schildwachen, die ihren Posten auf den äußersten Ecken einer schönen Festung haben. Man pfleget hierzu zwar nur gemeine Soldaten zu halten, und schäzget das für eine geringe Verrichtung: Allein man handelt daran sehr unbillig. Diese sind es, darauf der Grund aller Sicherheit beruhet. Sie müssen ihre Brust zuerst der Gefahr entgegen setzen. Meiner Meynung nach, müßte man solche Leute in der Republik mehr ehren, da sie diejenigen sind, welche andern entweder einen ge-
ruh-

rühigen Schlaf verschaffen, oder ihnen die Gelegenheit und den ersten Wink geben müssen, ihre Tapferkeit zu beweisen. Niemand halte also diese Vergleichung den muthigen kleinen Gelehrten für schimpflich. Jenes Gleichniß von dem Schäferhunde konnte sich zu ihrer Natur nicht besser schicken, als dieses. Beide sind ihrer Natur vollkommen gemäß. Und wem ist der wahre Satz der stolischen Weltweisen unbekannt: *Naturalia non sunt turpia*? Damit nun der muthige Geist der kleinen Gelehrten genug zu thun habe, so befehle man ihnen ja, nicht allein vor die Füße, sondern so weit hinaus zu sehen, als nur ihre Augen in etwas reichen mögen. Man erinnere sie, es sey sicherer, jemanden in der Ferne für verdächtig zu halten, sollte er auch gleich unschuldig seyn, als in der Nähe die Gewißheit erst mit Schaden zu erfahren. Man erlaube es ihnen nicht nur, sondern lege es ihnen als eine Amtspflicht auf, so oft als es ihnen nur in etwas nöthig scheinen möchte, mit lautem Halse zu rufen: Wer da! Lärm zu machen, und andre zu Hülfe zu rufen. Es ist heilsamer, wenn sie zehnmal zu argwöhnisch, als einmal zu sicher sind. Wer mit Ecnste wünschet, daß Wahrheit und Gelehrsamkeit keinen Schaden nehmen, der wird sich lieber zehnmal zu früh, und ohne Noth beunruhigen lassen, als daß er einmal so lange ungestört bliebe, bis das Uebel zu nahe gekommen, und nicht mehr zu heben wäre. *Naso* saget ganz wahr:

*Principiis obsta; sero medicina paratur,
Quum mala longaevis inualuere moris.*

Und ich scheue mich nicht, mit einer kleinen Veränderung aus eben diesem Dichter zu sagen:

Tristius eiicitur, quam non admittitur hostis.

22 §. Doch damit der Muth dieser kleinen Männer durch Nachgeben und Aufmunterung nicht gar zu flüchtig, wild und ausgelassen werde, so gebe man ihnen den gemessenen Befehl, nichts mehr zu thun, als jedermann, den sie sehen, für verdächtig zu halten; wenn er ihnen etwas näher kömmt, zu rufen: Wer da! und ja von ihren Posten nicht abzugehen. Den Ankommenden genauer zu befragen, wer er sey, und was er wolle; zu entscheiden, ob er in die Festung zu lassen sey oder nicht; ihn vor sich nieder zu machen, oder sonst zu bestrafen, das sey ihnen schlechterdings untersaget. Es schicket sich zwar zu ihrem Muthge gar wohl: Aber da wir doch dabey bedenken müssen, daß sie zugleich auch kleine Gelehrten sind; so würde das mit ihrer Natur gar nicht bestehen können. Dieß können sie den großen Gelehrten überlassen, und auf diese Art die Arbeit mit ihnen theilen, damit sie von beyden Seiten ihre Berrichtungen haben. Die großen Gelehrten sollen dagegen verbunden seyn, die kleinen aller Ehre werth zu halten; sie sollen sie, wegen eines unzeitigen Lärms, nicht bestrafen; sondern mehr auf ihre Treue, als ihren Verstand, denken. Sie sollen ihnen ferner zur rechten Zeit zu Hülfe kommen, damit ein starker Feind sie nicht übermanne, und es allemal öffentlich erinnern, welcher unter den kleinen Gelehrten am wachsamsten gewesen ist, und die erste Anzeige gethan hat.

23. §. Gewiß das würde das beste Mittel seyn, den großen Gelehrten Zeit und Sicherheit zu ihren Arbeiten zu verschaffen. Auf diese Weise würde man am sichersten seyn können, daß nicht jemand der wahren Gelehrsamkeit heimlich, und ehe man es beobachtete, Abbruch thäte. Denn da diese kleinen Gelehrten sehr gut in die Ferne sehen können, und alsdann ordentliche Erlaubniß bekämen, einen jeden, den sie sehen, für verdächtig zu halten, und also, ehe er ihnen nahe kömmt, allerhand Vorurtheile fassen können, nach welchen sie ihn in der Nähe betrachten; so gar, daß sie manchmal schon Lärm gemacht, und die Gelehrten ins Gewehr gerufen, wenn sie finden, daß des Ankommenden Absicht gar nicht auf die Festung gerichtet ist: So kann man desto sicherer seyn, es werde nichts schädliches einschleichen; da sonst mancher, der ohne Vorurtheile und Argwohn, in einer mäßigen Meynung von sich, und einer recht guten Meynung von andern, mit Aufrichtigkeit jemanden in der Nähe betrachtet, durch seine Verstellung, gute Worte, durch Bitten, oder versprochene Vortheile bewogen werden möchte, ihn unangezeigt, und ohne genauere Untersuchung passiren zu lassen. Einige vergebliche Mühe würde diesen gelehrten Schildwachen auch gar nicht verdrießlich seyn, da sie ein besonders unverdrossenes und unermüdetes Wesen haben.

24. §. So könnte man an einem jeden angesehenen Orte; oder, da der kleinen muthigen Gelehrten eine ziemliche Anzahl ist, in einem jeden Buchladen, auf hohen und niedrigen Schulen; sonderlich aber auf den
Mess

Messen, einen, oder nachdem die Zeiten gefährlich sind, mehrere auf Postirung stellen, und mit Befehlen versehen. Man darf nicht befürchten, es werde der gelehrten Republik, die ohnedem ihren Bedienten keine starke Einkünfte bestimmet, zu schwer fallen, so viele kleine Gelehrte im Solde zu haben. Ihr Gemüth ist viel zu edel, und ihr Trieb ist viel zu heftig, als daß man sie erst durch Belohnungen aufbringen müsse. Entschliessen sie sich doch schon jeho, ja dringen sie sich doch freywillig zu solchen Verrichtungen, da viele sie mit Gewalt hindern, mit Undank und Beschimpfung belohnen, oder wenn es am gelindesten geht, ihre Arbeiten weder loben noch tadeln. Die Erlaubniß, frey und ungehindert zu schreiben, die Gelegenheit, sich zum öftern an ihren Arbeiten zu ergößen, die Freyheit, in alle Theile der Gelehrsamkeit zu blicken, jedermann dreiste und muthig anzureden, das Vergnügen, daß auch andre schrieben, und Schriften drucken ließen, dazu sie mit ihrem Anzeigen Gelegenheit gegeben, würde schon eine Belohnung seyn, die ihnen ihre Bedienung, Wachsamkeit und Arbeit angenehm machte. Doch mußte auch dabey ausdrücklich die Verfassung gemacht werden, daß in allen gelehrten Zeitungen ihre Namen, nebst dem ganzen Titel ihrer Schrift gemeldet würde; und daß ein jeder Gelehrter, der einen Streit, zu dem sie Lärm gemacht, ausführte, allemal denjenigen kleinen munteren Held nennete, der die erste Anzeige gethan. Auch keiner, der die Geschichte einer gelehrten Streitigkeit beschriebe, mußte sich unterstehen dürfen, einen von ihnen mit Stillschweigen zu übergehen; gesetzt, daß

auch

auch zwanzig auf einmal einerley angezeigt hätten. Zuletzt müßten in Betrachtung der Regel: nemini officium suum esse debet damno, alle Buchdrucker oder Buchhändler durch ein Gesetz verbunden werden, die Schriften ohne Umkosten der kleinen Geister zu drucken und zu verlegen. Es wäre unbillig, daß diese kleinen getreuen Männer über die Zeit, und Kräfte, auch noch ihr Vermögen zum gemeinen Besten aufopfern sollten. Und die wahre Ursache, warum wir nicht noch mehrere Arbeiten dieser kleinen muntern Gelehrten zu sehen bekommen, ist doch gewiß keine andre, als daß eines Theils die Buchdrucker gar zu theuer sind, andern Theils die Verleger nur an den Werken einiger großen Gelehrten, die sie, wie sie sagen, zum Besten der gelehrten Welt ans Licht bringen, ihren eigenen Vortheil machen wollen; die kleinen Gelehrten aber die Kosten selbst nicht tragen können. Man könnte auch eine eigene Druckerrey der Gesellschaft muthiger kleiner Gelehrten anlegen, die gewiß über Mangel an Arbeit nicht würde klagen dürfen. Wenn ich sehe, daß dieser mein Vorschlag nicht gar zu viele Feinde findet: So erhalte ich vielleicht noch so viel Zeit, daß ich auch hierinnen einen guten Vorschlag thun kann. Zur Beförderung meines guten und wohlgemeynten Vorhabens, will ich mir die Beiträge aller großen und kleinen Gelehrten ausbitten, damit wir die Unvollkommenheiten der besten Welt, doch ja bald und gut nutzen mögen.



Elegie, auf den Geburtstag ihres lieben Mannes

aufgesetzt von

C. S. G.

Du, in dessen Herz die Sehnsucht meiner Seele
Das größte Glück sucht, das größte Glück findet;
Mein auserwählter Freund, den ich noch stünd-
lich wähle,

Weil meine Zärtlichkeit stets neue Kraft gewinnt;
Auch ist verlaß ich mich auf mein und deine Liebe,
Da sich mein kühner Kiel bis an die Dichtkunst wagt;
Und dir, du Redlichster, die Größe froher Triebe,

Die dein Geburtstag wirkt, vielleicht mit Fehlern sagt.
Doch schreib ich nur für euch, ihr ewigwerthen Augen,
Die ihr mein Innerstes mit jedem Blicke rührt.

Ich wels, euch wird ein Blatt von Christianen taugen,
Wenn ihr die Liebe nur dabey die Feder führt.

Wie? sollt ich diesen Tag aus blöder Furcht verschweigen,
Der zu der Welt gebracht, was mir am liebsten ist?

O! nein, ich will das Herz in vollem Feuer zeigen,
Wovon du, liebster Freund, beständig Meister bist.

Durch dich, vergnügter Tag, durch euch, ihr schöne Stunden.
Da ich sein Herz zuerst gewünscht, und auch besetzt;

Durch euch hab ich ein Glück, ein solches Glück gefunden,
Das mich durch seinen Werth bis in den Tod vergnügt.

Ja,

Ja, Friedrich, deine Gunst, dein Herz und dessen Triebe
 Rennt deiner Gattinn Mund beständig ungemein.

Und wünsch ich mir noch was, bey unsrer reinen Liebe:

So ist es bloß der Wunsch, auch deiner werth zu seyn.

O! sage mir doch selbst, mein Liebster, mein Getreuer,
 Wodurch bezeig ich dir die Stärke meiner Blut?

Fühlst du denn auch mein Herz und dessen zärtlich's Feuer,
 Wenn dein erwünschter Mund auf meinen Lippen
 ruht?

Fühlst du denn auch, wie ich, daß unsre Liebe steigt,

Seitdem ein heilig Band die Flammen ewig macht?

Ah ja! du hast es mir schon tausendmal gezeiget,

Und meinen Geist dadurch ganz außer sich gebracht.

Mein Urtheil prüft mit Lust das Innre deiner Minen,

Dein Mund verliert kein Wort, das nicht mein Herz
 bewegt.

Doch alles, was du thust, muß zu beweisen dienen,

Daß deine Brust für mich stets Lieb und Großmuth
 hegt.

Ist ist es meine Pflicht, dich mehr, als mich, zu lieben;

Du thust, als stiele dir die Pflicht nicht einmal ein;

Als müßte meine Gunst noch mit bescheidenen Trieben,

Und durch ein treues Herz von dir verdienet seyn.

Du bist angesetzt mein Herr. Welch reizendes Vergnügen,

Wenn man befehlt u. folgt, bloß weil man zärtlich liebt.

Wie sanfte läßt es sich in deinen Banden liegen,

In Banden, die mein Herz nicht für die Freyheit giebt.

O Liebe! wie entzückt heraufschest du die Seelen,

Wenn die Vertraulichkeit die Ehrfurcht nie vertreibt!

Wer kann die süße Kraft von dem Gefühl erzählen,

Wenn süße Zärtlichkeit auch voll Vertrauen bleibt!

Mit

Mit was für reiner Lust entzündest du die Herzen,
 Wenn dich die Tugend stärkt, und der Verstand erhitzt;
 Und wenn dein sanfter Ernst, und wenn dein kluges
 Scherzen

Uns vor der Tyranny des strengen Glückes schützt.
 Erwünschter Ehemann! Du, ja du verdienst ein Leben,
 Bey welchem man den Werth des Lebens recht entdeckt.
 Kann dir denn auch mein Herz, ein solch Vergnügen geben,
 Als mir dein treues Herz, dein edles Herz erweckt?
 Vergilt dir auch mein Kuß den Geiſt von deinen Küſſen?
 Bemerkst du auch an mir die zarte Bangigkeit,
 Dich so beglückt, wie mich, bey unsrer Glut zu wissen,
 Von welcher mich ein Blick schon durch und durch
 erfreut?

Wird künftig allemal. = = Ja, Treuester unter allen!
 Ja, liebenswürdiger und großmuthsvoller Mann!
 Mein Herz gefällt dir noch, und wird dir stets gefallen,
 Weil keine Zeit dein Bild daraus verlöschen kann.
 Ich zweifle bloß aus Lust, und finde jede Stunde,
 Daß sich die Zärtlichkeit in deiner Brust vermehrt.
 Doch hör ich nie zu viel aus meines Friedrichs Munde,
 Was ich das erstemal erröthend angehört.
 Was hab ich nicht für Recht, mein Schicksal hochzuachten,
 Das dich zu mir geführt und mich mit dir vereint.
 Du haſt mein Herz, und scheinst doch noch darnach zu
 schwachen,
 Und mitten in der Glut bleibst du ein kluger Freund.
 Ja, zeigte mir das Glück die allerraubſte Bahne,
 Sie würde mir bey dir an tausend Wolluſt weich.
 Doch hört die höchſte Macht die treue Chriſtiane,
 So macht ſie unſer Glück auch unſrer Liebe gleich.

Ich

Ich sehe wenigstens dem rauschenden Ergößen
 Der Größten dieser Welt ohn alle Misgunst zu;
 Und will mich, liebster Freund, für höchstbegütert schätzen,
 Hab ich nur deine Gunst bis zu der letzten Ruh.
 Ich weiß, ich habe sie. Komm, Friedrich, laß dich küssen!
 Umarmest du in mir gleich keine Dichterin:
 So siehst du, da bey mir die Freudenthränen fließen,
 Daß ich doch wenigstens dazu empfindlich bin.

* * * * *

Parodie des Ehemannes auf das Vorhergehende.

Du treu und kluges Herz, du schön und edle Seele,
 Wo man, was reizen kan, in seiner Stärke findt;
 Du bist es, liebste Frau! die ich noch stündlich
 wähle,
 Dieweil mein Herz dadurch auch stündlich mehr gewinnt.
 Wie oft ergößt mich noch der Anfang unster Liebe!
 Wie schön belohnst du mir, was ich um dich gewagt!
 Erkennest du nunmehr die Größe meiner Triebe,
 Davon ich dir zuerst vergebens vorgesagt?
 Ihr tragt mich damals stark, ihr feuerreichen Augen,
 Doch wißt, daß euer Blick mich ist weit stärker rührt;
 Ja wißt, ihr werdet mir auch zum Entzünden taugen,
 So lange noch mein Geist Empfindung bey sich führt.
 Muß ich aus Ohnmacht schon dein Lob anjegt verschweigen,
 Weil meine Poesie zu matt und niedrig ist:
 So wird dir doch mein Thun, geliebtes Kind! bezeigen,
 Daß du das einzige Ziel von meinen Wünschen bist.

Horn. 42. R Wie

Wie viel und feltne Lust, wie viele schöne Stunden
 Hab ich nicht schon gezählt, seitdem du mich besiegt?
 Das macht, daß meine Wahl an dir ein Kind gefunden,
 Das mich durch Zärtlichkeit, Verstand und Wisz ver-
 gnügt.

Ja, Freundinn, dein Verstand erregten mir die Triebe;
 Denn alles, was du thatst, war wirklich ungemein:
 Und wiederriethest du mir anfangs schon die Liebe,
 So mußte dein Verboth mir nur ein Antrieb seyn.
 Ich liebte dich noch mehr, noch stärker, noch getreuer;
 Durch deinen Widerstand wuchs immer meine Glut.
 Wenn ich dich kalt befand, so nährtest du mein Feuer,
 Mein Lieben blieb ein Trieb, der nie verlöscht noch ruht.
 Doch ach! welch reizend Glück, wenn unsre Liebe steigt,
 Und unsern Gegenstand zugleich empfindlich macht.
 Dieß Glück, dieß schöne Glück, hast du mir auch gezeigt,
 Und durch ein einzig Wort mich außer mir gebracht.
 Mit was für Zärtlichkeit und reizungsvollen Mienen
 Entdeckte mir dein Mund: Nun hast du mich bewegt;
 Nimm hier den ersten Kuß, er soll zum Zeichen dienen,
 Daß meine Brust für dich die stärkste Liebe hegt.
 O! nie erfahrne Lust! hier lernt ich erstlich lieben;
 Hier sah ich deinen Werth und deine Hobeit ein.
 Ich merkte deine Glut, in zärtlich starken Trieben,
 Doch mußte dein Verstand ihr steter Führer seyn.
 O. wie beschreib ich nur das innigste Vergnügen?
 Ich seh mich mit Verstand und Zärtlichkeit geliebt.
 Ich seh den Antrieb bloß in deinem Willen liegen;
 Der fühlet warlich nichts, wem dieß nicht Wollust giebt.
 Ja, dir gefiel allein die Treue meiner Seelen,
 Die keine Möglichkeit von ihrer Dauer treibt.

Man

Man wird daher, mein Kind, dereinst von uns erzählen,
 Daß, wenn man edel liebt, das Lieben ewig bleibt.
 Ihr, die ihr lieben wollt, ihr stark entbrannten Herzen,
 O! seyd auf eurer Hut! durchsucht, was euch erbigt!
 Sucht Schönheit, doch noch mehr Verstand, und sitzams
 Scherzen;

Dies ist es, was euch bloß vor aller Reue schützt.
 Nur du! du beste Frau! nur du! schaffst mir ein Leben,
 Das mir mit jedem Tag auch neue Lust entdeckt.
 Mir kann die ganze Welt nicht mehr Vergnügen geben,
 Als mir dein treues Herz, dein edles Herz erweckt.
 Ich fühle deinen Geist, mein Kind, in deinen Küssen,
 Und fühl durch deren Kraft sonst keine Bangigkeit,
 Als die, dich so beglückt, wie du verdienst, zu wissen,
 Und daß mein Herz dich so, wie deines mich erfreut.
 Ich bin und bleibe stets, du Treuste unter allen,
 Dein allerbestes Freund, dein zärtlich treuer Mann.
 Ich will dir täglich mehr, und muß dir auch gefallen,
 Wenn Ehrfurcht, Zärtlichkeit und Treu gefallen kann.
 Ich liebe dich um dich, und seh mit jeder Stunde,
 Durch dich, durch deinen Werth, mein zeitlich Wohl
 vermehrt.

Wie heftig rührt das nicht! wenn man aus schönem Munde,
 Nicht nur was zärtliches, auch was vernünftigs hört.
 Ich lerne mehr und mehr mein Glück höher achten,
 Das mich so wunderbarlich und schön mit dir vereint.
 Wer solch ein Herz besitzt, darf nach nichts weiterm
 schmachten,
 Und braucht sonst weder Glück, noch Rath, noch Trost,
 noch Freund.

Ja, Liebste, du hast Recht; die allerraubste Bahne
 Wird, wenn man zärtlich liebt, an tausend Wollust weich.

Ach allerliebsteß Kind! ach kluge Christiane!
 Dein reizender Besitz! Was kömmt wohl diesem gleich?
 Jetzt zeigst du mir, mein Kind, dein redliches Ergößen,
 Bey meinem Wiegenfest, und singst ein Lied darzu,
 Das jeder, der nur fühlt, für männlich schön wird schätzen;
 Mir bringt es wenigstens die größte Seelenruh.
 Komm her, und küsse mich, und laß dich wieder küssen,
 Du ewig wertheß Kind! geschickte Dichterin!
 O! wie vergnügt wird mir die Lebenszeit verfließen,
 Weil ich, du beste Frau! mit dir verbunden bin!

* * * * *

Sendschreiben,

an den jungen Herrn, wegen einer
 Historie der Moden.

Mein Herr!

Sch weis nicht, ob ich die Schrift, von der Sie unter ihrem Namen einige Stücke haben in die Belustigungen setzen lassen, ein Wochenblatt nennen darf. Wenn ich darauf sehe, daß sie nur Monatsweise herauskömmt, so dürfte sie wohl eher ein Monatsblatt genennet werden. Doch da ich diesen neuen Namen nicht wagen darf, weil ihre Aufsätze zu kurz sind, unter die Monatschriften gerechnet zu werden, und im Hauptwerke mit solchen Blättern eine große Aehnlichkeit haben, die man wöchentlich

Ich auszugeben pflegt, so will ich mich lieber an das Wesentliche, als an äußerliche Umstände, halten, und ihre Abhandlungen zu dem Geschlechte der Wochenblätter rechnen. Das Wort Wochenblätter nehme ich hier in dem Verstande, wie es von den Malern, dem Patrioten, den Tadlerinnen, u. s. w. genommen wird, von denen man das erste oder andere Jahr anführen kann, und nicht wie ein guter Freund unlängst den Bibliothecaire Moderne ein Wochenblatt genannt; weil selbiger nach einer achtwöchentlichen Dauer die Muthmaßung erfüllt, die ein Gelehrter bey Erblickung des ersten Stücks gehabt hat:

O puer vt sis
vitalis metuo.

O Kind! mein Prophezeyn verspricht dir kurzes Leben,
Der Vater ist zu schwach, dir viele Kraft zu geben.

Da ich also ihre Schrift, M. H. unter die Wochenblätter rechne, so werden sie auch wohl der Gewohnheit ihrer Vorgänger, in dieser Art zu schreiben, folgen, und Briefe, die man an sie ausfertigt, einrücken. Ich vergnüge mich, wenn gegenwärtiger Aufsatz die Ehre hat, der erste Brief zu seyn, der an sie geschrieben wird. Denn der Brief an den Herausgeber der Belustigungen, darinnen man ihnen die Ehre der Selbstverfertigung ihres Blattes abstreiten wollen, ist nicht an sie gerichtet; und sie haben ihn auch billig in ihren folgenden Stücken mit einem großmüthigen Stillschweigen übergangen.

Nun wäre es meine Schuldigkeit, ihre Aufsätze zu loben, von dem Wiße und dem Verstande, der dar-

innen steckt, vieles zu sagen, und meinen Mitbürgern einen unaussprechlichen Nutzen von ihren Arbeiten zu versprechen: Denn so fangen sich insgemein die Briefe an, die man in Wochenblättern findet, und vielmals besteht nicht nur der Anfang, sondern auch das Mittel und das Ende von dergleichen Briefen aus Lobsprüchen. Es war eine sehr löbliche Gewohnheit, noch gegen den Anfang des jetzigen Jahrhunderts, daß ein Schriftsteller eine Menge von Lobgedichten, welche gute Freunde auf sein Buch gefertigt hatten, voran drucken ließ. Nachdem aber der Eigensinn neuerer Zeiten diese Gewohnheit verächtlich gemacht, so ist doch noch etwas ähnliches von ihr in den Wochenblättern beygehalten worden. Die Verfasser derselben haben gemeiniglich alle Briefe, die man ihnen übersandt, und darinnen sie auch am stärksten gelobt worden, aufrichtig drucken lassen, ungeachtet ich glaube, daß diese Verleugnung ihrer angebohrnen Bescheidenheit ihnen so sauer geworden, als einer Jungemagd, die, wenn man ihr ein Trinkgeld anbietet, unter vielen Versicherungungen, daß es nicht nöthig sey, daß man sich keine Mühe geben solle, daß ihr verbotzen sey, etwas zu nehmen, u. s. f. immer die Hand darnach ausstreckt.

Die Höflichkeit würde mich also rechtfertigen, wenn ich ihnen viele Lobeserhebungen beylegte, und die Gewohnheit sie vertheidigen, wenn sie mit denselben eines ihrer Blätter anfüllten. Allein, wie die Leute leicht von einer Sache gerade auf das Gegentheil verfallen, so befürchte ich, der sogenannte aller nächste Freund des Verfassers vom jungen Herrn,

der

der nicht glauben will, daß die Blätter, die unter ihrem Namen herauskommen, ihre Arbeit sind, würde doch wohl die Welt überreden wollen, die Lobsprüche, die ich Endes Unterschriebener ihnen beygelegt, wären von ihnen selbst gefertigt. Ueber dieses halte ich dafür, daß ein Lob, welches sie von Mannspersonen erhalten, wenig Eindruck bey ihnen machen wird, weil sie allzugewohnt sind, vom Frauenzimmer gelobt zu werden.

Da ich also ihr Lob nicht zum Inhalte meines Briefes machen will, so muß ich ihnen wohl von etwas schreiben. Denn ich bin doch nicht Willens, es wie Cicero zu machen, der viele Briefe an seine guten Freunde nur in der Absicht geschrieben, um zu schreiben. Und in der That habe ich einen Zweck gehabt, weswegen ich die Feder angefaßt. Ich ersuche sie nämlich, die Moden der galanten Personen beyderley Geschlechts in ihren Blättern zu verewigen. Sie wissen, mein Herr, was für enge Gränzen der Lebenszeit einer Mode gesetzt sind. Das Frauenzimmer, welches wohl weiß, wie kurze Zeit die Schönheit dauert, giebt vielleicht den Moden nur deswegen ein so kurzes Leben, damit etwas auf der Welt sey, das noch von wenigerer Dauer ist, als die Schönheit. Und in was für eine Vergessenheit gerathen nicht die Moden, wenn sie einmal abgekommen sind! An eine Kleidung, an eine Gewohnheit, ohne die vor zwey Modenaltern kein Mensch artig heißen konnte, wird jezo von keinem artigen Menschen mehr gedacht. Indessen, da doch unsere Nachkommen begierig seyn werden, unsere Moden zu wissen; da sie

ohne diese Kenntniß vieles in unsern schönsten Schriftstellern, insbesondere in unsern Poeten, nicht werden verstehen können: So ist es wohl nöthig, deren Beschaffenheit etwas zu beschreiben. Sie, mein Herr, sind geschickt, der Nachwelt darinnen zu dienen, und ich hoffe nicht, daß sie für die Nachwelt unempfindlich seyn werden: Denn ich glaube doch, wenn sie drey Jahre studirt haben, so werden sie promoviren, und mit einer reichen Schönen dafür sorgen, daß es der Nachwelt nicht an jungen Herren fehlen möge.

Liefere sie uns also künftig mit ihrer Dissertation eine historisch-chronologisch-critische Nachricht von den Moden. Uebergehen sie diejenigen nicht, die dem Würmchen ähnlich gewesen sind, das man von seiner Lebensart den Tagewurm heißt, und die sich kaum ein paar Wochen gezeigt haben; denn je mehr dieselben vergessen sind, desto nöthiger sind ihre Nachrichten. Allein unterlassen sie auch nicht, diejenigen zu erwähnen, die als Nestores unter den Moden, drey Modenalter, das ist, nicht viel weniger, als sechs Monate, gedauert haben.

Wenn sie sich etwa bey der Menge von Moden nicht gleich sollten entschließen können, welche zuerst ihrer Aufmerksamkeit werth sey, so wollte ich ihnen hier unmaßgeblich eine zu weiterer Ausführung vorgeschlagen haben.

Sie wissen, mein Herr, oder sie könnten es doch wissen, daß wenigstens die alten Naturkündiger behauptet haben, das Frauenzimmer sey viel kälter, als die Mannspersonen, und die Dichter bekräftigen hier den Ausspruch der Naturkündiger, wenn sie in Liedern, denen man es deutlich ansieht, daß sie in großer Hitze

Hitze gemacht sind, sich immer über die Kälte ihrer Schönen beschweren. Aus diesem Satze scheint zu folgen, daß das Frauenzimmer im Winter mehr frieren sollte, als die Mannspersonen. Doch mehr als eine Mode beweist das Gegentheil. Das Frauenzimmer erscheint um Weihnachten herum mit einem Fächer, da Maschinen dieser Art sonst im Sommer gebraucht werden, sich abzukühlen, und die Hitze der Sonnenstrahlen abzuhalten; und unter den Mannspersonen verstecken, nicht etwa alte Leute, sondern junge Stutzer, bald nach Michaelis die Hände in einem Muff. Ich ließ es mir im Anfange noch gefallen, da das Frauenzimmer Muff und Fächer zugleich trug; denn ich glaubte, sie könnten etwa den Muff in der Kirche, und den Fächer in eingehitzten Zimmern brauchen: Doch als hernach die Muffe, das Frauenzimmer gar verließen, und mit einer etwas veränderten Gestalt zu den Mannspersonen übergingen, so begriff ich nicht, wie der Fächer allein Wärme geben könnte; und ich finde auch nicht, daß der Exercitienmeister des Fächers, dessen im Zuschauer erwähnt wird, einige Kenntniß davon gehabt hätte. Ich erinnerte mich der Fabel, die den Character der Falschheit vorstellt, von dem Satir, der in die Hände geblasen hatte, sie zu erwärmen, und in die Speise, sie abzukühlen. Vielleicht, dachte ich, hat der Fächer eines Frauenzimmers auch diese doppelte Eigenschaft, wie der Athem des Satirs, daß er zugleich Wärme und Kühlung giebt. Wie ich als ein Liebhaber der Philosophie das Wunderbare in der Natur und Kunst gern zu entdecken suche: So wollte

ich mich auch durch einen Versuch überzeugen, ob meine Muthmaßung gegründet sey oder nicht. Doch meine Neugierigkeit ward mir übel bezahlt. Ich nahm in der ersten Gesellschaft, in die ich gerieth, den Fächer, der mir zur Hand lag. Dieser Fächer mochte bey seiner Besitzerinn, ich weis nicht aus was für Ursachen, in einem Werthe stehen, daß sie ihm nicht gern wollte einen Schaden thun lassen; denn die Erfahrung hatte sie schon bey Scheeren und andern solchen Kleinigkeiten gelehrt, daß die Werkzeuge des Frauenzimmers in meinen Händen vor ihrem Untergange nicht gar zu sicher wären. Daher forderte sie ihn mir ab; ich gab ihr solchen ohne Verdacht, weil ich ihn bald wieder zu bekommen hoffte, und war noch so einfältig, daß ich, auf ihr Befragen, was ich mit dem Fächer machen wollte, meine Zweifel und meine Absicht erzählte. Ich weis nicht, ob sie meine Einfalt für eine Bosheit aufnahm, oder was sonst ihren Zorn erregte, daß sie mir mit dem Fächer einen Schlag gab, davon meine Hand einigen Schmerz empfand, ihr Fächer aber einen merklichen Schaden litte, so daß ich ihn hernach so wenig für tüchtig hielt, einen Versuch damit anzustellen, als eine Luftpumpe zu fernern Experimenten tüchtig ist, wenn ihr unwissender Besitzer sie durch ungeschickten Gebrauch verderbet hat. Ungeachtet sie nun wohl sehen, mein Herr, daß nicht ich, sondern das Frauenzimmer an dem Untergange des Fächers Schuld gewesen, so wird ihnen doch auch bekannt seyn; daß, in Streitigkeiten der Manns-
 personen mit Frauenzimmer, die erstern allezeit un-

recht

recht haben, und daher würden sie selbst, wenn wir das Vergnügen gehabt hätten, sie bey uns zu sehen, sich mit der übrigen Gesellschaft vereinigt haben, mich zu bestrafen, und zum Erfasse des verursachten Schadens, (denn des gethanen kann ich doch wohl nicht sagen) zu verdammen. Doch ich habe diesen Ersas noch nicht gethan, nicht, als ob ich mich dazu nicht für schuldig hielt; denn davon bin ich allzusehr überzeugt: sondern weil ich den Schaden durch einen Muff gut thun will, und es nicht über das Herz bringen kann, dem Verlangen meiner Gegnerinn zu folge, ihr einen Fächer zu kaufen, mit dem sie noch diesen Winter der Kälte troßen könnte. Berichten sie mir doch, mein Herr, wer von uns beyden recht hat? Die Gesellschaft hat sie damals schon zum Schiedsrichter erwählt, als diese wichtige Begebenheit vorging; denn es ist keine Person darunter, welcher die Belustigungen und der junge Herr unbekannt wären. Doch versparen sie ihre Entscheidung nicht etwa bis in ihr nächstes Stück, sondern haben sie die Gewogenheit für uns, und stellen solche ihrem Verleger schriftlich zu, bey dem ich sie will abfordern lassen. Wenn ihnen an der Ehre, ein Schiedsrichter über Streitigkeiten von der Art zu seyn, etwas gelegen ist, woran ich nicht zweifele, so werde ich mir öfters die Freyhelt nehmen, sie in dergleichen streitigen Fällen wegen meiner Freunde und Freundinnen zu befragen, so oft nämlich die Sache nicht durch einen gütlichen Vergleich beygelegt wird. Die Ursache aber, warum ich mit jezo ihr Urtheil so bald ausbitte, ist, weil ich befürchte

fürchte, wofern sie einige Zeit verziehen, so werde ihr Urtheil unnöthig seyn. Denn

Wo mir nicht alle Zeichen lügen,
Noch mich die eitlen Sinne trügen: **S.**

So sehe ich schon, wie die Fächer bis gegen Ostern zur Ruhe kommen. Ich habe unlängst Frauenzimmer gesehen, die das Herze gehabt, die von den Mannspersonen ihnen widerrechtlicher Weise entriessenen Musse sich wieder anzumassen; und der Character dieser Frauenzimmer läßt mich hoffen, daß sie bald Nachfolgerinnen haben werden. Vermuthlich werden alsdann die Mannspersonen die abgesetzten Fächer ergreifen, und ein Fächer wird einem artigen Menschen so unentbehrlich seyn, als jezo eine große hörnerne Tabaksdose mit Kappee.

Sie sehen also hier, mein Herr, eine Mode, welche sie zu beschreiben haben, und mit der sie eilen müssen, ehe es ein altfränkischer Gebrauch wird. Doch ich bin zu verwegen, wenn ich ihnen Moden melde, davon sie handeln können, und eine Wahl vorschreibe, da sie dieß alles viel besser wissen, als ich. Es ist genug, daß ich nochmals meine Bitte wiederhole, die Moden der Vergessenheit zu entreißen. Die alten Deutschen waren mehr bemüht, große Thaten zu thun, als solche aufzuschreiben. Daher kömmt es, daß wir so wenig von ihnen wissen, daß

In des Nichtes dunklem Schoße
Ihret und Aftan begraben sind;

Sallen.

Marr

Man mag nun zwischen den alten barbarischen und unsern heutigen artigen Deutschen so einen großen Unterschied sehen, als man will, so ist doch diese große Aehnlichkeit zwischen beiden, daß die einen so wenig geschickt sind, ihre Thaten aufzuschreiben, als die andern. Und daher sind die Erfinder und die Erfinderinnen der artigsten Moden entweder gänzlich unbekannt, oder sie kommen doch bald ins Vergessen. Zwar geben sich die sinnreichen Geister beiderley Geschlechts immer noch Mühe, das Reich der Moden mit neuen Entdeckungen zu erweitern; ungeachtet man aus dem, was ich erwähnt habe, deutlich sieht, daß die Ehrbegierde sie nicht antreiben kann; allein ihre Bemühung, die jeso das bloße Vergnügen, etwas neues zu entdecken, unterstützt, würden viel stärker werden, wenn sie sich von der Feder eines Schriftstellers, wie sie, mein Herr, sind, die Ewigkeit versprechen dürften. Diese Gründe, mein Herr, werden sie ohne Zweifel stark genug antreiben, an einer Historie der Moden zu arbeiten. Bleibet Vergnügen wird es ihnen nicht bringen, wenn sie in dieser Historie auch ihre Freundinnen noch auf eine andere Art verewigen können, als die stolzen Poeten, die sich sonst dieses Recht allein zuschreiben. Diejenige, von der sie werden berichten können, daß sie diese oder jene Art des Putzes zuerst erfunden oder zuerst bekannt gemacht, wird gewiß, ohne neidisch zu werden, lesen, was Haller und Günther von Doris und von Leonoren singen.

Nur eine Anmerkung habe ich ihnen noch zu sagen, mein Herr. Untersuchen sie nicht allezeit allzu gewissen-

wissenhaft, ob von einer neuen Mode der erste Einfall einer Schönen, oder ihrer Nähterin, einem Stuzer oder seinem Schneider zuzuschreiben ist. Der Ruhm wegen erfochtener Schlachten gehöret nicht dem gemeinen Soldaten, sondern dem General, wenn gleich der erste mehr gethan hätte.

Länger darf ich sie wohl nicht aufhalten. Es ist schon so sehr lange, daß sie nicht einmal so weit werden gelesen haben. Wenn sie auch, welches doch unmöglich ist, einen so langen Brief von einem Frauenzimmer erhielten, so würden sie doch wohl schwerlich die Geduld haben, ihn zu Ende zu bringen. Ich schliesse also. Denn ohne Zweifel sind sie des verdrießlichen Lesens müde. Mein Herr &c.

Leipzig, den 12 Jenner, 1742.

F.

Der Adler und der Tigger.

Eine Fabel.

In dem Africanersande
 Würgt ein Tigger weit und breit,
 Und das Volk im halben Lande
 Floh vor seiner Grausamkeit;
 Bis ein Mohr, mit List und Glücke,
 Einst ihn in die Falle trieb,
 Wo ein sinkend Felsenstücke
 Quetschend auf ihm liegen blieb.

Da

Da er sich hier brüllend schmieget,
 Und auf Schmerz und Hunger flucht:
 Sieht er, wie ein Adler fliehet,
 Und sein Morgenfutter sucht.
 Gleich soll Arglist ihm erwerben,
 Was die Ohnmacht ihm versagt;
 Weis, vor dem gewissen Sterben,
 Noch sein Grimm das letzte wagt.

Weinend fängt er an zu flehen,
 Und erweicht des Adlers Herz.
 Dieser senkt sich aus den Höhen,
 Großmuthsvoll kaum niederwärts,
 Und beginnt umher zu schauen,
 Wo die Last sich etwa regt,
 Als der Lyger ihm die Klauen
 Möglich ins Gefieder schlägt.

Doch umsonst. Mit leichtem Sprungo
 Hebt der Vogel sich in Ruh.
 Nur der Stoß von seinem Schwunge
 Stürzt die Falle stärker zu.
 Der Betrüger sinkt danieder,
 Und der Adler höhnt die Noth.
 Meine Federn wachsen wieder,
 Spricht er, doch dich lobnt der Tod.

Blutigier und erbohte Lücke
 Fliehn des Himmels Strafen nie,
 Und ein wachendes Geschicke
 Sucht, und trifft, und rächet sie.
 Schlingen, die der Unschuld dräuen,
 Streifen nur den sichern Faß,
 Wenn, in eignen Büberen,
 Wuth und List sich würgen muß.

O.

Memoir



Memoires d' Amourette,

oder

Lobschrift auf Amouretten, ein Schooßhündchen.

Geneigter Leser!

Die vornehmste Sorge eines Schriftstellers gehet dahin, wie er sich des Beyfalls seiner Leser versichern möge. Die meisten schreiben heutiges Tages aus Hunger; viele suchen berühmt zu werden; einige wenige haben die Absicht, zu erbauen; alle aber bemühen sich, ihre Schriften beliebt zu machen. Meine gegenwärtige Absicht ist keine von diesen dreyen. Ich schreibe einzig und allein darum, damit ich meine Gedanken will gedruckt lesen. Dieses ist meine vornehmste Leidenschaft. Ich habe dir es schon einmal zugestanden; ich will es auch jetzt nicht leugnen. Ist es ja eine Sünde; so ist es doch nur eine Erbsünde. Mein Vater ist ein Autor gewesen; mein Großvater hat Bücher geschrieben; und von meines Urgroßvaters Fähigkeit habe ich nur gestern noch eine nicht übelgerathene Probe aus dem Würzladen bekommen; und bloß eine unvermuthete Feuersbrunst ist Schuld daran, daß wir den Fleiß meines Aeltervaters nicht bewundern können. Wird man es also wohl mir übelnehmen, wenn ich dem angebohrnen Triebe, zu schreiben, nicht widerstehen kann?

Daß

und eisenfeste Tugend einen irrenden Ritter ihres Geschlechts gefesselt habe. Du wirst weder Liebestreiche noch Entführungen antreffen; und da es nur ein Werk von etlichen Blättern seyn soll, so siehst du wohl, wie wenig Aehnlichkeit es mit deinen Memoires habe, welche die Beständigkeit ihrer Helden nicht eher, als in dem achten, oder zwölften Bande, krönen. Bloß dir zu Liebe, gebe ich meiner Schrift diesen Namen, und du würdest sehr undankbar seyn, wenn du sie nicht mit geneigten Augen ansehen, und mit gebührender Ehrfurcht durchlesen wolltest.

Ich halte es für etwas überflüssiges, mein Verfahren zu rechtfertigen, daß ich auf einen Hund eine Lobschrift mache. Wer Amurettin von Person kennt, der weiß, daß es ihre sonderbaren Eigenschaften wohl verdienen, auf die Nachkommen gebracht zu werden. Wer sie aber nicht kennet, dem will ich sie durch die lebhaftesten Züge bekannt machen. Du kannst dich darauf verlassen, daß mit einer niederträchtigen Schmeicheley die Feder nicht führen wird. Ich darf Amurettens Tugenden nur erzählen, so ist auch die Lobschrift fertig. Sollte ich etwa eine Leichenrede halten, oder einen Mäcenaten wegen seiner Freygebigkeit und Verdienste herausstreichen: So würde ich alle Künste der Beredsamkeit anwenden müssen, um meinen Zuhörern eine verdächtige Sache wahrscheinlich zu machen. Aber, weil ich Amurettin loben will, so darf ich nur die Wahrheit reden lassen. Diese brauchet keine Schminke.

Von der Geburt unserer Amurette, kann ich nicht viel besonderes sagen. Sie ist im Jahre 1735
in

in Eöln, einem Dorfe an der Elbe, auf die Welt gekommen. Ich nenne dieses Dorf um deswillen ausdrücklich, damit ich der Nachwelt einen Zweifel, den künftigen Geschichtschreibern eine mühsame Untersuchung, und den andern Dörfern selbiger Gegend einen hitzigen Wettstreit erspare, welches unter Ihnen sich dieser Ehre anzumassen habe. Bey der Geburt selbst hat sich eben nichts merkwürdiges zutragen. Ein Winzer, ihr Pflegevater, sagte mir, daß sie gleich anfangs sehr gewinselt, und er befürchtet habe, es würde ihr in der Welt unglücklich gehen. Allein, die Folge hat gewiesen, daß diese abergläubische Meynung ungegründet gewesen ist. Ihre Mutter ist aus einem zwar guten, doch gemelnen Bürgerhause; und ihr Vater soll von einem adelichen Hofe seyn. Es ist eine Vermuthung, welche viele Umstände glaubwürdig machen. Die ganze Sache bleibt freylich eine Ungewißheit. Allein, dieses ist etwas gewöhnliches, und kann Amurethen bey vernünftigen Leuten nicht zum Vorwurfe gereichen. Sie hat noch zween Brüder gehabt, welche gleich nach der Geburt erlauft worden sind, und meine Amurette würde ein gleiches Schicksal erfahren haben, wenn sie nicht ihre ehrliche und gute Gesichtsbildung davon befreyet hätte. Sie blieb also die einzige, in ihrer Mutterhütte; und es wäre daher kein Wunder gewesen, wenn man sie bey ihrer Auferziehung verzärtelt, und in aller üppigen Wollust, und eigenwilliger Freyheit gelassen hätte. Allein, dieses geschah nicht. Sie ward von ihrer Mutter geliebt, welche sie auch nicht einmal einer Amme anvertrauen wollte, sondern es für ihre

ihre Schuldigkeit hielt, ſie ſelbſt zu ſäugen. Bey zunehmendem Alter, ward ſie zu allen möglichen Hundetugenden angehalten. Ich verſtehe darunter, die Wachſamkeit, Treue, ein freundliches Weſen, und die Keiulichkeit. In kurzer Zeit brachte ſie es weit, und ihre beſondere Fähigkeit, welche ſie dabey zeigte, machte ihren Anverwandten manche Sorge, ſie dürfte ihr Leben wohl nicht hoch bringen. Dieſe Sorge iſt vergebens geweſen, und es dienet ſolches alten Leuten zum kräftigen Troſte, welche daraus abnehmen können, man müſte eben nicht dumm ſeyn, wenn man zu Jahren gekommen iſt.

Kaum hatte ſie es ſo weit gebracht, daß ſie ſich ſelbſt forthelfen konnte: So trug ihre Mutter Bedenken, ſie länger unter ihrer Aufficht zu behalten. Sie mußte ihre Wohnung verlaſſen, und ward in ein Haus gebracht, wo man ſie mit vieler Gütigkeit aufnahm. Ob ihre Mutter bey dem Abſchiede dieſer einzig geliebten Tochter ſehr kläglich gethan, ſolches iſt mir unbekannt. Dieſes hat man wohl aus ihrer nachherigen Aufführung geſehen, daß ſie derſelben viele gute Lehren mit auf den Weg gegeben haben mußte. Ihr freundliches und dienſtfertiges Bezeigen machte ſie bey jedermann beliebt, und erwarb ihr den prächtigen Namen, den ſie noch jezo führet.

Einen Umſtand darf ich nicht vergeſſen, welcher in ihrem Leben beynahe der merkwürdigſte geweſen iſt. Um meine Amurette recht vollkommen zu machen, ſo war man bedacht, ſie auf Reiſen zu ſchicken. So gefährlich dieſes zu ſeyn ſchien, und ſo fürchtſam man durch unzählige Beyſpiele hätte ſeyn können; ſo

wenig

wenig ließ man sich doch davon abwendig machen. Man wußte sich auf ihre Tugenden zu verlassen, und lediglich diesen hat man es zuzuschreiben, daß alles nach Wunsch abgelaufen ist. Sie ward nach Großenhann geschickt, einem Orte, wo schon so viele junge Hunde verführet worden sind. Amurette mußte ohne Hofmeister dahin gehen. Man hatte seine Ursachen. Sie hielt sich eine geraume Zeit daselbst auf, bis ein unvermutheter Zufall sie nöthigte, wieder in ihre Heymath zu kehren. Es traf ungefähr zu, daß ich gleich bey ihrer Rückkunft gegenwärtig war; und ich kann nicht leugnen, ich ward damals sehr erbauet: Denn Amurette brachte ihr redliches und unschuldiges Gemüthe wieder. Sie hatte ihre Wohlthäter nicht verkennen lernen, und ersetzte mit verdoppelten Liebkosungen dasjenige, was sie bisher entbehren müssen. Sie hatte ihre Stimme nicht geändert, und bellte noch eben so, wie vorher, und man merkte nicht die geringste lächerliche Nachahmung der Fremden an ihr. Ich kann nicht begreifen, wie es zugegangen ist, daß sie auf ihrer Reise keine Schulden gemacht hat? Anfänglich wollte man es gar nicht glauben: Es befand sich aber in der That so. Ich vermuthete, daß sie keine Liebhaberinn vom Spielen, und von zärtlicher Gesellschaft, sondern lediglich auf die Beobachtung ihrer Schuldigkeit bedacht gewesen ist. Von Moden, und andern galanten Neuigkeiten brachte sie gleichfalls nicht das geringste mit. Ich führe dieses um deswillen zu ihrem Lobe an, weil ich gehört habe, daß sich viele Hunde bey ihr nach dergleichen erkundiget, und ihr solches für eine Einfalt auslegen wollen.

Gesteh' es nur, geneigter Leser, meine Erzählungen scheiner dir fabelhaft zu seyn. Von Reisen zu kommen, ohne Schulden, ohne Nothen, mit unverändertem Gemüthe? Dieses sind Sachen, welche wider alle Wahrscheinlichkeit laufen. Ich will dir nicht widersprechen: Ich behaupte aber doch, daß ich die Wahrheit geredet habe. Verlange keinen Beweis von mir. Du mußt mir glauben. Ich würde es ja nicht sagen, wenn es nicht wahr wäre! Ist dieses nicht Beweis genug?

Ich sehe schon, du wirst begierig, Amoretten genauer kennen zu lernen. Du willst ihre Gestalt wissen. Wie soll ich dir aber diese beschreiben, ohne, daß es schmeichelhaft klingt? Wenn es unter den Hundten auch Poeten gäbe: So zweifle ich nicht, der sinnreichste unter ihnen würde sie also abmalen: „Ich soll dich besingen, bezaubernde Amorette! Aber stöße du mir zuvor das Feuer deiner Augen in meine Adern, damit ich mich recht lebhaft ausdrücken könne! Die Natur hat an dir alle Schönheiten verschwendet, und sich dergestalt erschöpft, daß sie in langer Zeit nicht vermögend seyn wird, wiederum einen solchen Hund zu zeugen. Deine Haare, deine anbethenswürdigen Haare, übertreffen die zarteste Seide des stolzen Persers. Auf deiner Stirne scherzen die Gracien, und deine zarten Ohren würden vollkommen seyn, wenn sie nicht immer bey unserm seufzenden Vellen taub wären. Deine Augen sind Sonnen, welche durch ihre freundlichen Stralen beleben, durch ihre erzürrnten Blicke aber denen zitternden Liebhabern Blicke, und donnerschwangere Wolken gebähren. Deine coral-

„corallene Schnauze übersteigt den Purpur der pran-
 „genden Morgenröthe. Deine weiße Brust übertrifft
 „an Schönheit den ewigen Schnee, welcher auf den
 „Gipfeln der unersteglichen Alpen liegt. Was
 „Wunder, wenn dein Herz von Eise ist? Deine wohl-
 „gebauten Pfoten tragen einen niedlichen Körper,
 „welchen die Natur durch braune und weiße Flecke
 „reizend gemacht hat. Glückselig ist der, welcher
 „die äußerste Spitze deiner Krallen anrühren darf.
 „Dein zierlich gelockter Schwanz ist der Sitz einer
 „zärtlichen und aufgeweckten Seele, welche ihre Re-
 „gungen durch freudiges Wedeln an den Tag leget.
 „Verzeihe mir, Amurette, wenn ich mein Rohr nie-
 „derlege! Meine Muse wird eifersüchtig. Sie ver-
 „läßt mich!

Dieses würde ungefähr der Ausdruck eines Hun-
 depoeten seyn, und ich glaube, die unfrigen selbst könn-
 ten ihm das Feuer eines Dichters nicht gänzlich ab-
 sprechen. Allein, dieses ist zu weltläufig. Ich will
 dir eine kürzere Beschreibung machen, wenn ich sage,
 daß Amurette einen artigen Kopf, ein weißes Fell
 mit braunen ordentlich gezeichneten Flecken, und alle
 Schönheiten eines Schooßhundes hat. Was Wun-
 der, wenn in einem so schönen Körper auch eine schö-
 ne Hundeseele wohnt!

Amurette weis, daß sie schön ist. Dieses hat
 sie mit unserm Frauenzimmer gemein. Allein, ihre
 Schönheit machet sie weder hochmüthig, noch lächer-
 lich; und hierinnen ist sie von vielen unterschieden. Sie
 bringt nicht ganze Stunden vor dem Spiegel zu; sie
 schmücket sich nicht, und nahm es für den größten
 Schimpf

Schimpf an, als ich ihr nur im Scherze ein Schminkepfläſterchen unter das rechte Auge kleben wollte. Sie hat ſchon ſechs neue Frauenzimmertrachten erlebt, iſt aber nicht zu bewegen geweſen, die ihrige zu ändern, von welcher ſie glaubet, es ſey die natürlichſte.

Sie liebet Geſellſchaft, ſie ſtattet Beſuch ab, und nimmt welchen an. Niemals aber höret man ſie von ihrem Nächſten übel ſprechen, oder mit einer boſhaften Neugierigkeit nach anderer Hundes Umſtände fragen. Sie redet auch nicht vom ſchönen Wetter, und ob ſie gleich nicht ſpielet, ſo wird ihr doch die Zeit nicht lang.

Mit allen machet ſie ſich zwar nicht gemein; ſie verachtet aber auch niemand. Der Rangſtreit iſt ihre kleinſte Sorge, und ich habe es mit meinen Augen geſehen, daß ſie einem Budel die Oberſtelle ließ, von dem doch ſtadtkundig war, daß ſein Vater nur ein Fleiſcherhund geweſen.

Aus dem Schmucke oder andern Koſtbarkeiten, machet ſie ſich wenig. Einige Halsbänder und zwey Betten ſind ihre ganze Gerade. Ob der Korb, in dem ſie liegt, auch dazu gehöre, das mögen die Rechtsgelehrten unter ſich ausmachen.

Die Mäßigkeit, welche ſie beobachtet, iſt merkwürdig. Sie frißt nicht mehr, als ihr gut iſt, und ſäuft nicht eher, als wenn ſie durſtet. Nur darinnen iſt ſie den Menſchen ähnlich, daß ſie eine Liebhaberinn vom Caffee iſt.

Dieſes ſind die vornehmſten Tugenden, welche meine Amulette zieren. Es iſt kein Zweifel, daß ſie deren nicht noch mehr beſiße. Allein, ſie machet ſo wenig Ruhmens von ſich ſelbſt, daß ich befürchte, ich würde

würde ihre Sittsamkeit beleidigen, wenn ich sie weiter lobte.

Ich will unparteyisch seyn. Ich will auch dasjenige von ihr anführen, was Uebelgesinnte für Fehler auslegen wollen. Zugleich aber werde ich zeigen, daß es Verleumdungen sind.

Man wirft ihr vor, sie schlafe zu lange, sie liege beständig im Bette. Ist denn dieses ein Fehler? Ist es nicht vielmehr ein untrügliches Zeugniß, daß sie, wenigstens von väterlicher Seite, aus einem vornehmen Hause sey?

Sie soll verliebt seyn. Man will unschuldige Kleinigkeiten beobachtet haben, aus welchen die Lästereien ganze Romane machen. Es geschieht ihr zu viel. Zwar zu gewissen Zeiten empfindet sie einige verliebte Schwachheiten: Aber, ein kleiner Zwang, und noch mehr ein freundliches Zureden, ist vermögend, sie von allen Unordnungen abzuhalten. Alsdann ist man erst tugendhaft, wenn man einen Trieb zu fehlen empfindet, wenn man Gelegenheit hat, solchen zu befriedigen, beydes aber großmüthig überwindet.

Sie soll neidisch seyn. Man will es daraus schließen, daß sie in einen heftigen Eifer geräth, wenn sich ein fremder Hund ins Haus schleicht. Ist denn dieses neidisch? Ist es nicht eine Probe ihrer Wachsamkeit? Jeder Hund muß den andern am besten kennen. Vermuthlich sieht sie, daß diese fremden Hunde nur die töckische Absicht haben, auszuforschen, was in einem Hause vorgehe, um bey der nächsten Zusammenkunft hämische Erzählungen davon zu machen.

Noch eins fällt mir ein. Es wollte vor einigen Tagen ein guter Freund behaupten, Amurette sey dum,

Ich lachte darüber; er aber blieb dabey. Er wollte wiſſen, daß ſie vielmals ganz tieffinnig, und ohne Gedankenläge, und ſich zum öftern ſo weit vergäſſe, daß ſie nicht einmal auf die äußerliche Reinlichkeit ihres Felles genugſam bedacht wäre. Du irreſt dich, mein Freund, ſagte ich zu ihm. Dieſes iſt kein Zeichen einer Dummheit. Amurette iſt tieffinnig, aber ſie denkt vielleicht auf eine neue Wahrheit. Wer weiſt, ob ſie nicht die Quadrätur des Zirfels unterſuchet, oder gar mit einer philoſophiſchen Spißſündigkeit beſchäftigt iſt? Ich werde in dieſer Muthmaſung dadurch beſtärket, weil ſie ihre Gedanken nicht deutlich von ſich geben kann, und ich unlängſt ſelber geſehen habe, daß ſie mit dem Kopfe wider eine Wand anlieſ. Sind dieſes nicht Spuren einer abstracten Gelehrſamkeit?

Es ſey genug! Ich habe Amurettens Ankuſt, ihre Schickſale, ihre Leibes- und Gemüthsgaben, kurz, ich habe Amurettens Leben und Thaten beſchrieben. Sie lebet noch. Ich wünſche ihren Verdienſten eine Dauer von vielen Jahren. Sie iſt es würdig. Allein, ſie iſt auch ſterblich, und ſtirbt vielleicht eher, als mancher Menſch, der ſich ſo vieler Tugenden nicht rühmen kann. O, ihr Dichter, die ihr ſo vielmals bey dem Grabe eines laſterhaften euer eigennütziges Lob verſchwendet; ſollte es geſchehen, ſollte meine Amurette ſterben: Verehret die Wahrheit! Streuet nur eine Hand voll Cypreſſenreißer auf ihre Aſche! Beſinget ihre ſeltnen Eigenſchaften! Amurette verdienet es! Wenigſtens werdet ihr von derſelben mit gutem Grunde mehr ſagen können, als daß ſie gebohren und geſtorben ſey.

Martin Scribler, der jüngere.

Philo-

Philosophische Gedanken. *

Erstes Wesen aller Wesen! dessen Weisheit, dessen
 Macht
 Das gesammte Weltgebäude hat aus nichts hervor gebracht;
 Du vollkommenster Verstand, dem nichts an Erkenntniß
 fehlet,
 Der die Welt, so wie sie ist, als die beste hat erwählet
 Und in Wirklichkeit gesetzt; Schöpfer aller Creatur,
 Grund u. Ursprung alles Lebens, der Bewegung, der Natur,
 Der die Ordnung u. die Schranken aller Dinge fest gestellt,
 Der das Uhrwerk aller Zeiten aufgezoget und erhält,
 Den

* Der ungenannte Herr Verfasser dieses Gedichts, welches uns von einem hohen Gönner und Beförderer der freyen Künste und Wissenschaften gnädigst mitgetheilet worden, hat solches auf Veranlassung einer französischen Ode von dem Herr B = = = ausgearbeitet, die sich so anfängt:

Tuy, dont la Sageffe adorable
 De l'Univers conçût le plan,
 Tuy, dont le pouvoir ineffable
 D'un mot le tira du neant,
 Divin Auteur de la Nature!
 Souffre, que mon coeur sans mesure
 Ose publier en tous lieux
 Et ta Douceur et ta Clemence,
 Et que plein de Reconnoissance
 Ma voix s'éleve jusqu' aux Cieux,

Wer diese Gedanken gegen das Französische zu halten und damit zu vergleichen beliebt, der wird finden, daß sich der Deutsche weit stärker und richtiger ausgedrückt hat, auch viel gründlicher ist, als der französische Dichter.

Den ich nie begreifen kann, doch die Allmacht seiner Werke,
In dem kleinsten so wohl, als im allergrößten, merke.

Daß ich hier auf Erden wohne, kömmt nicht bloß von
ungefehr ;

Nein, von deinem ew'gen Rathe, wesentliche Weisheit, her.
Du hast mich hieher gesetzt ; durch den Schluß von deinem
Wollen

Hat mein Leib das helle Licht dieser Welt erblicken sollen.
Du selbst wickeltest mein Wesen schon in Mutterleibe auf ;
Du bestimmtest mir die Reihe zu dem künftigen Lebens-
lauf.

Ohne dich, würd ich noch immer in dem Dunklen, ohne
Schein,

Ohn Erkenntniß, ohne Körper, in den Elementen seyn :
Ja, mein ganzes Wesen wär ein verborgnes Nichts zu
nennen,

Und die Liebe hätte mich nimmermehr nicht bilden können.

Da der Schlummer sich getrennet, und nun, nach der
Kindheit Nacht,

Die Vernunft sich aufgekläret, und aus ihrem Schlaf er-
wacht,

Mein Geist von der Erden Schlamm sich erhebt und auf-
wärts schwinget,

Und mein forschender Verstand hin bis an die Wolken
dringet :

Stellen alle deine Werke, in nie sattgepriesner Zier,
Mir die Weisheit deines Wesens, als wie helle Spiegel, für.
Auch der kleinste Wurm der Erden, den man kaum erken-
nen kann,

Zeiget mir so wohl die Größe eines ewgen Meisters an,
Als

Als der Donner, wenn er sich in der schwülen Luft bewegt,
Nur zur tiefsten Ehrfurcht bringt, und Bewunderung er-
reget.

Das erstaunende Gebäude, das du selber aufgeführt,
Mit so großer Kunst bereitet, und so prächtig ausgeziert;
Das du selber hast besetzt, und durch viele Millionen
Von Geschöpfen mancher Art läßt viel tausend Jahr be-
wohnen,

Welche du versorgst, ernährest; zeigt deine Herrlichkeit
Mir nicht minder, als die Fülle deiner Huld und Gütigkeit.
Wenn das helle Heer der Sterne von des Schöpfers Ruh-
me spricht:

So schweigt jeder Thal und Hügel auch von seiner Gna-
de nicht.

Der der Welt das Leben giebt, und den Reichtum seiner
Gaben

Allen Creaturen schenkt, muß sie wohl geliebet haben!

Wißt die berebete Zunge, der es nicht an Worten fehlt,
Wenn sie deiner Gunst Geschenke voll Erkenntlichkeit er-
zählt?

Wenn sie von der Gnade spricht, die dem ganzen Rund der
Erden,

Wie das frohe Morgenlicht, täglich pflüget neu zu werden?
Selbst der Tod, der unsre Glieder endlich trennet und zer-
streut,

Ist ein Zeugniß deiner Liebe, und kein Bild der Grausam-
keit.

Durch ihn schaffst du, daß das Leiden, das uns etwa wider-
fährt,

Da du ihm ein Ziel bestimmst, eine kleine Weile währt,
Und

Und des Armen Dürftigkeit, wie der Ueberfluß des Reichen,
Kummer, Freude, Schmerz und Lust, einem kurzen Trau-
me gleichen.

Unser Leib, von kleinen Theilen leichten Thones zugericht,
Die sich selbst zu trennen suchen, ist von keiner Dauer nicht;
Alles streitet wider sich; und das Feuer junger Jahre
Bringt ihn, wie des Alters Frost, undermuthet auf die
Bahre.

Wenn der Abern Brunn versieget, und nicht mehr in Ord-
nung ist;

Wenn der Umlauf des Geblütes seinen Trieb und Druck ver-
misset:

Dann sind die gesetzten Grenzen der so bald verfloßnen Zeit,
Und der Abtritt von der Bühne dieses Lebens nicht mehr
weit;

Da er sich alsdann mit Staub und der dunkeln Nacht ver-
bindet,

Und der Mensch, so wie es scheint, einem Schatten gleich,
verschwindet.

Wenn nun gleich auch unsre Seele, welcher du die ganze
Welt

Und dich selbst, als den Regenten ihres Umfangs, vorgestellt;
Die Vernunft und Willen hat; und darinnen sich die
Stralen

Deiner Weisheit, deiner Macht, als in einem Spiegel,
malen;

Ohne Absicht fernern Lebens, ohne Hoffnung künftger Lust,
Ohn Erinnerung vorgerzeiten, und, sich weiter nicht bewußt,
Eben wie der schwache Körper sterblich u. verweßlich war:
Kam es, wenn sie auch vergienge, doch von deiner Güte her.

Sind

Sind wir nach dem Tode bloß ein zerstreutes Nichts zu
nennen,
Dun so wird uns weder Glück, noch auch Unglück treffen
können.

Aber, wo die Kraft des Denkens, nach dem Hintritt, noch
besteht,

Und das untheilbare Wesen unsrer Seele nicht vergeht;
Undre Schranken überkömmt, in sich keinen Abgang leidet,
Und sich von dem Körper, bloß wie das Gold von Schlacken,
scheidet:

Geh ich meine letzte Stunde, die ich nicht verlängern kann,
Als den Anfang künftigen Lebens, mit vergnügter Hoff-
nung an,

Wo mein Geist den Flug der Zeiten endlich glücklich über-
windt,

Und in dir die süße Ruhe und den Grund der Freude findet;
Wenn er, da der Tod den Flor und den Vorhang wegge-
rückt,

Dich nunmehr in deinem Licht, Ursprung alles Lichts, er-
blicket.

Alsdañ löset sich der Zirkel von dem hier geführten Lauf,
In dir, als dem Mittelpuncte der selbständigen Wahrheit,
auf;

Alsdann wird die Wissenschaft meiner Sinnen höher steigen,
Und mir den Zusammenhang derer Dinge deutlich zeigen;
Alsdann werden deine Wege, und was mir verborgen war,
Ja mich oft in Zweifel setzte, völlig kund und offenbar,
Wenn ich mit verklärten Augen, ohne Schatten, werde sehn,
Daß, was mir verkehrt geschienen, doch mit weisem Rath
geschehn,

Daß

176 Philosophische Gedanken.

Daß kein Böses in der Welt und kein Unglück vorge-
drungen,
Daraus nicht was Besseres, und Vollkommeneres ent-
sprungen.

Ewiger Anfang aller Dinge! den nichts fasset, noch er-
misset,
Der der Welt und meines Wesens einziger Grund und
Ursach ist!
Laß, weil ich auf Erden bin, mich, mit völligem Ver-
trauen,
Bloß auf deinen weisen Rath und auf deine Güteschauen!
Stellt, ihr forschenden Gedanken, mit vergnügter Regung,
mir
Meinen Gott in aller Würde, doch zugleich als Vater, für!
Nichts ist, was an seine Größe und an seine Allmacht reicht;
Aber auch nichts, was der Gnade meines holden Schöp-
fers gleicht.
Nichts ist, was mir bessern Trost, und zum Danken Anlaß
giebet,
Als daß er mich und die Welt hat von Ewigkeit ge-
liebet.



Gedan-

Gedanken

von einem guten deutschen Briefe,
an den Herrn F. H. v. W.

Sie verlangen, daß ich Ihnen meine Gedanken von den Regeln zu einem guten deutschen Briefe sagen soll. Ich thue es, und will sie wenigstens durch meinen Gehorsam nöthigen, meinem Willen das Lob beizulegen, das meine Geschicklichkeit nicht zu hoffen hat. Ich könnte mich zwar sehr leicht überreden, daß sie meinen Unterricht in diesem Stücke nicht nöthig hätten. Die schönen Briefe und guten Uebersetzungen, die sie mir seit einiger Zeit haben zukommen lassen, sagen mir ganz deutlich, daß sie sich in diesem Falle der beste Lehrmeister seyn können, und daß sie mir, durch ihr Vertrauen, zu einer Ehre helfen, die ich gewiß entbehren müßte, wenn sie eben die gute Meynung von ihren eignen Kräften hätten, die ich davon haben muß. Allein ich vergesse diesen Einwurf zu meiner Ruhe, und ergreife die Gelegenheit, die sie mir zu ihren Diensten anbieten, mit der größten Begierde. Glauben sie nicht, H. H. daß meine Ehrfurcht gegen sie mich allein so gehorsam macht. So sauer es meiner Eigenliebe wird, ihnen diesen Irrthum zu benehmen: So gestehe ich doch, daß der Mangel meiner Geschicklichkeit einen großen Antheil an diesem Gehorsame hat. Ich sehe nur gar zu wenig Fälle, worinnen ich ihnen

42. Horn.

M

die.

dienen kann, und deswegen eile ich so, ihnen die verlangten Gedanken aufzusetzen. Fürchten sie ja nicht, daß ich eine ordentliche Abhandlung machen, oder meine Meynung in eine Kette von Schlüssen und Beweisen zwingen werde. Nichts weniger. Eine solche Gelehrsamkeit würde unstreitig an dieser Stelle ein Fehler seyn, wo ein kleines Nachsinnen alles ausrichtet. An engen Orten hilft es nichts, wenn man mit einem schweizerischen Schlachtschwerdte um sich hauen will, wo ein kleines Gewehr weit bessere Wirkung hat.

Wir wollen also sehen, ob es nöthig ist, viele Regeln vom Brieffschreiben zu geben, und was wir für gute Regeln und Briefe unter den Deutschen haben. Ihre Einsicht erspart mir die Mühe, lange zu sagen, was ich unter einem Briefe verstehe. So viel ist gewiß, daß wir in einem Briefe mit einem andern reden, und daß dasjenige, was ich einem auf ein Blatt schreibe, nichts anders ist, als was ich ihm mündlich sagen würde, wenn ich könnte oder wollte. Sollten diese Begriffe ohne Ausnahme das Maas von Briefen seyn: So würden wir freylich sehr nachlässig, sehr unordentlich, überflüssig und unzierlich schreiben müssen; weil wir oft so zu reden pflegen. Wodurch wird also ein Schreiben von so einer Rede unterschieden? Vielleicht nicht durch die Sache selber; sondern durch gewisse äußerliche Eigenschaften, die wir der Kunst, dem Geschmacke und Gebrauche zu danken haben. Darf ich ein Gleichniß brauchen? darf ich fragen, worinnen eine einfache und eine abgesenkte Nelke unterschieden sind? Die Anlage zu beyden Blumen ist wohl einerley, und die

die Unähnlichkeit in der Größe, in dem Stärkern und schwächern Geruche, scheint bloß von der Kunst, dem Boden und der Wartung herzurühren. Daß wir in Briefen sorgfältiger, zierlicher, einnehmender reden können, und sollen, machet, weil wir mehr Zeit zum Nachsinnen und zur Wahl unserer Gedanken und Worte haben. Also möchte wohl die ganze Ungleichheit in dem Vortrage und Ausdrucke bestehen. Doch was thue ich, als ob ich ein Geheimniß auseinander wickeln wollte? Es ist gewiß, daß die Sache darinnen beruhet, und es ist eben so gewiß, daß wir der Deutlichkeit wegen, drey Dinge an einem Briefe auseinander setzen können; nämlich den Inhalt, die Art ihn vorzutragen, und den Ausdruck. Von dem Inhalte brauche ich nichts zu erinnern; er kann tausenderley seyn, und wovon wir reden können, davon können wir auch schreiben. Nur fraget sich, ob der Inhalt den Vortrag hergeben soll; oder ob wir eine gewisse Kunst, eine gewisse Erfindung haben, nach der wir alle mögliche Vorfälle auf einerley Art einfädeln, aneinander hängen, und also stets einen methodischen Brief machen können. Ich glaube, daß man sehr leicht auf das letzte antworten, und glücklich nein sagen kann. Zander, Menantes, Weise, Junker und noch ein ganz Heer von Briefstellern wollen uns zwar mit aller Gewalt gekünstelt schreiben lehren, und alle Federn unter den Gehorsam einer Schulchrie zwingen. Nur sind sie darinnen unglücklich, daß sie den Geschmack aller alten und neuen Ausländer wider sich haben. Es mag endlich angehen, daß wir alle mögliche Briefe durch ein Antecedens, eine Conuersion und ein Consequens einrichten können, da es

doch gar nicht folget, daß das, was seiner Natur nach das erste ist, es auch in der Vorstellung seyn müßte: Allein sind sie deswegen natürlich, schön, angenehm, lebhaft? Man lese nur die Exempel, welche die methodischen Brieffsteller zu ihren Regeln geben, und sehe, ob sie, außer dem Zwange, etwas merkwürdiges haben. Ich darf nur den Fall wissen, wovon sie mit mir reden wollen: So weis ich auch schon die ganze Einrichtung ihres Schreibens, ihren Anfang, die Mitte und das Ende. Dieses kann dem Leser unmöglich angenehm seyn. Wir lieben ja die Abwechslung, das Unverhoffte, das Ungezwungne. Alle diese Schönheiten reißen uns die einfachen Brieffsteller aus den Händen. Ihre Schreiben klingen so ängstlich, daß man zum Ende eilet, um nicht länger ein Zeuge von dem Zwange zu seyn, den sie sich, etlichen selbst erdachten Regeln zu gefallen, haben anthun wollen. Ich will ihnen gleich ein kleines Exempel von einem freyen und gezeibungenen Briefe geben. Calliste schreibt an den Pais folgende Zeilen: „Eine Gesellschaft von sechs, „Frauenzimmern erwartet sie hier, und verlangt, daß „sie mit meiner Ruhme das Gespräch der Freund- „schaft und der Liebe lesen sollen. Einige von uns haben „geglaubt, daß meine Ruhme die Person der Freund- „schaft sehr wohl vorstellen, die Liebe hingegen aus ihrem „Munde am angenehmsten reden würde. Allein glau- „ben sie nicht, daß ich den Ausspruch gethan habe. Ich „bin nichts als Secretär der Gesellschaft, die sie erwartet.

Nach den gemeinen Regeln würde der Brief so klingen: „Da eine Gesellschaft von sechs „Frauenzimmer gerne wollte, daß sie mit meiner Ruh-
me

me das Gespräch der Liebe und der Freundschaft lä-
sen. Die Freundschaft aber in meiner Ruhme,
Munde und die Liebe in dem ihrigen sich am besten,
werden hören lassen. Als ersuchen wir sie, uns zu,
willfahren, und zu uns zu kommen. „

Nach welchen Regeln ist der erste gemacht, und wel-
cher klingt am besten? Machen einen die hergebrachten
Verbindungswörterchen; da, wenn denn, als, wannen-
hero &c. die stets ihren angewiesenen Platz haben, nicht
ganz schwermüthig, wenn man sie oft lesen muß? Müs-
sen denn alle Kleider einerley Zuschnitt, und alle Briefe
drey oder fünf Tempo haben? Sollten nicht diese
Pedantereyen Ursache seyn, daß wir noch keine Samm-
lungen von guten Briefen aufweisen können? Wir
besitzen von allen klugen und gesitteten Völkern schö-
ne Briefe; nur zu unserm eignen Ruhme haben wir
in unsrer Muttersprache keine. Ich weis wohl, daß
in dem Neukirch hin und wieder, in dem Patrioten,
dem Biedermanne, den Tadlerinnen, dem Freymäu-
rer und andern solchen klugen Blättern gute Stücke
anzutreffen sind: Allein dieses sind einzelne Blumen,
wobey man lange suchen muß, ehe man einen ganzen
Straus winden kann. Neukirchs Anleitung ist frey-
lich die beste, die wir noch zur Zeit haben, und der
Werth von diesem Buche, wird vielleicht durch nichts
so sehr verringert, als daß es unendlich weitläufig,
und doch gleichwohl für Anfänger geschrieben ist.
Man wird es wohl nicht leugnen, daß die Vielheit
der Regeln ehe eine Kunst schwehrt, als begreiflich
machtet, und daß die gar zu enge und oft eingezogenen
Stufen, den, der sie steigen soll, nicht allein ermüden;

sondern auch verdrießlich machen. Neukirch weiß uns auf die besten Ausländer, wenn er uns nachahmen lehren will. Dem ungeachtet ist er nicht von dem weisfischen Zwange frey, und seine Exempel bestrafen oft seine Regeln. In seinen galanten Briefen künftelt er zu sehr, und füllet sie zu oft mit seinen spißfündigen Gegensätzen aus. Er treibt den guten Einfall zu hoch, und kann es nicht vergessen, daß er in seinen ersten poetischen Jahren ein Schüler des Lohensteins war. Ich berufe mich auf die wenigen Briefe, die an eine deutsche Uebersetzung von des Pais seinen angehängt sind. Ich verehere übrigens die großen Verdienste dieses Mannes, die er in den schönen Wissenschaften besessen hat.

Nun werde ich ihnen sagen sollen, welches ich denn für die besten Regeln halte. Ich antworte, die wenigsten. Oder daß ich genauer rede, ich glaube, daß die nöthigen Regeln zum Brieffschreiben keine große Anzahl ausmachen. Freylich, wenn man, wie Neukirch, die Lehre von Briefen auf die Lehre von Temperamenten gründen, und ein Geschlechtsregister der Briefe von ihrem möglichen Inhalte herleiten will: So könnte man wohl eine Erzählung davon machen, die der tausend und einer Nacht an Bänden nichts nachgäbe. Wer da glaubet, es gehören zu vertraulichen, verliebten, galanten, lustigen, verdrießlichen, geschäftlichen, oeconomischen, moralischen, politischen, gelehrten, vermischten Briefen, und Compliment-Insinuations-Freundschafts, Antwortschreiben, neue Kunstgriffe, der wird mit Recht meinen Satz für falsch halten. Und dieses sind nicht etwan alle Arten, die Neukirch und andre

dre erzählen : Es sind nur Aeste, die sich wieder in viel kleine Zweige vertheilen. Ich will einmal sehen, ein guter Brief muß natürlich, deutlich, lebhaft, und nach der Absicht der Sache überzeugend geschrieben seyn. Wird nun wohl ein Insinuationsbrief eine andre Regel, als ein galanter, ein Freundschaftsbrief eine andere als ein vertrautes und geschäftliches Schreiben erfordern? Ich sehe nicht, warum? Er muß die obigen Eigenschaften behalten, und alles, worinnen er sich verändern darf, geht die Hauptsache gar nicht an. Ich nehme die Schreibart oder den Ausdruck aus, in welchen die Materien ihren Einfluß behalten. Was hilft es, wenn mir einer sagt, in einem Condolenzschreiben bezeigt man sein Mitleiden; man versichert, daß man Theil an des andern Schmerz nehme; man wünschet ihm andre vergnügte Fälle. Man kann dieses alles wissen, und in Acht nehmen, und das Schreiben kann doch herzlich schlecht gerathen, wenn man nicht denken kann. Ueberhaupt kommen mir die vielfältigen Eintheilungen der Briefe nicht anders vor, als wenn man die Kanzelreden von den Festtagen, in Michaelis, Charfrentags- Oster- und Mariereinigungs-Reden eintheilen wollte, als ob zu diesen andere Regeln gehörten, und derjenige nicht allezeit erklären, beweisen, erläutern, die Affecten erregen, und sich nach der Zeit, den Personen und Umständen schicken mußte, der öffentlich reden wollte.

Die besten Regeln werden wohl diese seyn. Man lese die Briefe in fremden Sprachen. Man übersetze sie frey in das Deutsche. Man zergliedere die besten Stücke, und sehe, in welcher Ordnung sie un-

gesehrt aufgesetzt sind. Man merke den Hauptinhalt von dem, der uns am besten gefällt, und mache in einigen Tagen einen nach, und sehe, ob man seinem Originale gleich gekommen, oder es wohl gar noch übertroffen hat. Ich schliesse so: Die besten Briefsteller der alten und neuen, die fast durchgängig gelobt werden, haben sich nach nichts weniger in ihren Blättern, als nach gewissen Regeln gerichtet; wer also gute Briefe will schreiben lernen, der braucht sich nicht an die Schulregeln zu binden. Man nehme Ciceros, Plinius, und Seneca Briefe, und sehe, ob sie eine andere Regel beobachtet, als daß sie gut gedacht, und sich eben so ausgedrückt haben. Riccius hat in dem Commentarius über Ciceros Briefe den Bau derselben zergliedert. Sie sind fast alle in ihrer Einrichtung unterschieden, und man sieht, daß die Freyheit, sich kein Geseze zu geben, die ganze Kunst gewesen sey, nach der er seine Blätter aufgesetzt hat.

Wer gut schreiben will, der muß gut von einer Sache denken können. Wer seine Gedanken gut ausdrücken will, muß die Sprache in der Gewalt haben. Das Denken lehren uns alle Briefsteller nicht. Eine geübte Vernunft, eine lebhaftere Vorstellungskraft, eine Kenntniß der Dinge, wovon man reden will, richten hier das meiste aus. Man sinnet nach, wovon man schreiben will. Man ordnet seine Sätze in Gedanken. Man suchet die Verbindung nicht stets in Worten, sondern in der Folge, in der Ähnlichkeit und Unähnlichkeit der Gedanken. Man sezet zu seiner Sache, wo es nöthig ist, Beweise, Erläuterun-

terungen, gute Einfälle. So machen tausend Leute gute Briefe ohne besondere Regeln zu haben, und wer Gedanken hat, bey dem werden sie sich finden, ohne daß er ihnen gewisse Behältnisse anweist. Anfänger nehmen einen Freund von Geschmacke zu Hülfe, der ihnen die besondern Fehler zeigt, die Lücken ausfüllet, die Schreibart verbessert, bis sie sich selber helfen können. Ich kenne Frauenzimmer, welche die schönsten Briefe schreiben, und die ich wegen der Freundschaft nicht nennen will, die lebhaft von Natur, aber gewiß nicht gelehrt sind. Sie kannten weder den Menantes noch Weisen, noch Neufkirchen, und dennoch schrieben sie wohl.

Denn weil sie nichts zu groß und nichts unkenntlich machten,
 So dachten sie sehr wohl, und schrieben, wie sie dachten,

wie der Herr von Hagedorn spricht. Allein sie lasen auch nicht die schöne Melusine und Magellone. Sie nahmen ihre Muster zu Briefen nicht aus der Banise, Aurora und noch andern weit unsinnigern Romanen, die sonst die Bibliotheken des galanten Frauenzimmers auszumachen pflegen. Gottscheds vortreffliche Schriften, die Schriften der deutschen Gesellschaft, die besten Wochenblätter, die guten Uebersetzungen des Gullivers, die Ruhe des Cyrus, der Cleveland und andre waren ihnen lieber, als die unverschämten Romanen, die das Blut erhitzen und den Verstand und Geschmack verderben.

Sie wechselten auch mit vernünftigen Mannspersonen Briefe, die keine Galanteriehändler abgaben, und ihre Freundinnen nicht mit abgeschmackten Schmeicheleyen zu lauter Huldgöttinnen in ihren Briefen machten, noch mit ihnen die schönen Wissenschaften von der besten Lage der Schminkpflästerchen, dem zierlichsten Ausschnitte des Leibchens, der gefälligsten Einfassung des Nachtrockes, von einer recht catullischen Art zu küssen, von der Sprache des Fächers und der Augen abhandelten. Es wäre zu wünschen, daß solche Briefe zu Beförderungen des guten Geschmacks unter dem Frauenzimmer, an das Licht kämen. Wiewohl so lange man das Vorurtheil voraussetzet, daß die Freundschaft unter unverehligten Personen stets mit einer tadelhaften Liebe vergesellschaftet sey: So lange werden die deutschen jungen Leute ihre Briefe lieber im Pulte behalten, als sich einen Vorwurf machen lassen. Endlich sollte ich noch an den Ausdruck denken. Doch sie wissen schon, daß dieser der Sprache nahe kommen muß, welche fluge Leute reden. Er muß deutlich, fließend und angenehm seyn. Viele vermengen freylich eine nachlässige Schreibart mit einer leichten, und reden in ihren Briefen so schmutzig, so gemein, als ob ein Brief die Freyheit hätte, einem unordentlichen Caffeegespräche völlig ähnlich zu seyn. Des Herrn Neufkirchs viertes Buch in seiner Anweisung zu deutschen Briefen ist hierinnen sehr wohl zu gebrauchen. Es giebt freylich eine Art von sinnreichen Briefen, darinnen sich auch der Ausdruck verändern kann. Es ist aber nicht so leicht seine Grenzen

zen

zen zu bestimmen. Der beste Trost ist, daß die Regeln keinen Kopf sinnreich machen. Wer die Fähigkeit dazu besitzt, der kann sie am besten durch das Lesen guter Schriften erwecken. Man kann oft von einem sinnreichen Briefe das sagen, was Volleau von einer guten Ode behauptet:

Chez elle un beau desordre est un effet de l'art.

Es gehört freylich eine gute Beurtheilungskraft darzu, daß man nicht böhmische Steine für Diamanten ansieht. Man darf nur den sinnreichen Gedanken von seinen Worten entblößen: So sieht man bald, ob er mit der Natur der Sache übereinkömmt, oder ob er verschwindet. Ich will Ihnen eine Probe geben; und damit ich nicht lange nachsuchen darf: So will ich wider die Gewohnheit der Kunstrichter ein Exempel zu meiner eigenen Beschämung anführen. In der Ode auf Rußland, sage ich:

O dürft es nur der Dichter wagen,
Der Nordschein, sprach er, wäre nichts,
Als nur ein Glanz des hellen Lichts
Von Rußlands aufgeklärten Tagen.

Es scheint, daß ich in der ersten Zeile selbst gefühlt habe, daß der Gedanke zu verwegen und hochgetrieben ist. Er schimmert und hält die Probe nicht, weil er wider die Natur der Sache läuft. Das Licht, das Rußland aufkläret, ist wohl ganz etwas anders, als daß es zu dem Nordlichte etwas beitragen könnte. Die Aehnlichkeit ist also unmöglich, und steckt nicht in den verglichnen Sachen, sondern in den Worten. Es thut

thut nichts, daß dieser Phoebus poetisch ist, wir machen in ungebundner Rede eben solche Abenteuer. Und ich glaube, man tadelt in Briefen den Boitüre und Büffi nicht mit Unrecht, daß sie oft sinnreich reden, als sie reden sollten, und oft wider die Regel verstoßen, daß lauter Leckereyen Stel erwecken. Pais, in dessen Briefen man eine ganze Milchstraße, daß ich falsch sinnreich reden mag, von bunten und oft hochgetriebnen Einfällen antrifft, ist vielleicht aus dem Grunde zu entschuldigen, weil seine meisten Briefe, wie seine Gedichte, scherzhaft sind, und dem Scarron ziemlich nahe kommen. Um nicht weitläufiger zu seyn, will ich ihnen lieber die Uebersetzungen zu lesen geben, die ich von den besten Stücken aus Richelets Sammlung, aus dem Furetiere, Patin und andern Franzosen, desgleichen aus den griechischen des Alciphrons und aus den besten lateinischen Briefen der alten und neuern, als Puteans und Philelfs nach und nach unternommen habe. Wollen sie von dem Unterschiede der sinnreichen Schreibart noch etwas schönes lesen: So verweise ich sie auf Mosheims Vorrede zu dem sechsten Theile seiner heiligen Reden. Wundern sie sich nicht, daß ich diesem großen Namen kein Beywort beyfüge; ich konnte dasjenige nicht finden, welche die Verdienste eines solchen Mannes auf einmal ausdrückte. Werden sie nicht bald wünschen, hochzuehrender Herr, daß sie mich nicht um meine Meynung von einem deutschen Briefe gebethen hätten? In Wahrheit, sie können mit Rechte sagen, daß ich das übelste Beyspiel zu einem guten Schreiben auf diesen Blättern gegeben habe. Meine
 Weit-

Weitläufigkeit überschreitet die Grenzen eines Briefs. Dem ungeachtet glaube ich doch nicht, daß ich alles, vielweniger das beste gesagt habe, was man hiervon vorbringen kann. Es mag alles wahr seyn, und ich mag entweder aus Mangel des Raums, oder aus Ungeschicklichkeit vieles übergangen haben: So bin ich doch so glücklich, daß ich an einen Herrn schreibe, der alle diese Mängel zu ersetzen weis. Freylich geben die Charactere der Personen, die Beschaffenheit der Umstände, des Inhalts, der Absicht viele Regeln, an die ich nicht gedacht habe. Doch dieses sind Regeln der Klugheit, die niemand genau genug bestimmen kann, und die sich jeder selber machen muß. Fahren sie übrigens nur fort, hochzuehrender Herr, und schaffen sie, daß unsere Enkel einmal einen deutschen Plinius an ihnen nachahmen. Helfen sie durch ihre Arbeit die gewaltige Menge der französischen Briefe aus unsern Buchläden verdringen, und wünschen sie, daß der Herr Professor May noch bey seinem Vorhaben bleiben mag, eine Sammlung von guten deutschen Briefen herauszugeben, damit wir auch in dieser Art den Ausländern etwas entgegen zu setzen haben, und den Vorwurf nicht länger leiden dürfen, daß wir lieber elende französische Briefe, als schöne deutsche, schreiben wollen. Ich bin mit der vollkommensten Ergebenheit u. s. w.

C. F. Gellert.



Der

* * * * *

Der Hund, eine Fabel.

Whylax, ein getreuer Hund,
 Der für allen Schaden stund,
 Und den Dieben, weil er wachte,
 Alle Gatter eisern machte:
 Whylax, der dem Tullian,
 Und auch Nicol List's Gesellen,
 Durch sein nie zu stillend Bellen,
 Manchen Tort bey Nacht gethan.

Dieses sonst so wackre Vieh
 Ward nach dem, man weiß nicht wie,
 In der frühen Morgenstunde
 Zu dem allerkränksten Hunde.
 All im Hause, groß und klein,
 Suchten seinen Schmerz zu heilen,
 Und der Knecht goß ihm zuweilen
 Wärntes Seifenwasser ein.

Alle Nachbarn gaben Rath,
 Krumholzuel und Mithridat
 Mußte sich der Hund bequehmen,
 Wider Willen einzunehmen.
 Selbst des Nachbar Gastwirths Müß,
 Der vordem in fremden Landen,
 Als ein Doctor ausgestanden,
 War vergebens bey dem Vieh.

Raum

Raum erscholl die schlünne Post,
 Als vom Hofe, Heerd und Kost,
 Alle Brüder und Bekannten,
 Phylax zu besuchen, rannten.
 Pantelon, sein bester Freund,
 Lect ihm an dem heißen Munde.
 O, erseufzt er, bittre Stunde!

O! Wer hätte das gemeynt?

Ach! rief Phylax, Pantelon!
 Ist's nicht wahr, ich sterbe schon?
 Hätt ich nur nichts eingenommen,
 Wär ich wohl davon gekommen.
 Sterb ich Aermster zu geschwind:
 O! so kannst du sicher schreyen,
 Daß die vielen Arzeneyen
 Meines Todes Quelle sind.

Und ich schließ zufrieden ein,
 Sollt ich nur so manches Bein,
 Das mein Fuß verscharren müssen,
 Vor dem Tode noch genießen.
 Dieses macht mich kummervoll,
 Daß ich diesen Schas vergessen,
 Nicht vor meinem Ende fressen,
 Auch nicht mit mir nehmen soll.

Liebst du mich, und bist du treu:
 O! so hole sie herbey;
 Eines wirfst du bey den Linden,
 An dem Gartenthore finden.
 Eines, lieber Pantelon,
 Hab ich nur noch gestern Morgen,
 In dem Winterreiß verborgen;
 Aber friß mir nichts davon.

Pantelon war fortgerannt,
 Brachee treulich, was er fand,
 Phylax roch mit schwachem Muthe
 Noch die Dunst von seinem Gute.
 Endlich, da sein Auge bricht,
 Spricht er: Laß mir alles liegen,
 Alles, sterb ich, sollst du kriegen;
 Aber, Bruder, eher nicht.

Sollt ich nur so glücklich seyn,
 Und das schöne Schinkenbein,
 Das ich = = = doch ich magß nicht sagen,
 Wo ich dieses hingetragen.
 Wird ich wiederum gesund:
 Will ich dir bey meinem Leben,
 Auch die beste Hälfte geben;
 Ja du sollst = = = Hier starb der Hund.

* * *

Der Geizhals bleibt im Tode targ,
 Zween Blicke wirft er nach dem Sarg,
 Und hundert tausend mit Entsetzen
 Nach den mit Angst verwahrten Schätzen.
 O schwere Last der Eitelkeit!
 Um schlecht zu leben, schwer zu sterben,
 Sucht man sich Güter zu erwerben;
 Verdient ein solches Glück wohl Reid?

E. J. Gellert.



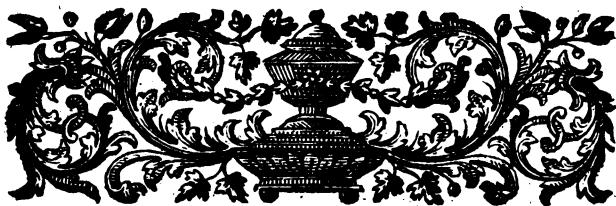
Belustigungen
des
Verstandes
und des
Witzes.

Et prodesse volunt & delectare — *Horat.*



Auf das Jahr 1742.
Märzmonat.

Leipzig
Verlegts Bernhard Christoph Breitkopf.



Die Tugend.



Die Tugend, die der Erden Söhne
Den Himmelsbürgern ähnlich macht,
Und die, mit niebeschriebner Schöne,
Schon hier aus weisen Augen lacht ;
Die Tugend, die den Fürsten adelt,
Und Knechten Rang und Kronen giebt,
Die kennt kein Unmensch, der sie tadelt,
Die bleibt gekannt nie ungeliebt.

Ein Stral in uns vom reinsten Lichte
Zeigt ihr in unsrer Brust die Spur.
Ihr Ruf ist Anmuth und Gewichte,
Und redt die Sprache der Natur.
Der süße Hang, sich selbst zu lieben,
Der Wunsch nach Lust und Ewigkeit,
Hat eben das ins Herz geschrieben,
Was uns die Tugend auch gebeut.

Ihr Weisen ! reißt das Schreckbild nieder,
Das Vorurtheil und Wahn erbaut,
Und lehrt, voll Mitleid, eure Brüder,
Was euch ein höh'rer Spruch vertraut.

Der Pöbel senkt die scheuch'n Blicke,
 Und glaubt, ihn schreckt der Wahrheit Licht.
 Ein Asterstral schlägt ihn zurücke,
 Die Wahrheit selber haßt er nicht.

Er mischt den Nothzwang in die Pflichten,
 Und nennt sein Wohl ein Sklavenloos.
 O! sah er, diesen Zoll entrichten,
 Das mache frey, erhaben, groß;
 Der Trieb nach Wohlfeyn und Vergnügen
 Sey selbst durch dieß Gesetz geweiht;
 Er sah, wie ihr, in seinen Zügen,
 Nichts als besohlne Seligkeit.

Wie eines Säuglings schwache Tritte
 Der Mutter treues Leitband lenkt,
 Und Wohl und Fall, bey jedem Schritte,
 An diesem weichen Zwange hängt:
 So schließt, den Sterblichen zum Heile,
 Des Schöpfers huldreich Ja und Nein,
 Ihr Leben in die sanften Seile
 Der Wohlfahrt und der Tugend ein.

Nur malt hier keine düstre Stirne,
 Um die ein Heer von Sorgen fliegt!
 Noch ein zerrüttetes Gehirne,
 Das Schwermuth, Qualm und Wahn besiegt.
 So bist du nicht, erhabne Tugend!
 Doch wohl voll Himmel in der Brust,
 Rein wie das Licht, froh wie die Jugend,
 Und selbst im Schmerz nie ohne Lust.

Du

Du bist die Freundin weiser Herzen,
 Die Ernst und Einsicht zu dir zieht.
 Du lachst, wo Geist und Unschuld scherzen,
 Und süßst, wo Reiz und Schönheit blüht.
 Die Welt heißt dir der Welten beste,
 Der Schöpfung Zweck Zufriedenheit;
 Und deiner Pflichten ist die größte:
 Hier Ruhe, dort Unsterblichkeit.

O.

* * * * *

Beweis,

daß diese Welt unter allen die beste sey.

Eingang.

Es giebt in der geoffenbarten Theologie nicht
 lauter solche Wahrheiten, die man bloß aus
 der unmittelbaren Eingebung des göttlichen
 Geistes lernen kann, und die man schlechterdings zu
 glauben verbunden ist. Die heiligen Scribenten
 haben auch so manche Lehre in ihre Schriften mit
 einfließen lassen, die man auch, durch die sich selbst
 gelassene gesunde Vernunft, erkennen kann, und die
 so gar vielen Heyden, zum wenigsten den klügsten
 unter ihnen, bekannt gewesen. Die Ewigkeit Got-
 tes, die Unsterblichkeit der Seelen, die Strafen und
 Belohnungen nach dem Tode können hier zum Be-

weise dienen. Dieses sind so viele Wahrheiten, die man auch bey den Weltweisen der Griechen und Römer, ja so gar bey unzähligen Poeten dieser Völker antrifft, die doch von keiner Offenbarung etwas gewußt haben. Daher nehmen die Gottesgelehrten diese Lehrsätze der natürlichen Theologie, die sie auch in der geoffenbarten vorzutragen pflegen, vermischte Artikel; weil hierinnen gleichsam Vernunft und Offenbarung, Wissenschaft und Glaube ihre Kräfte zusammensetzen, und dadurch eine vermischte Art des Erkenntnisses zuwege bringen.

Ich weis nicht, ob ich auch den Artikel von Erschaffung der Welt mit unter diese Anzahl rechnen darf. Die Schrift saget: Durch den Glauben wissen wir, daß Gott die Welt gemacht hat: und wenn man wahrnimmt, daß die alten Weltweisen nicht eben gar zu richtig von dem Ursprunge der Welt philosophiret haben; so sollte man fast auf die Gedanken gerathen, dieses sey ein bloß geoffenbarter Glaubensartikel. Allein, fürs erste folget es nicht, daß der Glaube die Vernunft ganz ausschliesse. Wissen wir nicht auch durch den Glauben, daß nur ein Gott sey? Und gleichwohl lehret uns die Natur eben das etweisen. Hernach hat ja Paulus 2) auf dem Markte zu Athen, als er denen daselbst versammelten Weltweisen den unbekanntem Gott predigte, und ihnen lauter aus der Vernunft hergenommene Wahrheiten vorsagte, ausdrücklich der Schöpfung der Welt mit gedacht. Und endlich ist es 3) auch keine Folge: Die alten Weltweisen hätten die Schöpfung der Welt aus Nichts, nicht recht eingesehen: also könnte denn

denn die menschliche Vernunft selbige gar nicht durch richtigen Gebrauch ihrer Kräfte erkennen. Die heutigen Weltweisen haben sehr viele Wahrheiten aus dem Lichte der Natur entdeckt, davon unsre Vorfahren nichts gewußt. Und die Schöpfung der Welt gehört allerdings mit unter die Lehrsätze, die sie sehr wohl erwiesen haben.

Ja die Vernunft geht noch weiter. Sie begnüget sich daran nicht, daß sie Gott als den Urheber und Erhalter der Welt darstellte; sie erweist auch, daß Gott alles sehr vollkommen und aufs allerbeste erschaffen habe. Der heilige Scribent der Schöpfungshistorie versichert uns, daß Gott nach vollendeter Schöpfung, alles, was er gemacht hätte, angesehen habe: und da hätte er befunden, daß alles sehr gut gewesen. Eben diese Wahrheit erkennet nun die Vernunft auch, wenn sie erweist, daß Gott unter allen möglichen Welten die vollkommenste, die beste, die schönste hervorgebracht habe. Well nun diese Wahrheit nicht nur zur Erläuterung dieser mosaïschen Schriftstelle nützen, sondern auch sonst zu Auflösung vieler Zweifel dienen kann, die man wegen vieler Begebenheiten in der Welt machen höret: so habe ich mich entschlossen, dieselbe nach meinem Vermögen, etwas besser ins Licht zu setzen. Ich bin nämlich Willens, darzuthun, daß Gott diese Welt nicht schöner, besser oder vollkommener, hätte schaffen können, als er sie wirklich gemacht; und daß dieselbe folglich für einen Spiegel seiner Vollkommenheiten anzusehen sey. Der geneigte Leser mag ein unparteyisches Urtheil davon fällen.

Abhandlung.

1. §. Zuförderst ist es hier nöthig, eine gute Erklärung von dem Worte **Welt** zu geben; damit niemand durch die Zweideutigkeit desselben in Verwirrung gesetzt werde. Wir verstehen aber dadurch weder das menschliche Geschlecht, noch, wie die Schrift zu reden pflegt, den lasterhaften Theil desselben. Wir nehmen auch dieses Wort nicht in dem gemeinen Verstande, da man die Erdfugel mit allem, was darauf befindlich ist, die Welt nennet, und in welchem Verstande selbst die Weltweisen es zu nehmen pflegen, wenn sie von der Vielheit der Welten reden. Diese Bedeutung des Wortes könnte eine physikalische genennet werden. Wir aber brauchen eine noch weitläufigere metaphysische, und verstehen dadurch den ganzen Zusammenhang aller großen und kleinen Weltkörper; die unzählbare Menge aller erschaffenen sichtbaren und unsichtbaren Dinge: kurz, die wohl zusammenhängende Reihe aller endlichen Naturen, sie mögen nun geistlich oder körperlich, oder noch einer dritten Gattung seyn, und die entweder der Zeit, oder dem Raume nach, theils durch die wirkenden Ursachen, theils durch die Endursachen mit einander verknüpft sind; so daß sie ein metaphysisches Ganzes ausmachen, welches durch seine Uebereinstimmung und Harmonie, einer Schönheit und Vollkommenheit fähig ist.

2. §. Aus dieser Erklärung kann nun ein jeder leicht abnehmen, daß nicht nur diese gegenwärtig vorhandene, sondern noch unzählige andre Welten mög-

möglich sind; oder hätten erschaffen werden können. Denn da wir alles dasjenige möglich nennen, was sich ohne Widerspruch gedenken läßt: so ist es nicht schwer, zu begreifen, daß viele Dinge möglich seyn müssen, die doch nicht wirklich da sind. Z. E. Unzählige Palläste, ja ganze Städte, könnten ja noch erbauet werden, die doch nicht wirklich erbauet sind. Unzählige Begebenheiten könnten sich unter den Menschen zutragen, die doch nicht geschehen; wie die Fabeln vernünftiger Poeten genugsam zeigen. Auf eben die Art kann sich die menschliche Vernunft auch ein andres Weltgebäude, aus andern Sonnen und Planeten bestehend, vorstellen, darinnen andre Menschen und Thiere, andre Bäume und Pflanzen, andre Steine und Metalle, andre Seen und Ströme, andre Länder und Berge, andre Jahreszeiten und Witterungen befindlich wären. Die gegenwärtigen Dinge nämlich sind nicht nothwendig so. Das Gegentheil davon könnte eben so wohl vorhanden seyn, weil es keinen Widerspruch in sich hält. Diese Welt ist also nur ein zufälliges Ding, und es müssen noch unzählige solche Ordnungen und Reihen endlicher Dinge möglich seyn, die eben so wohl als diese wirklich vorhandene Reihe hätten zur Wirklichkeit kommen können, wenn es dem Urheber aller Dinge gefallen hätte, sie hervorzubringen.

3. §. Wenn wir aber hier von der Welt behaupten wollen, daß sie die allerbeste sey, so fraget es sich, was wir durch das Gute verstehen, darnach wir hernach das Beste schätzen können. Nun ist das Gute eigentlich dreyerley. Das erste ist das moralische

Gute, welches sich in den Handlungen vernünftiger und freyer Naturen befindet, die mit dem Gesetze der Natur übereinstimmen; und von diesem handeln wir hier nicht. Das andre ist das sogenannte physikalische Gut; nämlich alles dasjenige wird in diesem Verstande gut genennet, was eine Sache erhält, verbessert, und vollkommener macht. In diesem Verstande sind die Speise, der Schlaf, die Kleidung, die Bewegung, u. s. w. unserm Leibe; die Sonnenwärme, und der Regen, einem Felde; u. d. gl. gut und zuträglich. Endlich zum dritten giebt es noch ein metaphysisches Gut; welches nichts anders, als die Vollkommenheit einer jeden Sache bedeutet, die aus der Uebereinstimmung ihrer Theile, oder andrer Eigenschaften und Zufälligkeiten entsteht. Z. E. Eine Uhr ist dergestalt gut, wenn alle ihre Räder, mit dem Zeiger, der Glocke und dem Hammer, so wohl zusammen stimmen, daß die Zeit dadurch aufs richtigste angezeigt werden kann. Eine Landesverfassung ist gut, wenn alle Stände des Reichs zu Beförderung der gemeinen Wohlfahrt übereinstimmen. In diesem Verstande nehmen wir nun allhier das Gute, und nun wird sich leicht zeigen, was das Beste sey.

3. §. Wenn man nun urtheilen will, welches unter vielen metaphysisch guten Dingen, das beste sey: so muß man auf den Grad der Vollkommenheit sehen, den dieselben besitzen. Je mehr Harmonie oder Uebereinstimmung in einer Sache gefunden wird; desto vollkommener ist dieselbe. Z. E. In einer Musik ist desto mehr Vollkommenheit, je mehr Ueber-

Uebereinstimmung der Stimmen, Instrumente und Töne, darinnen angetroffen wird. Es kömmt aber hierbey hauptsächlich auf zwey Stücke an, nämlich auf die Anzahl der mit einander übereinstimmenden Dinge, und auf die Regeln, nach welchen dieselben übereinstimmen. Wo vieles mit einander zusammenstimmet, da ist mehr Vollkommenheit, als wo wenig harmoniret. Und wo mehrere Regeln der Harmonie beobachtet werden, da ist gleichfalls eine größere Vollkommenheit befindlich. Da auch die Regeln der Vollkommenheit vielfaß mit einander streiten, und also von der einen oder andern eine Ausnahme gemacht werden muß: so gehöret allerdings zur größern Vollkommenheit auch noch, daß diese Ausnahmen am rechten Orte, und in so geringer Anzahl gemacht seyn müssen, als es möglich ist. Das allervollkommenste Ding, oder das allerbeste in metaphysischem Verstande, wird dasjenige seyn, wo die allergrößte Anzahl der Dinge, nach den schönsten Regeln der Uebereinstimmung, in einer solchen Harmonie stehen, daß sehr wenige Ausnahmen dabey vorkommen, und die an den besten Stellen darinnen gemachet werden. Und in diesem Verstande wollen wir zeigen, daß diese Welt die allerbeste sey.

5. §. Nach diesen Erklärungen wird sich nun ein jeder leicht vorstellen können, daß unter so unzählich viel möglichen Welten, davon im 2 §. gehandelt worden, auch immer eine besser, als die andre seyn müsse. Denn weil es viele Welten seyn sollen, so müssen sie nothwendig unterschieden seyn. Sind sie aber unterschieden, so müssen sie entweder aus mehreren

ren und wenigern, oder aus vollkommenern und unvollkommenern Theilen bestehen; und entweder nach wenigen und einfachen, oder nach vielen und zusammengesetzten Regeln der Harmonie übereinstimmen. Ja auch die Ausnahmen werden in der einen bey den streitenden Regeln der zusammengesetzten Vollkommenheit, entweder geschickter oder ungeschickter angebracht seyn. Alles dieses nun wird ihren Grad der Vollkommenheit sehr verschieden machen. Die eine Welt wird größer, die andre kleiner seyn. Die eine wird mehr Geister, die andre mehr Körper in sich enthalten; und in der einen wird es vollkommenerer Arten der Geister, Seelen und Körper geben, als in der andern. In der einen Welt wird alles ordentlich zusammen hangen, und zu einer allgemeinen Absicht übereinstimmen. In der andern aber wird viel Unordnung vorkommen, vieles vergeblich und überflüssig, vieles mangelhaft seyn. Daher entstehen nun unzähllich viele Grade der Vollkommenheit in der Anzahl möglicher Welten: und da wir die Vollkommenheit in metaphysischem Verstande gut nennen (3. §.): so wird zwar eine jede von diesen Welten gut, aber eine immer besser, als die andre seyn (4. §.) nachdem ihr Grad der Vollkommenheit entweder größer oder kleiner seyn wird.

6. §. Die Lust oder das Vergnügen eines verständigen Wesens entsteht aus dem Anschauen der Vollkommenheit. Z. E. Ein schönes Gemälde, ein wohlangelegter und ordentlich eingerichteter Garten, eine harmonische Musik, ein regelmäßig erbautes Gebäude geben demjenigen, der sie empfindet, ein
sonder-

sonderbares Vergnügen. Ja man weiß es aus der Erfahrung, daß der Grad des Vergnügens desto größer ist, je größer der Grad der Vollkommenheit ist, den man vor sich sieht; und je besser man dieselbe eingesehen und erkannt hat. Eine Schilderung des Apelles wird einem andern Kenner mehr Vergnügen erwecken, als eines schlechten Anfängers Probestück. Und je besser dieser Kenner sich auf die Malerkunst versteht: destomehr Lust wird er über das Meisterstück jenes Künstlers empfinden. Nun stelle man sich Gott als ein vollkommen verständiges Wesen vor, welches sich alle mögliche Dinge in dem höchsten Grade der Deutlichkeit vorstellet. Mit einem so unendlichen Verstande, sieht er nothwendig auch die verschiedenen Grade der Vollkommenheit in allen möglichen Welten ein. Er beurtheilet dieselben auch ohne Vorurtheil und Irrthum, weil er nicht fehlen kann. Folglich empfindet er denn auch an einer jeden von diesen möglichen Welten, die sich sein Verstand vorstellet, einen verschiedenen Grad des Vergnügens, der dem Grade der Vollkommenheit, welchen eine jede besitzt, gemäß ist; das heißt kurz gesagt: die eine mögliche Welt gefällt Gott besser, als die andre.

7. §. So wie wir aber in dieser Abhandlung zum voraus setzen, daß ein Gott sey, als welches hier zu erweisen unnöthig und überflüssig seyn würde: also fordern wir auch mit recht von unserm Leser, daß er uns alle Eigenschaften Gottes zugebe, davon er aus andern Gründen schon überzeuget seyn muß. Unter andern aber setzen wir hier sonderlich die göttliche

liche Weisheit zum voraus, dadurch Gott allezeit die geschicktesten Mittel zu seiner Absicht zu gelangen, zu wählen weis. Denn diese Wissenschaft nennen wir die Weisheit. Wie nun aus dieser Erklärung überhaupt folget, daß ein Weiser nichts umsonst, ohne zureichenden Grund thun könne: so kann auch Gott nach seiner höchsten Weisheit nichts ohne Grund thun. Es ist wahr, daß Gott, nebst der höchsten Weisheit, auch eine unumschränkte Freyheit besitzt. Allein wie überhaupt die Freyheit ein Vermögen eines verständigen Wesens andeutet, dasjenige zu thun, was demselben am besten gefällt, nicht aber ohne Ursache etwas zu thun: so kann auch die Freyheit Gottes seiner Weisheit nicht zuwider seyn. Vielmehr hängt jene von dieser gewisser maßen ab. Je weiser ein Wesen ist, desto freyer ist dasselbe in seinen Handlungen; weil es alsdann allemal nach der Vorschrift seiner Vernunft handelt, und von keiner Sklaverey der Affecten, auch von keinem Zwange etwas weis. Da nun Gott der allerweiseste ist: so muß er auch die allergrößte Freyheit besitzen; aber eine solche, dadurch er allezeit nach den weisesten Ursachen handelt, wenn er was thut; nichts von ungefähr, nichts blindlings, oder auf ein Gerathewohl unternimmt.

8. §. Kann nun Gott, seiner Weisheit wegen; nichts ohne einen zulänglichen Grund thun: so hat er auch diese Welt nicht ohne einen zureichenden Grund erschaffen. Er muß anfänglich eine Absicht gehabt haben, in welcher er dieselbe hervorgebracht, und die er ohne die Schöpfung derselben nicht hätte erlan-

erlangen können. Und da lehret uns das ganze Weltgebäude in allen seinen Theilen, daraus wir die Weisheit, Güte und Macht Gottes so deutlich abnehmen können, daß Gott die Welt zu Offenbarung seiner Herrlichkeit, oder zu seiner Ehre erschaffen habe. Die Schrift selbst stimmt damit überein, und desto sicherer kann die Vernunft dabey beruhen. Hat nun Gott diese Absicht in Erschaffung der Welt gehabt: so muß er seiner Weisheit nach die Welt für ein Mittel angesehen haben, dieselbe zu befördern. Und darinnen hat er nicht irren können, weil sein Verstand der allervollkommenste ist. Er schuff nämlich in derselben nicht nur große Weltkörper, als leblose Creaturen, die durch ihre mechanische Verknüpfung, ordentliche Veränderung, und regelmäßige Bewegung von der Weisheit ihres Urhebers zeugeten. Er erschuff auch lebendige, und sonderlich vernünftige Geschöpfe; die da Einwohner dieses prächtigen Gebäudes abgeben könnten, und als aufmerksame und scharfsinnige Zuschauer so vieler natürlichen Wunder, die Größe ihres Urhebers erkennen und bewundern könnten. Ja er brachte auch unzählige andre Thiere, Fische, Vögel, Bäume und Kräuter, Steine und Mineralien hervor, deren sich diese vernünftige Geschöpfe zu ihrer Bequemlichkeit bedienen sollten. Alles dieses zeigt nun deutlich, daß Gott die Welt als ein Mittel gebraucht habe, die Offenbarung seiner Ehre und Herrlichkeit, als seinen letzten Hauptzweck, zu befördern.

9. 9. Nun wird sich ein jeder leicht vorstellen können, daß unter den unzähligen möglichen Welten,

ten, die wir oben erwiesen haben, nicht eine jede gleich geschickt gewesen, diesen Hauptzweck Gottes zu befördern. Die möglichen Welten waren ja nicht alle gleich vollkommen: das ist, die eine bestand aus mehrern, die andre aus wenigern Theilen; und die eine hatte mehr Uebereinstimmung darinnen, als die andere, u. s. w. Daher gab denn auch die eine ein bequemerer Mittel ab, die Absicht Gottes zu befördern, als die andre. Gott überfah mit seinem unendlichen Verstande, menschlicher Weise davon zu reden, alle diese Reihen möglicher Dinge. Er überlegte ihre Größe, Ordnung, Vollkommenheit oder Schönheit. Er wog gleichsam die Größe der Harmonie, in einer jeden gegen einander ab. Er verglich auch die Vortrefflichkeit einzelner Geschöpfe, die in einer jeden möglichen Welt zum Vorscheine kommen. Er hielt endlich alles dieses mit seiner letzten Hauptabsicht zusammen, und überlegte, welche von allen diesen Welten am bequemsten dazu seyn würde; oder, durch welche er die meiste Ehre und Herrlichkeit erlangen würde, wenn er sie schaffen würde. Da fand nun sein durchdringender Verstand eine große Ungleichheit in den möglichen Welten. Die eine war immer geschickter zu Beförderung seines Zweckes; und es konnte ihm also nicht gleich viel gelten, welche von allen er erschaffen wollte. Er hätte keine Weisheit besitzen müssen, wenn er so blindlings hätte zugreifen, und die erste die beste mit der Wirklichkeit hätte beschenken wollen.

10. §. Will man sich dieses in einem Gleichnisse vorstellen, so bilde man sich einen mächtigen König ein,

ein, der sich ein prächtiges Residenzschloß aufzubauen Willens ist. Seine Absicht ist, dadurch so wohl seinen Untertanen, als allen Fremden einen Begriff von seiner Macht, Größe, und Herrlichkeit bezubringen; weil man doch aus dem äußerlichen Prachte eines Fürsten von seiner Hoheit und Weisheit zu urtheilen pflegt. Er läßt sich zu dem Ende von den allergeschicktesten Baumeistern die Risse zu allerley prächtigen Pallästen entwerfen; die zwar alle viel Schönheit, Ordnung und Vollkommenheit in sich fassen, aber doch alle anders gerathen. Er nimmt endlich alle diese Risse selbst vor sich, um dieselben zu untersuchen. Er geht einen nach dem andern aufs genaueste durch, überlegt die Größe, Anzahl der Zimmer, die Ordnung und Eintheilung derselben, die Festigkeit und Verzierungen, die Lage, und alle übrige Bequemlichkeiten. Alles dieses hält der weise Fürst gegen die letzte Absicht, welche er bey dem ganzen Baue hat. Es fehlet ihm weder an Gelde, noch an Arbeitern, noch an Materialien, noch endlich an der bequemsten Gegend, wo er sein Gebäude aufführen will. Es hindert ihn also nichts, daß er nicht bloß nach seiner Weisheit wählen sollte. Diese aber erlaubt ihm nicht, in der Wahl blindlings zu verfahren. Die Risse werden auch nach genauer Untersuchung sehr ungleich befunden. Der eine ist immer geschickter, die letzte Absicht zu erreichen, als der andre. Und einer unter allen muß nothwendig der bequemste und beste seyn.

II. §. Wie nun in diesem Falle ein weiser Fürst nicht ermangeln würde, den allerbesten Riß zu erwählen,

wählen, das ist, denjenigen Entwurf zu einem recht königlichen Pallaste, allen übrigen vorzuziehen, welcher der allerprächtigste und vollkommenste wäre; und folglich als der allergeschickteste erfunden würde, die Absichten des Bauherrn zu erreichen: So hat denn auch der allerweiseste Monarch, unter allen möglichen Welten, die ihm sein unendlicher Verstand vorstellte, und die er alle erschaffen konnte, ohne allen Zweifel diejenige Welt erwählet, die seiner Weisheit am gemähesten war. Das ist, er hat dasjenige Weltgebäude in seinem Rathschlusse allen übrigen vorgezogen, welches zu seinem Hauptzwecke, das ist zu Offenbarung seiner ewigen Herrlichkeit, am beförderlichsten war. Zu dem Ende nun, hat er dasjenige wählen müssen, worinnen sowohl den Theilen, als ihrer Verknüpfung, Ordnung und Anzahl nach, und folglich auch im Ganzen, die meiste Vollkommenheit befindlich war; daraus man also seine unendliche Weisheit, Güte und Macht, als aus einem klaren Spiegel erkennen konnte. Kurz zu sagen, Gott erschuff die Vollkommenste, oder in metaphysischem Verstande, die allerbeste Welt, die sein unendlicher Verstand nur hatte ausfinden können. Und folglich habe ich denjenigen Lehrsaß erwiesen, den ich mir zu erweisen vorgenommen: Nämlich, daß diese wirklich vorhandene Welt, die allerbeste von allen denjenigen sey, die Gott hätte schaffen können; oder, daß Gott keine vollkommere Welt hätte hervorbringen können, als die er wirklich hervorgebracht hat.

12. §. Wer diesen bisher geführten Beweis recht erweget, und nach den Regeln einer logischen Demonstra-

monstration zu untersuchen fähig ist; der wird finden, daß wir darinnen alle mögliche Gründlichkeit beobachtet haben. Wir haben darinnen nichts zum voraus gesetzt, als was uns von denen, wider welche wir zu streiten haben, zugegeben wird, nämlich die Existenz Gottes, und seine unendliche Eigenschaften. Alles übrige waren Erklärungen, und unumstößliche Grundsätze, die daraus folgten. Was will man nun an unserm Beweise aussetzen? Will man etwa Gott seinen unendlichen Verstand abstreiten, womit er sich alle mögliche Weltgebäude deutlich vorgestellet hat? Oder will man seine Weisheit leugnen, nach welcher er niemals ohne Absicht handelt, niemals ohne Grund etwas thut, niemals schlechte Mittel erwählet, wo es bessere giebt? Will man etwa seine Macht in Zweifel ziehen, die irgend nicht zulänglich gewesen, dasjenige, was Gott weislich erwählet hatte, auszuführen? Oder will man endlich behaupten, Gott habe die Welt nicht zu Offenbarung seiner Herrlichkeit erschaffen; welches doch Vernunft und Schrift so deutlich lehren? Einen von allen diesen Sätzen muß man in Zweifel ziehen, oder leugnen; wenn man diesen Beweis von der besten Welt umstoßen will. Aber eben dadurch wird man behaupten müssen, daß Gott keinen unendlichen Verstand, keine Weisheit, keinen gütigen Willen, der das bessere dem schlechtern vorzieht, keine unendliche Macht besitze; mit einem Worte, daß Gott kein Gott sey: welches doch ein offener Widerspruch ist.

12. §. Allein, wie es zu gehen pflegt, daß derjenige Feind, der sich eine Hauptschlacht zu wagen,

nicht stark oder beherzt genug findet, nur durch kleine Scharmüßel seinen Gegner aufzureiben, zu schwächen, oder doch müde zu machen suchet: so geht es auch in diesem vorhabenden Streite von der besten Welt. Unfre, oder vielmehr des allervollkommensten Bau- meisters Feinde, wagen sich nicht an' unsern Hauptbeweis. Sie sind in der Vernunftlehre so geübt nicht, daß sie sich an die Untersuchung einer Demonstration machen dürften. Sie greifen uns also nicht von formen an, sondern suchen uns nur durch allerley Disputir- künste, von der Seite, Abbruch zu thun. Sie ma- chen uns allerley Einwürfe, womit sie eine Wahr- heit umzustößen suchen, an deren Gründen sie doch keine Schwäche zeigen können. Sie sagen 1) Wenn Gott die allerbeste Welt erschaffen hat, die nur möglich war, so ist er nicht frey gewesen: denn er hat in solchem Falle seiner Weisheit unbeschadet keine schlechtere wählen können. Wer aber keine an- dre wählen kann, als die einzige, die er schafft, der muß eben diese wählen; und ist also durch eine Noth- wendigkeit gezwungen, sie zu schaffen. Ferner 2) ist Gott auch nicht allmächtig, wenn er die beste Welt geschaffen hat. Denn ist diese die allerbeste: so kann er keine bessere schaffen, und folglich ist er nicht all- mächtig. Endlich streitet diese lehre 3) wider die Schrift. Denn diese lehret, daß der Satan nicht allein selbst die Sünde in die Welt gebracht, sondern auch das menschliche Geschlecht verführet habe. Dadurch aber ist die Welt sehr verderbt und böse geworden. Da nun eine Welt ohne Sünde, zweifelsfrey weit besser wäre, als eine mit so vieler Sünde: so kann diese un- möglich die allerbeste seyn.

14. §. Was den ersten Einwurf von der Freyheit anlangt; so haben wir zu Beantwortung desselben schon im vorhergehenden den Grund geleyet. Frey ist derjenige, der da thun kann, was er will, oder was ihm am besten gefällt. Die Freyheit schließt also allezeit eine vorhergehende Wahl in sich, darinnen man aus etlichen möglichen Dingen, eins allen übrigen vorzieht. Hier kömmt nun die Bestimmung dessen, was man wählen soll, lediglich auf den Verstand an: und es ist so weit gefehlet, daß die Einsicht desselben die Freyheit hindern sollte, daß sie vielmehr zu derselben unentbehrlich ist. Ohne Verstand kann ein Wesen nicht frey seyn: und je vollkommener folglich sein Verstand ist, desto freyer ist selbiges. Wer hat es auch jemals für einen Zwang ausgegeben, wenn man unter etlichen Dingen, das bessere dem schlechtern vorzieht, oder gar das beste wählet? In diesen Umständen nun befindet sich der Schöpfer der Welt. Er sieht unzählige mögliche Welten, die er alle schaffen könnte. Er beurtheilet sie mit seinem Verstande; er wählet aber keine schlechte, sondern die allerbeste, und handelt also nach der vollkommensten Freyheit. Hätte er eine schlechtere geschaffen, so würde diese Freyheit noth gelitten haben. Denn da hätte man schließen können, daß ihn etwa ein Zwang abgehalten, dasjenige hervorzubringen, was ihm unter allen am besten gefallen hatte.

15. §. Dem andern Einwurfe von der Allmacht Gottes, können wir noch leichter, als dem vorigen begegnen. Die Macht ist ein Vermögen, das mögliche wirklich zu machen, oder ihm die Existenz zu geben.

ben. Wir sagen mit Bedacht das Mögliche; denn was unmöglich ist, das ist kein Gegenstand der Macht. Das Unmögliche hält einen Widerspruch in sich, und kann also nicht einmal gedacht, viel weniger ins Werk gerichtet werden. Wenn derowegen die Macht einer wirkenden Ursache so groß ist, daß sie sich auf alles, was möglich ist, erstrecket: so ist sie die allergrößte, die sich gedenken läßt, und folglich unendlich, oder eine Allmacht. Wenn wir nun sehen, daß Gott alle mögliche Weltgebäude habe schaffen können; alle mögliche Welten aber alle mögliche Dinge in sich fassen: so ist die Macht Gottes unendlich, und er selbst ist allmächtig. Dieses erstere aber erhellet daher, weil er die beste und vollkommenste unter allen Welten erschaffen hat. Wer das größere kann, dem wird man das geringere nicht absprechen können. Aber eine bessere Welt als diese ist, schaffen zu können, das gehöret nicht zur Allmacht: denn es ist unmöglich. Daß etwas besser sey, als das Beste, hält einen Widerspruch in sich, und läßt sich nicht einmal gedenken. Gott würde auch viel eher ein Zeichen der Ohnmacht abgelegt haben, wenn er eine schlechtere Welt erschaffen hätte, als diese. Denn da hätte man denken können: seine Macht müßte wohl nicht zureichend gewesen seyn, die beste hervorzubringen, indem er sich mit der schlechtern befriedigen müßten.

16. §. Was endlich den letzten Einwurf, den man aus der geoffenbarten Gottesgelahrtheit hernimmt, anbetrifft; so wollen wir denselben nicht so wohl beantworten, als vielmehr von uns ablehnen.

Es

Es ist nicht möglich, daß die Vernunft alles das vollkommen einsehe, was die Schrift, aus einem höhern Lichte lehret. So weit ihre Kräfte zulangen, so weit geht man billig; wo sie uns aber verlassen, da überläßt ein Weltweiser die weitere Ausführung den Gottesgelehrten, als Auslegern der göttlichen Offenbarung. So wollen wirs auch in diesem Falle machen. Wir sind vergnügt, daß wir bisher haben darthun können, daß Gott alles sehr wohl gemacht habe. Dieses sagt die Schrift auch; und in so weit stimmen beyde Lichter überein. Ob sich aber in die, von Gott vollkommen gut erschaffene Welt, wider die Absicht und den Willen ihres Urhebers, etwas Böses habe einschleichen können; ob eine Creatur vermögend gewesen, das Meisterstücke der göttlichen Macht, Weisheit und Güte zu verderben; kurz, ob das in der Welt befindliche moralische Uebel, nebst dem darauf nothwendig erfolgenden physikalischen, so groß sey, daß Gott ein Misfallen an derselben haben müsse? Dieses alles, sage ich, begreift die Vernunft nicht. Sie weiß nichts von bösen Geistern, viel weniger vom Falle Adams. Sie nimmt den Menschen so wie sie ihn findet, so wie er schwach und einfältig zur Welt kömmt; allmählich aber zu vielem Guten und Bösen geschickt wird. Aus diesem allen aber folget noch nicht, daß die Welt nicht gut, oder doch nicht die beste sey. In jeder andern Welt würde, allem Vermuthen nach, noch mehr Böses gewesen seyn. Mit einem Worte, wir müssen dieses den Gottesgelehrten überlassen.

17. §. Wollte man hier einwenden: wir machen die Vernunft hier schwächer, als sie wäre; indem selbige gar wohl aus dem gegenwärtigen Zustande des Menschen schließen könnte, es müßte derselbe weit vollkommener aus der Hand seines Schöpfers gekommen seyn: so antworten wir, daß dieser Schluß uns ohne die Offenbarung, nicht würde in den Sinn gekommen seyn. Die Vernunft sieht freylich wohl, daß der Mensch nicht vollkommen weise und tugendhaft ist. Sie sieht aber auch die Quellen der menschlichen Thorheit und Untugend in den wesentlichen Schranken unsrer endlichen Natur. Sie weis: ein Geschöpfe kann keine unendliche, uneingeschränkte Erkenntniß besitzen; daher kann es irren, ein Scheingut für ein wahres, ein Scheinübel für ein wirkliches halten; folglich jenes suchen, und dieses fliehen: das ist, es kann fehlen und sündigen. Dem ungeachtet aber sieht die Vernunft doch auf der Erdfugel kein vollkommener Geschöpfe, als den Menschen*. Alle andre Thiere sind an Graden der Vollkommenheit weit unter ihm. Sie haben gar keine Vernunft, und sind also weit schlechter daran, als die neugebohrnen Kinder, die doch noch eine Fähigkeit besitzen, vernünftig zu werden. Ja auch unter den Thieren übertrifft eins an Vollkommenheiten das andre: und doch ist jedes in seiner Art vollkommen. Hat nun ein Wurm, ein Kraut, ein Stein, ein Erdenkloß, ein

* Plato de Legib. L. VII. saget: Ανθρωπον δε Θεοι τι παρ' αλλων
 ειναι μεμνησαντες. Και ουτος τ' ετο αυτη το βελτιστον γε-
 γονενου. Hominem ludicrum quoddam Dei esse, ab
 eo exquisitum atque effictum. et reuera illud DEI
 OPTIMUM OPIFICIUM.

ein Sonnenstäubchen; so unvollkommen als sie im Absehen auf den Menschen sind, aus der Hand eines unendlich weisen Schöpfers kommen können: warum nicht auch der Mensch, der Fürst unter allen Thieren, der ein himmlisches Gemüth, in einem zerbrechlichen Leibe hat; das wunderbare Thier, das einen so edeln Geist erhalten hat, womit es seinen Schöpfer erkennen, und ihn aus der Betrachtung seiner Werke preisen kann?

18. §. Noch ein Einwurf, der einigen Schein hat, läßt sich hier vorhersehen. Man wird es für keinen wohlerviesenen Satz halten, daß unter allen möglichen Welten, nur eine einzige die vollkommenste gewesen seyn sollte. Wie sollten doch, wird man sprechen, nicht etliche Welten einen gleichen Grad der Vollkommenheit haben können? Wenn sie gleich sonst an innerlicher Ordnung und Verknüpfung der Theile unterschieden wären: so könnten sie doch wohl gleiche Schönheit besitzen, und dem Schöpfer also eine freye Wahl lassen, welche von allen er schaffen wollen. Der Einwurf ist gut, Ungeübte irre zu machen; aber so schwer nicht, daß er nicht beantwortet werden könnte. Wir wollen ihn auf eine Weile zugeben, und eben dadurch, daß was ungereimtes daraus fließt, denselben der Falschheit überführen. Gesezt also es wären etliche mögliche Welten gleich vollkommen gewesen: würde daraus nicht folgen, daß sie sich alle, zu der Ausführung der göttlichen Absicht, gleich gut geschicket hätten? Allerdings: denn durch die Vollkommenheit der Welt, offenbaret Gott seine Herrlichkeit und alle seine Eigenschaften:

woraus denn seine Ehre erwächst. Folglich wäre es denn gleichviel gewesen, welche Welt Gott zu Erreichung seines Zweckes erwählet hätte. Wäre es aber vollkommen gleichgültig gewesen: so hätte Gott gar keine Welt erschaffen können. Denn ohne zulänglichen Grund thut nicht einmal ein Mensch etwas, geschweige denn ein so weises Wesen. Die Gleichgültigkeit des Gleichgewichts, wie die Scholastiker reden, ist heute zu Tage ganz aus den Schulen verbannet. Der Satz des zureichenden Grundes erstrecket sich auch bis auf die freywilligen Handlungen. Gott konnte also auch unter gleich vollkommenen Welten ohne Ursache, keine der andern vorziehen. Nun lehret aber der Augenschein, daß er eine allen übrigen vorgezogen: folglich muß eine unter allen die vollkommenste gewesen seyn.

19. §. Nichts ist übrig, ehe wir den völligen Schluß dieser Abhandlung machen, als daß wir durch einige Zeugnisse alter Weltweisen darthun, daß die Vernunft, auch ohne vorhergehende Erkenntniß der Offenbarung, diese Wahrheit von der Schönheit und untadelhaften Vollkommenheit der Welt, habe erkennen können. Wir wollen hier aber nicht durch die Menge, sondern nur durch die Wichtigkeit solcher Stellen unsern Satz bestätigen: nicht als ob wir unsere Weltweisheit auf das Vorurtheil des Ansehens gründen wollten; sondern weil man oft Gegner hat, die nicht eher etwas für wahr halten, bis sie hören, daß es schon eine alte Wahrheit sey. So wollen wir denn fürs erste den **Thales**, einen sehr alten griechischen Weltweisen, anführen. Von diesem berich-

berichtet Diogenes Laertius, C. I. Sect. 35. daß, als er von jemanden gefragt worden, was das aller schönste wäre? Er geantwortet habe: die Welt; denn sie ist ein Werk Gottes: ποιημα γαρ θεου. Plato ist eben der Meynung gewesen, wenn er gesagt, daß Gott die Welt nach Maas und Zahl, aufs herrlichste und schönste gemacht habe: Ουτω δε τότε πεφυκτα ταυτα πρωτον διοχηματισατο εδησι και αριθμοις. Το δε η δυνατον ως ΚΑΛΛΙΣΤΑ ΤΕ και ΑΡΙΣΤΑ ΕΞ ΕΧ ΟΥΤΩΣ ΕΧΟΝΤΩΝ ΤΟΥ ΘΕΟΥ ΑΥΤΑ ΖΗΝΙΣΑΝΑΙ. Ita autem tunc haec sua natura apta, primum conformauit distinxitque formis et numeris. Deum vero, quantum fieri oportuit, PRAECLARISSIME et OPTIME vniuersum hoc constituisse, atque ordinasse ex iis rebus, quae nondum hanc formam sortitae erant. Polit. T. II. p. 273. Eben das sagt ein griechischer Poet Xenophanes in des Clem. Alexandr. Strom. Lib. V. p. 601., davon wir nur die lateinische Uebersetzung herlesen wollen; die Duport ein Franzose gemacht hat.

Nec sine te factum terris, Deus, aut opus vllum
 Aethere, nec Dio fit nec per caerula Ponti:
 Errore acta suo nisi quae gens impia patrat.
 Confusa in sese tu dirigis ordine certo,
 Auspice te ingratis et inest sua gratia rebus,
 Felice harmonia. Tu scilicet omnia in vnum
 Sic bona mixta malis compingis, vt vna resurgat
 Cunctorum ratio communis et vsque perennans:
 Quam refugit spernitque Hominum mens laeua malorum.
 Heu miseri! bona qui quaerunt sibi semper et optant:
 Diuinam tamen hanc communem et denique legem
 Nec spectare oculis nec fando attendere curant.

20. §. Kommen wir auf die lateinischen Weltweisen: so kann es uns auch da nicht an Zeugen unserer guten Sache fehlen. Wir haben zweene der vornehmsten auf unsrer Seite, die allerdings einigen Nachdruck geben könnten, wenn es in solchen Wahrheiten auf das Ansehen großer Leute ankäme. Der erste ist Cicero, der nicht weniger der größte Weltweise, als der größte Redner unter den Römern gewesen. In seinem Timaeus oder dem Fragmento de Vniuerso schreibt er, p. 4019. ed. Verb. in. 8. folgendes: *Quaeramus igitur causam, quae cum impulerit, qui haec machinatus sit, ut originem rerum, et molitionem nouam quaereret? Probitate videlicet praestabat. Probus autem inuidet nemini. Itaque omnia sui similia generauit. Haec nimirum gignendi mundi causa iustissima. Nam quum constituisset Deus BONIS OMNIBVS EXPLERE MVNDVM, mali nihil admiscere, quoad natura pateretur: quidquid erat, quod in cernendi sensum caderet, id sibi assumfit, non tranquillum et quietum, sed immoderate agitatam et fluctuans: idque ex inordinato in ordinem adduxit. Hoc enim iudicabat esse praestantius: FAS AVTEM NEC EST, NEC VMQVAM FVIT, QVIDQVAM NISI PVLERRIMVM FACERE EVM, QVI ESSET OPTIMVS.* Ja in dem unmittelbar vorhergehenden II. Capitel hatte er schon gesagt: *Neque mundo quidquam pulcrius, neque eius aedificatore praestantius esse.* Hieraus erhellet nun augenscheinlich, daß diese Wahrheit von der Vollkommenheit der Welt, auch bereits von den
 jenigen

jenigen Weltweisen erkannt worden, die nichts von der Offenbarung gewußt; ja daß man sie eben so wohl, als wir, aus der Erkenntniß der Eigenschaften Gottes hergeleitet und geschlossen habe. Tullius beruft sich ja ausdrücklich auf die Güte Gottes, und glaubet, es sey nicht anders möglich, als daß das gütigste Wesen, das schönste und beste hervorbringen müsse. In der That würde das eine Bosheit anzeigen, wenn ein Werkmeister oder Künstler, zwar etwas bessers machen könnte, solches aber gleichwohl nicht thäte, sondern etwas schlechters machte.

21. §. Unser anderer Zeuge soll Seneca seyn, dessen große Einsicht ihm gewiß ein fast allgemeines Ansehen zugeebracht hat. Wir wollen uns aber hier nicht etwa auf sein VIII. Buch de Beneficiis Cap. VIII. berufen, wo er die Welt: *Deorum immortalium templum*, nennet, *solum quidem amplitudine illorum et magnificentia dignum*. Wir wollen auch nicht die Stelle aus seinem LXXIten Briefe anführen, wo er saget, *in hoc opere* (in unda no) *aeternam artem cuncta temperantis Dei, verti*. Endlich dürfen wir auch nicht die Stelle einmal brauchen, wo er in seinem LXVIsten Briefe die Welt, *opus consummatissimum* geheißen hat. Wir haben noch eine schönere Stelle in der LXVsten Epistel, wo er von den fünf Ursachen der Dinge handelt, und diese Lehre, die er mit dem Exempel einer Bildseule erläutert hatte, auf die Welt deutet: *Haec omnia mundus quoque, ut ait Plato, habet. Faciens, hic Deus est. Ex quo fit haec, materia est. Forma, hic est habitus et ordo mundi, quem videmus.* Exemplar,

plar, scilicet ad quod Deus hanc MAGNITVDI-
 NEM OPERIS PVLCHERRIMI fecit, pro-
 positum, propter quod fecit. Quæris quid sit pro-
 positum Deo? Bonitas. Ita certe Plato ait: Quas
 Deo faciendi mundum caussa fuit? Bonus est, bono
 nulla cuiusquam boni inuidia est. FECIT ITA-
 QVE, QVAM OPTIMVM POTVIT. Was
 könnte deutlicher gesagt werden, als eben dieses?
 Wir beschließen also hiermit die gegenwärtige Ab-
 handlung, und wünschen nichts mehr, als daß diese
 von dem unsterblichen Herrn von Leibnitz nicht zwar
 erfundene; aber wohl wider auferweckte Lehre von
 der besten Welt, allen unsern Lesern so klar in die
 Augen leuchten möge, als geschickt sie ist, die Gemü-
 ther zu beruhigen. Denn so wird es geschehen, daß
 sie mit Lust und Vergnügen alles, was in der Welt
 geschieht, ansehen; selbst aber nicht widerspenstige Re-
 bellen, sondern gute Bürger in der Stadt Gottes abge-
 ben, und sich also hier und dort glücklich machen werden.

Die Liebe.

Lräger Kaltsinn! Feind der holden Jugend!
 Fesse Thoren; dich verbannt die Jugend.
 Bey der Weisheit nie bewölktem Schimmer
 Wohnest du nimmer.

Keine Seelen fühlen schöne Triebe;
 Selbst der Himmel stärkt die Blut der Liebe;
 Ihr zur Nahrung muß das Roth der Wangen
 Lieblicher prangen.

Auf

Aus der Unschuld anmuthsreichen Zügen
 Strömt des Geistes edelstes Vergnügen;
 Ihre Reizung dämpft, in zarten Herzen,
 Kummer und Schmerzen.

Last die Herrschsucht sich zur Marter wüten;
 Last den Harpax todte Klumpen hüten;
 Sklaven mögen, in den tiefften Schachten,
 Darben und schmachten.

Ich will lieben; ich will an den Blicken
 Meiner Phyllis mich allein erquicken,
 Und mich mit ihr, in den grünen Hecken,
 Täglich verstecken.

Ihren Namen soll mein treues Singen
 Euch, ihr Wälder! zehnfach wiederbringen.
 Auch die Nachwelt soll ihn an den Rinden,
 Tausendmal finden.

Drey mal werd ich täglich in dem Lenzen,
 Holde Liebe! dein Altar bekränzen;
 Drey mal wird dir Phyllis, ihn zu schmücken,
 Lilien pflücken.

O! wie ruhig werd ich mit ihr scherzen,
 Wenn die Schatten Büsch und Thäler schwärzen.
 O! wie zärtlich werden an den Bächen,
 Wir uns besprechen.

Ja, ich spür es. Blut und Aern wallen.
 Ja, ich höre schon den Hayn erschallen.
 Ach! was spür ich? Rohr und Hand sinkt nieder;
 Phyllis kömmt wieder.

M. C. X. S.



Die



* * * * *

Das Meisterspiel im Lomber.

Ein Heldengedichte.

Erstes Buch.

Ich will von dem Schicksale der Bierzigen in dem Streite mit Cör singen; erhebt mir, ihr Musen, die Helden, deren Größe mein Gedichte nachahmen soll.

Ich will von dem Lomerspiele reden; außer welchem, dem größten Theile des klugen Europa nichts vortrefflicheres und herrlicheres, durch Verwilligung der Götter, geschenkt ist. Wen muß ich, und wen soll ich hierzu anders um Beystand anrufen, als euch, ihr Fräulein des Parnasses? Euch, deren Gesellschaft, die aus drey mal dreyen besteht, dem Lomerspiele geheiligt zu seyn, und in welchem uns ein verborgnes Geheimniß noch unentdeckt zu liegen scheint. Gleichwie sich nun die Schriftsteller, nicht ohne Ursache, einen zum Schutgotte ihrer Papiere erwählen dürfen: also rufe ich, der Dichter, euch an, weil drey mal drey neune ist.

So steigt denn vom Himmel, ihr Göttinnen, und erfüllet mich mit demjenigen Geiste, der den Homer besetzte, da er von der Wuth der Mäuse sang; und verewiget meine Dinte, daß mein Lied gelesen werden möge, bis daß die gesunkene Luft des Cometen, die Welt zum andernmale in einen Kasten setzet.
Aber,

Aber, waren denn nicht schon drey Stunden verfließen, da unter der Abwechselung des Sieges und des Glückes endlich, nach so vielen Niederlagen, das Ende dieses fast trojanischen Krieges herbeynahete? Und da nunmehr das Meisterspiel der Sache den Ausschlag geben, und den Frieden auf dem lombardische herstellen sollte? Es hatte achte geschlagen. Der gefüllte Beutel warf sich schon mit Verlangen in den Schubsäcken der Berspielenden herum, und erwartete des Glücks, seiner Bürde entledigt zu werden. Es war der letzte Satz, den die bestrafte Verwegenheit demjenigen zum Preise ausgesetzt hatte, der einen gewissem Sieg durch größere Klugheit erkämpfen würde; als man ein fürchterlich Geschrey, davor die Götter selbst hätten erzittern mögen, gleich einem Donnerwetter herauf steigen hörte: die Sänfte ist da! Aber ob man gleich jederzeit vor diesen Riesen zu erschrecken pflegt; so hattest du doch, o eitle Ehre, als Sieger den Kampfplatz zu verlassen, die Herzen dermaßen eingenommen, daß man diese Stimme niemals weniger, als eben jeso, gefürchtet hat.

Wer bin ich aber? Wo gehöre ich hin? Hieher spricht jener, dorthin spricht dieser. O! welch ein Gewühl, welche Unruhe, welcher Tumult, welche Verwirrung, welche Raserey? Europa steht gleichsam in Waffen. Ich sehe die Völker das Feld bedecken, und die geharnischten Schaaren wider einander ausbrechen, ich sehe ihre Verwirrung, da selbst die Führer zweifelhaft sind, und die Heere sich untereinander verirren. Aber, o ihr Götter! wer offenbaret mir die Macht, die diese gänzliche Betäubung

der Völker verursacht, die ich sehe? Wisse, Dichter, höre ich eine Stimme sagen, daß es der Geist des Gewinnes und des Spieles ist.

Dieser Geist, als er merkte, wie unglücklich die Karten für Julianen gefallen wären, bemühte sich so gleich, sie unter einander zu bringen, und sie zu verwirren. Er wachet allezeit für das Wohl desjenigen, bey dem er wohnt; ja er ist böse, wenn etwas ausgezahlt und weggenommen wird. Daher ist er allezeit geschäftig und munter; er bewachet die Marquen, und schwärmet in der flüchtigsten Bewegung um die Schachtel herum. Wäre er nicht so geschwinde: So würde er nicht einmal die Welt gesehen haben. Er hat die Herrschaft seiner Flüchtigkeit zu danken. Denn als seine schwarzen Brüder, die Plagen der Welt, aus der Büchse der schönen Pandore geflohen waren, so wäre er fast der einzige noch, nebst der Hoffnung, zurücke geblieben. Aber er entwischte ihr endlich, nicht ohne Gefahr geklemmt zu werden, und setzte zu der Zeit, da seine Gefährten, die vorher zusammen gedrückt und eingeschlossen waren, sich mit einer überaus starken ausdehnenden Kraft ausgebreitet, und schon in die Herzen und in die Länder getheilet hatten, zuerst die Flügel in die Lüfte. Da hat er nun ohne Herrschaft viele Zeiten durchgelebt, bis endlich ihm zum Glücke das Kartenspiel erfunden ward. Hier ist sein Reich, hier übet er seine Herrschaft aus, und von ihm kam es also, daß die Blätter vermengtet, und in Unordnung gerathen waren. Denn er trieb sie durch einander und bewegte sie auf eine solche Art, als Aeolus, wenn er den

Whi.

Winden Befehl ertellet, einer wider den andern zu wehen.

Aber genug, vorjest war seine Bosheit vergebens; sie schlagen sich endlich durch, dieser ruft seinen Spießgefellen, hier greift ein anderer nach den Waffen, dort erfüllet ein dritter die leere Stelle des erstern, da unterdessen jener sich an die äußerste Spitze des linken Flügels stellet.

Zweytes Buch.

Jetzt aber stehet mir unn fernere bey, o Musen! und verlasset mich nicht, ihr Gefährtinnen des Phöbus, sondern singet und erzählet mir die Waffen und die Männer, die sich jetzt widereinander rüsten.

Wie seyd ihr so erhitzt, ihr Krieger? Welcher schreckliche Geist der Uneinigkeit hat euch aufgebracht, euch selbst zu verderben? In euch, ihr Helden, brennet dasjenige Feuer, das der Kartenmaler tief unter eure Herzen geleyet hat.

O ihr Götter, warum bewaffnet ihr diese Männer wider einander, und warum sollen sie ihre Tapferkeit sich selbst, und nicht vielmehr den Feinden zeigen? Ihr heißet Rom durch seine eignen Bürger fallen; und jetzt zückt der Kartemann das Schwert wider den Kartemann; da man sie doch in ihren verbundenen Kräften, und in ihrer zusammengeschobenen Macht, so wenig, als die sieben Pfeile in der Hand jenes Geharnischten, zerreißen oder zerbrechen könnte. Aber öfters schlägt Blindheit die weisesten Völker, und wir sehen die mächtigsten Reiche durch ihre eigene Größe sinken.

Man puste das Licht. Unterdessen waren die Kriegsbeere in Bereitschaft, und die Soldaten hatten sich an ihre Posten gestellt. Die Losung wird gegeben: Eör ist Trumpf. Seine Macht ist groß, Bittert ihr Feinde. Eör wird siegen, und sein Triumph wird die Macht der Herzen erweitern.

Jetzt denke ich an den Muth jener Helden, die den Schimpf an Priams Sohne rächten; und die in ihre Hände selbst die Götter mischten, denn nichts geschieht ohne dieselben. Damals war der goldne Apfel die Ursache des Zwietrachts, welche jetzt der Gewinn des Spieles ist. Drey Göttinnen, die nackte Venus, Juno mit den weißen Armen, und Minerva mit den blauen Augen, stritten um denselben. Ihr waret es, o ihr Unsterblichen! die ihr die Krieger anführtet, und die Handlungen der Helden unterstützet; deine Weisheit, Ulysses, ist dir so wenig eigen, als die Stärke dem Agamemnon. Sie gehören den Göttern. Durch ihren Schild wurdet ihr beschützt, und mit ihrer Weisheit ordnetet ihr eure Schlachten.

Diese Blätter, das aufgeblasne Volk, führen auf eine gleiche Art Krieg mit einander, und sie wissen nicht, daß sie von einer Gottheit gelenket werden: Nicht anders, als damals, da Juno für die Griechen, und Venus für die Trojaner stritte.

Juliane mit der spottenden Mine, Benigne mit dem entsetzlichen Reifenrocke, und Florentine, die Wirthinn, sind diese Göttinnen, deren Vorsehung ihre Sachen ordnet, und ihre Thaten hervorbringt. Sie, sie theilen das Schicksal dieser Völker nach ihrer Weis-

Weisheit aus. Sie, sie sind ihre Juno und Minerva; diese ist ihre Venus.

O daß ich Sterblicher im Stande wäre, an diesem Orte die Aussprüche dieser Göttinnen zu erzählen, so wie der Dichter aus Mantua den Zank der Juno, die Zusammenkunft, und die Gesellschaft in dem Olympus besinget; o daß mein geringerer Geist die Göttlichkeit dieser Worte einsehen, und eine solche Sprache nachreden könnte!

Sie spielen gern in Eör, sagte sie eine, und sie gewinnen darinnen. Sie aber, lose Juliane, antwortete die mit dem Reifenrocke, Piquiren sehr öfters.

Doch wohin, Muse? Es ist zu verwegen, die Sprache der Gottheiten nachzuahmen. Du sollst zwar Helden, aber keine Götter besingen.

Drittes Buch.

Runmehr war die Erklärung des Krieges geschehen; und nachdem man den Hauptfeind entdeckt hatte, so waffnete sich alles wider Eör, und die Feldherren hielten unter den ihrigen Musterung. Ein jedes erwählte sich seine Leibfarbe. Man sah Kreuzen, Herzen, Schwarz und Roth. Alle diejenigen, deren Ansehen verdächtig schien, wurden verjagt; die Schwächern, die sich vor so mächtigen Feinden nicht zu stehen getraueten, erhielten ihren Abschied, und an deren Stelle sah man neue Hülfsvölker, und tapfere Männer hervor steigen, deren Muth den Bliz ihrer Waffen, und die Pracht ihrer Kleidung noch weit überstieg.

Denn eine jede von den Göttinnen hatte nach Beschaffenheit der Dinge, die eine wohl, die andre übel gekauft. Florentine, die Spielerinn, war bey allem diesem ohne Bewegung. Umsonst bemühet man sich, in ihren Augen einige Freude oder Bangigkeit zu entdecken, die ihr Glück verrathen hätten. Sie schiebt ihre Karten nachlässig eine über die andre; ja, seht sie doch! sie scheint ihres Spieles vergessen zu haben, und puſet, in einer hinhängenden Beugung des schönsten Leibes, an der Schleife ihres Armbandes; ob sie schon, die Verschlagene! unterdessen die Schlacht anordnet, und die Schwäche ihrer Feinde berechnet.

Nun stieß man auf einander, und das Treffen nahm seinen Anfang. Ein mächtiger König trat von Seiten der Feinde zuerst in das Feld. Man sah ihn in dem größten Prachte der Kleider, gleich einem, der sich dem Vaterlande aufopfert. Dieses ist die Gewohnheit der Helden; sie wollen entweder prächtig sterben, oder prächtig überwinden. Gewiß, es war nichts majestätischer, als die Tracht der Kleidung dieses großen Beherrschers des Reichs von Pique. Ein königlicher Rock hing von seinen Schultern. Die Krone auf dem Haupte, das Zepter in der Hand, und sein blaues Schwerdt machten das Ansehen des Monarchen noch ehrwürdiger. Die Abndung des Sieges blizete aus seinen Augen.

Er trat hervor, und forderte diejenigen auf, die seinem Reiche unterworfen waren. Zweene von seinen Unterthanen giengen zu ihm von den Feinden über, oder man lieferte ihm dieselben vielmehr selbst aus.

aus. Denn obgleich diese Völker in einem beständigen Kriege leben, so verabscheuen sie doch den Betrug, und beobachten, ich weiß selbst nicht was für ein Recht des Krieges sehr genau unter einander.

So hatte denn dieser große Held die Verachtung der Gefahren und seines Lebens dadurch genug bewiesen, da er, ob er gleich eine Krone trug, zuerst den Kampfplatz betreten hatte. Das Glück half dem Berwegnen, und er war triumphirend zurücke gefehrt.

Viertes Buch.

Der Hauptmann, der sich auf seine Helleparthe lehnete, und die Thaten seines Fürsten von weitem sah, beneidete seine Ehre. Es trieb ihn die neidische Nachseiferung zu einem ähnlichen Vorsatze, und seine Berwegenhelt zu einem gleichen Unternehmen an. Aber, wie aller Muth vergebens, und alle Nachseiferung unglücklich ist, wo sie nicht vom Glücke unterstüzet wird, so sah auch der Pique-Hauptmann an seinem und seines Königes Beyspiele, daß es, um zu siegen, nicht genug sey, wenn man nur tapfer ist.

Er trat einher; er sah dreyimal gegen die Gegenden des Himmels, und schien von sich zu glauben, daß die Welt vor ihm zittern wollte. Er dachte nicht, wie ungewiß der Ausgang eines jeden Zweykampfs wäre, sondern er sann auf nichts, als auf die Ehre, und erdachte eigne Lobeserhebungen bey sich selbst, mit welchen ihn das vielzüngigte Thier, die Welt, bis über die Sterne erheben würde.

Unterdessen stieß er auf einen Gemeinen, und es brauchte keiner Tapferkeit einen Sklaven zu überwinden. Nunmehr war er außer sich, und gleichsam trunken von seinem Glücke. Er setzte das linke Bein mit einem majestätisch gebogenen Knie voraus; er besah sich, und darnach fragte er seinen Ueberwundenen: ob er noch auf dem Tische, oder schon unter den Sternen wäre. Elender! du weißt nicht, daß dich eine Sechse erschlagen soll.

Denn so geschah es; Florentine bediente sich eines Trumpfs, um das vortheilhafte Recht des Auspielens an sich zu bringen. Aber was spiele ich aus? Wer sagt mir, was ich thue? Dieses Spiel ist sehr zweifelhaft, dachte sie bey sich selbst.

Zu der Zeit nun offenbarte sich ihr Glücke durch eine Vorbedeutung. Siehe! zwei Fliegen, belebt von der Kraft der Lichter, die den Lombertisch erleuchteten, kamen, indem sie etwas erschreckliches sumseten, von der Decke, die in dem stolzen Gypse die prächtigsten Bilder zeigte, auf die Hand und auf den Finger geflogen, der den Treffkönig hielt. Seyd meine Führer, und zeigt mir den Weg, wenn einer ist, ihr liebsten Thierchen! sagte Florentine, und lachte. Sie aber, gleichsam als hätten sie die Stimme und den Befehl der Spielerinn verstanden, verfolgten ihren Weg von der Karte, nach der Mitten des Lombertisches. Hier setzten sie sich beyde eine neben die andre, und reinigten mit ihren Füßen ihre schönen Ochsenaugen. Hierauf wunden sie die geschlanken Vorderbeine niedlich in einander, und ergriffen mit den hintersten das zarte Gewebe ihrer bunten Flügel,
die

die sie nach der Forme ihres Leibes krümmeten. Darauf giengen sie einigemal hin und wieder; sie redeten etwas mit einander, sie erfaßten mit ihren Rüsseln ein Bißchen Zucker, das da lag, sie trugen es durch die Lüfte, und flogen davon.

Ja, ja! ihr seyd nicht so umsonst hieher gekommen, schrie sie; ich spiele den Treßkönig aus. Er, der mit dem Piquekönig wider Cör in Verbindung stund, gieng ein, und machte ihr die andre Leiste.

Nunmehr kam die Cörponte zum Vorscheine. Sie hatte weder Schwerdt noch Schild, sie war lauter Herzen, und ihr eigener Muth diente ihr zu ihrer Bedeckung. Sogleich überwältigte sie einen Trumpf von Julianens Heere. Aber die Basta, die fürchterliche Basta, schlug sie zu Boden.

Fünftes Buch.

Nun gebet mir Wasser, o Musen! ich will Ströme weinen, und mit dem Salze meiner Thränen Schiffe beladen. Denn ich singe von einer erschrecklichen Beleidigung der Liebe, die eine unselige Biere verursachete. Verwegne Caroviere, du mengest dich in den Streit, nicht, als ob du siegen wolltest; nein du bist deines Todes gewiß, und suchest dir nur durch ihn die Unsterblichkeit zu kaufen. Ein solcher Frevel darf nicht ungestraft bleiben! Die Carodame rächte ihn.

O vortreffliche, o große Carodame! deine Tugenden sind so stark, daß sie auch deine Schönheit übersteigen. Aber welche Felsenbrust wohnet unter

dem Harnische des Königes, deines Gemahls, der seinen Purpur mit dieser Königin Blute, nicht, wie man sagt, gefärbt, sondern besleckt hat? Es hatte dieser Fürst von Caro sehen müssen, wie die Königin die Caroviere, die verfluchte Caroviere, einen Bundesgenossen, und auch zugleich eine Unterthanin getödtet hatte. Das kränkte ihn. Er liebte seine Soldaten; und wie er hitzig war, und keine Warnung seinen Vorsatz zu ändern vermochte, so war die Vollziehung des Urtheils gewiß, welches er gefällt hatte. Denn er schmeichelte sich, in allen Dingen gerecht zu handeln, wenn er grausam war.

Jetzt stieß er seine eigne Gemahlinn nieder; jetzt siehst du den Unterthan, eine Gemahlinn, und den König auf einer Wahlstatt liegen. Mich deucht, ich höre sie seufzen; ja, ja! ich sehe die sehnlichen Blicke, die sie nach dem Antlize des Königs schießt; dessen Feuer der wilden Augen sie zu verschmähen, dessen Mund vor Rache zu schäumen, und dessen umzogene Stirn die Wuth eines Rasenden auszudrücken scheinen.

Mein König! spricht sie; oder, (wo du die ehemals, da es mein Glück wollte, so angenehme Benennung, nicht verschmähen willst,) so sage, mein Gemahl! warum verstößest du mich? mich, die ich gerne sterben wollte, wenn ich nur als deine Freundin stürbe. Du hast die Hand wider mich bewaffnet, die mich ehemals zum Throne führte. Ich Unglückselige! Welches ist denn mein Verbrechen, das dich, Grausamer! zum Mörder deiner Gemahlinn und zum Henker deiner Freundin machet? Was mache

mache ich? Ich will fliehen, ich will Rache suchen. Vielleicht kann ich die vorigen Freyer, die mich anbetheten. Vielleicht kann ich den Carobuben, den Treffbuben, den Piquemonarchen, die ich Märrinn um deinetwillen verachtete, jezt, jezt, wieder dich in Flammen sehen? Was rede ich aber? O ihr Götter, ich bin ja schon verlohren! es kann ihm niemand widerstehen! O daß sein Purpur mich niemals geblendet hätte! Ach daß er mich hätte in meiner Freyheit leben lassen! Erhubest du mich deswegen, Tyranne, damit du mich tödten könntest? Aber ich habe gesündigt, ich weis es; doch hast du denn den Thron bestiegen, und hast nicht, o König! verzeihen gelernet? O so verzeihe doch, du mußt es ja können, und schenke mir, mein König, dieß Verbrechen! Ich bitte nicht als Königin, du sollst mir nur als einer Slavinn gnädig seyn.

Ja wohl, o Slavinn! schrie er; ja wohl eine Slavinn, die auf die Gnade des Königes trozet. Nichtswürdige! Du wirst durch deine Schmeichelreden vergebens meiner Gerechtigkeit Einhalt zu thun suchen. Zur Omphale bist du viel zu wenig, und ich viel zu groß, als daß ich könne mit dem Hercules verglichen werden, der sich ein Weib regieren ließ. Ich weis wohl, Verrätherinn, wenn ich verzeihen soll. Wenn ich bey dir jezt gnädig wäre, so wäre ich des Zepters unwürdig, den ich führe. Stirb, Slavinn, ich will daß dein Name auf ewig vertilget werde. So muß man die Verräther belohnen.

Indem er aber dieses redete, und indem die dahin sinkende Königin noch weinte, und ihr feindseliges

lges. Schicksal beseufzete, so kam die Hand, der auch Könige nicht widerstehen können, und raffte sie zusammen, und warf sie mit einander in die Vergessenheit.

Ob nun gleich das Unglück der Königin, wedet ihren Gemahl, noch das unerbittliche Schicksal zum Mitleiden bringen konnte: So saget man doch, daß die sonst unempfindlichen Dinge gerührt, und selbst die Elemente bewegt worden wären. Denn indem eine Karte auf den Lombertisch hinfuhr, den die Bohnfrau mit Wachs gebohnet hatte, so hat es einen sehr kläglichen Ton von sich gegeben, und das Wachs hat gleichsam zu seufzen geschienen. Drey-mal sind die Marquen in der Schachtel in die Höhe gesprungen; ja die silbernen Spielteller haben ein banges Geklirre von sich gegeben, und sie gleichsam zu Grabe geläutet; da unterdessen selbst der Lom-bertisch gebebet, und die Coffeekanne gezittert hat.

Sechstes Buch.

Die Schlacht schien heftiger zu werden. Denn es erschien ein fürchterlicher Matador, und man kann nicht sagen, was die siebenflechtige Manilie allen Böckern für Furcht eingejaget hatte. Sie zitterten alle, aber die Trumpf drehe und die Trumpf fünfse fielen. Ach Schicksal! warum ließeſt du nun die fünfse und nicht vielmehr die viere fallen?

Der Geist aber, von dem die Muse oben sagte, war unterdessen geschäftig, weil seine Arglist und seine Anschläge ihn niemals schlafen lassen. Er würde Länder verheeren, und die Kläder des Weltgebäudes zerbrechen, wenn er nicht an den Schatz, den er bewa-

bewachet, gefesselt wäre. So lange er nicht neugierig ist, verändert er niemals diesen Posten. Aber er brennet von einer unbeschreiblichen Begierde, in die Karten der andern zu gucken. Wie der Blitz, wenn er von der Wand eines Gewölbes abprallt; und in das andre fährt, oder wie ein aufgefangener Strahl von einem Spiegel auf den andern geworfen wird: So geschwind durchläuft er die Karten, und ist gleich wiederum bey seiner Schachtel, die er nicht lange verlassen kann. Die Spadillie sitzt bloß, schrie er jetzt mit einer Stimme, die von ihm ausgieng, so klar wie die Spitze einer Nadel. Darauf schwang er sich drey mal für Freuden in die Höhe und sank drey mal wiederum zu Boden; er drehete sich in einem Wirbel, er winkte mit seinen schelmischen Augen; er guckte, er lachte, er hustete.

Dieses that er, aber Benigne bließ unterdessen einen solchen Muth in das linke Eingeweide des Carobuben, daß seine Brust beynähe zersprungen wäre; sein Blut fieng an, heftiger zu schlagen, und er flog gleichsam auf die Wahlstatt hin. Hier stund er, und schwang seinen Speiß, um sich sehen zu lassen, so geschwinde, daß es ausfiel, und daß man glaubte, daß er ihn gar nicht schwinde. Der weibische Kerl! Er denket nicht, daß er mit bewaffneten Feinden zu kämpfen hat, das Andenken seiner Geliebten machet, daß er in der Gefahr so gar vergesslich ist. Er legte vielmehr die Falten an seinen Manschetten zurechte, und untersuchte die Festigkeit seiner Halsbinde, worauf er mit der Kraft des gebognen Fingers ein Puderstäubchen von seinem Ermet jagte; und

und sich seine schönen Füße besah, die er nach der Tanzkunst in die vierte Stellung setzte. Aber, ach! wie konnte die Furcht von der Herzhaftigkeit eines artigen Herrn getrennet seyn? Er weinte ja schon bey nahe; es ward ihm bange, er seufzete; jezt zitterte er auch, aber er zitterte mit einer Annehmlichkeit, und nach dem Laete. O ihr Götter! ihr Feinde meines Glückes, schrie er, als ihm sein eigener Schwager, aber ein Todfeind von ihm, aus den Händen der Juliane entgegen rückte. O Göttinnen! schrie er; helfet mir, schrie er; ich laufe davon, schrie er; und da sank er nieder. Ach unglückseliges Kind! dieses ist noch ein geringes Elend gegen das, daß du von den Schönen verlassen, von einem Weibe verderbet werden, und unter der Cördame erliegen sollst. Nehmet ein Beyspiel, wie falsch und wie veränderlich die Günst der Frauen, und wie verstellt die Blicke der Schönen sind. Wer hat bey ihnen je in einem größern Ansehen gestanden, als der Carobube? Wer hat sich einen so großen Namen erworben, als der Carobube? Wer hat ein größeres Glück genossen, als der Carobube? Und dennoch, und dennoch fällt er durch eine Frau zu Boden! Und dennoch wird er zum Beyspiele ihrer Unbeständigkeit und ihrer Falschheit. Da liegt nun das arme Carobübchen, und wird von Göttinnen und Frauen verlassen, und der Rache eines Weibes aufgeopfert.

Wer ist denn dieses Weib? Die Cördame ist es, eine untreue und eine falsche. Sie besitzt wenige Verdienste, wenn ihr die wegnehmet, daß sie sich niemals geschminket hat, und daß ihr Keisentrocz gera-

gerade von der rechten Größe ist. Denn ich sage es ihm zum Ruhme nach, daß sein Umfang noch nicht den viereckigten Rahmen des Kartenblattes, und seinen eignen Horizont überschreitet. Aber ihre Schandthat befleckt ihren Ruhm. Ich seufze; und beiße mich in die Zunge, wenn ich daran gedenke.

O daß ich keine Jungfer bin! O daß ich keinen Fächer trage! Ich würde sonst der falschen und untreuen Cörköniginn, aus Mitleiden über den Carobuben und um die Ehre der Frauen zu retten, alle Ketten in ihrem Rocco zerbrechen, ihr alle Löcher in ihren Spitzen erweitern, und die Bandschleifen ihres Nachtzeuges in Unordnung bringen.

Denn das verdriest mich, daß sie mit solchem Uebermuthe zu überwinden suchte. Sie ordachte, wer sollte es meinen, sich selbst eine neue Art eines Triumphes, da sie zwischen die Sklaven, denn sie hatte sie beyde erlegt, mitten eintrat; und die Gesichter dieser Männer eines nach dem andern, als eine Frau auf eine höhnische und verächtliche Weise, mit ihrer Blume, die sie zum Zeichen des Sieges als Palmen trug, bald hier bald da bestrich; wie man mit zahngemachten Löwen zu spielen, und mit Bären zu scherzen pflegt.

Dieses preßte nun aufs neue dem Carobuben Thränen aus. Ach! daß der Carobube gefallen und überwunden ist; er ist gefallen; er ist überwunden, ach der Carobube! Ach der Carobube! Er ist gefallen.

O Himmel! O Erde!

☞ ☞ ☞

Ueber

Ueber die Reime,
 bey Gelegenheit der im Christmonate
 der Belustigungen
 vbrigen Jahres auf der 504 Seite
 enthaltenen Ode.

Bis hieher hab ich noch, nach deutscher Dichter
 Sitten,
 Den Rest der Barbarey, den tolln Reim geduldet.

Spar weiß ich es noch nicht, ob je sein Schellentklang
 Mir Feuer und Vernunft in strenge Fesseln schloß,
 Und ob ich was gedacht, das ich für schön erkannte,
 Und das sein Eigensinn nur aus dem Liede jagte.
 Wie er den, der ihn sucht, mit so viel Angst bemüht,
 So stieh ich jetzt vor ihm, wenn er mich auch nicht scheut,
 Ja wenn er mich verfolgt. So dient der spröden Schöne
 Ost eines Buhlers Brunst zum grausamen Gespötte,
 Des Buhlers, den hernach der Rache Lust ergözt,
 Wenn der nur Kälte zeigt, der sie in Flammen bringt.

So mag auch ich vielleicht, den Dichtern nachzusprechen,
 Die, neuer Kühnheit voll, des Reimes Fesseln brechen.
 Doch, zweifelnd, ob ihr Fuß die rechte Bahn betritt,
 Erwähl ich noch den Weg, den Opitz auch beschritt.
 Der Dichtkunst Barbarey hat er zuerst verlassen;
 War Reimen Barbarey: so muß er Reimen lassen.

Du, dem es schimpflich dünkt, dem Opitz nachzugehen,
 Was hast du für ein Recht, die Reime zu verschmähn?

„Es

„Es ist ein Kinderwerk, den Vers mit Reimen zieren,
 „Was denk ich, wenn mein Ohr zwei Sylben ähnlich rühren?
 „Man nennt den **Bock**, den **Stock**, ich weiß es, was
 man spricht,
 „Doch was das **ock** erklärt, weiß meine Seele nicht.

So? denkst du denn nicht, wenn du nicht Wörter hörst?
 D lerne, wie man denkt, eh du uns dichten lehrest.
 Nicht alles, was in uns die Seele wirken kann,
 Zeigt ein bestimmter Hauch durch Zung und Lippen an.
 Wie mag der Tonkunst Macht des Kenners Ohr entzücken?
 Wie rührt des Malers Werk, das Farb u. Leben schmücken?
 Dieß weiß man, daß es stets dem Geiste Lust erweckt,
 Wenn er was neues sieht, was ähnliches entdeckt,
 Das Maas im Sinne trägt, die Größen zu vergleichen.
 Was ihn vergnügen soll, muß Stoff zum Wirken reichen,
 Zum Sprechen eben nicht. Was ist es, das man spürt,
 Wenn uns ein gleicher Klang das Ohr gedoppelt rührt?
 Nur Ordnung, Aehnlichkeit, zwar einfach, bald zu fühlen,
 Doch zu was edlerm gut, als nur zu Kinderspielen.

Und warum schilt dein Zorn, den nur der Reim entflämmt,
 Nicht auch das Sylbenmaas, wenn er den Reim verdammt?
 Sieh die vermischte Reih von kurz- und langen Tönen;
 Was denkst du denn bey der? auch die mußt du verhöhnern.

Ich glaube, daß nur die zur Gattinn dir gefällt,
 Vor der man Hefuben noch schön und reizend hält.
 Was dächte wohl dein Geist, selbst bey Helenens Zügen?
 Du wirst nicht kindisch seyn, und dich daran vergnügen.

Die Regel hat man längst den Dichtern fest gesetzt,
 Es werde durch ihr Werk Verstand und Ohr ergötzt.

„Doch, sprichst du, was für Kunst hört man im Reime
schallen?

„Die Ziege blöckt und reimt; es reimt der Flegel Fallen,
„Wenn Hanns mit Merten drischt.“ Wie sinnreich ist
dein Hohn!

Doch höre: Phylax heult, und ändert stets den Ton;
Singt er ein reimlos Lied? Wer hat den Reim erhoben,
Als wär er das allein, warum wir Dichter loben?
Nein, Reim und Sylbenmaaß, und Feuer und Verstand,
Die machen erst vereint des Dichters Geist bekannt,
Der, wenn er Wort u. Ton nach strengen Regeln schränkt,
Dabey doch schöner denkt, als man in Prosa denkt.
Dann rührt er mit der Lust, die uns ein Tänzer bringt,
Weñ sein verwegener Schritt auf schwankem Seile springt;
Es würde sich kein Volk vor seiner Bühne häufen,
Wollt er den trägen Fuß auf fester Erde schleifen.
Wie ähnlich wär er dem, der, da kein Reim ihn zwang,
So matt und elend singt, als kaum ein Reimer sang!

Nun hör auch, ob den Reim, der dich so sehr beleidigt,
Vielleicht ein stärker Grund, als der Gebrauch, ver-
theidigt.

Durch künstlich Sylbenmaaß hat sonst ein römisches Lied
Zugleich das Ohr ergötzt, des Dichters Geist bemüht.
In Ordnung mancher Art sah man die Füße stehen;
Da hüpfet ein Daktylus bey schleichenden Spondeen.
Des Deutschen ernstest Vers ziert ein gefester Schritt,
Der nicht ist hurtig läuft, und ist bedachtsam tritt.
Stets soll ein kurzer Ton bey einem langen klingen;
Mehr Wechsel, und mehr Kunst ist nicht in ihn zu bringen,
Als daß der Dichter Volk, zur Freyheit angewöhnt,
Jetzt lange Sylben kürzt, ist kurze Sylben dehnt.

Der

Der muntre Daktylus läßt sich nur selten hören,
 Und man fängt ist fast an ein sapphisch Lied zu lehren.
 Wie Ordnung nicht ergözt, die man zu sehr versteckt:
 So macht die wenig Lust, die sich zu bald entdeckt.
 Mehr Ordnung u. mehr Kunst wird da das Ohr empfinden,
 Wo sich zwei Zeilen stets durch gleiches Ende binden.
 Der schreibt; der dichtet nicht, der Zeil auf Zeilen häuft;
 Wo der entreimte Vers so leicht, wie Prosa, läuft.

Ich lobe nicht den Reim; ich will ihn nur beschützen:
 Sonst würd ich mich vielleicht auf Morhofs * Ansehn
 stützen.

Er schilt das Sylbenmaß, erhebt des Reimes Klang;
 Den lehrt uns die Natur, das ist der Künstler Zwang.

„Was schönes muß uns auch in jeder Sprach ergözen.
 „Die Reime kann man nicht, wie Lieder, übersetzen.
 „Drum sind die Reime nichts,“. Sieh! wie du dich
 vergehst,

Und kühn auf Gründe baußt, davon du nichts verstehst.
 Nur bloß des Einfalls Werth kann deine Regel zeigen;
 Des Ausdrucks Reiz, u. Kraft bleibt jeder Mundart eigen.

Doch, warum thust du uns des Reimes Ursprung kund?
 Zum Scherze fehlt das Salz; zum Ernste fehlt der Grund.
 Rein, treibt dein Eifer dich, den Reim nur auszurotten,
 So zeige mehr Verstand, und wigerfüllter Spotten.
 Komm, weise, wie der Reim des Dichters Geist umschränkt;
 Wie Haller, weil er reimt, nicht philosophisch denkt;
 Wie uns noch mancher Scherz im Hagedorn entzückte,
 Wenn der verhaßte Reim nicht allen Wis ersticke.
 Wo einst dein reimlos Lied der beyden Reimen gleicht:
 So glaube ganz gewiß, daß es den Reim verschleucht.

Q 2

Doch

* Unterr. von der deutschen Sprache und Poesie, 8. Capit.

Doch, wohin eilten wohl des Reimes bange Schritte?
 Verjagt ihn nicht bereits der Welsche, wie der Britte?
 Raum daß des Franzen Ohr, das sich so zärtlich nennt,
 Das Sylbenmaaß verhöret, und nur den Reim erkennt.
 Zu diesem dürft er fliehn, doch Nothen * müßt er meiden.
 O Volk, das Fremde liebt! nimm Theil an meinem Leiden!
 Der Deutsche hat mich nur von seinem Lieb entfernt,
 Damit er etwas thu, das er von dir nicht lernt.

Doch nein, er darf auch noch durch Meer u. Alpen reisen;
 Wenn man ihn minder schägt, wird man ihn nicht verweisen.
 Wahr ist's, des Britten Geist, der stärker denkt, als fühlt,
 Verachtets, ob der Reim in seinem Liebe spielt;
 Der Welsche, der nicht ganz das alte Rom vergessen,
 Hat ein geübter Ohr, die Sylben abzumessen.
 So zart hört Deutschland nicht, wiewohl es doch noch hört;
 Dieß ist es, was den Reim den deutschen Dichter lehrt.

So lerne denn was mehr, als trozig nachzusagen,
 Was mit Bescheidenheit gelehrte Männer wagen;
 Die Reimer hat ihr Spruch verachtungswerth erkannt,
 Doch niemals so, wie du, die Reime ganz verbannt;
 Bis einstens der Gebrauch ein Sylbenmaaß bekräftigt,
 Das mehr den Sinn vergnügt, den Dichter mehr be-
 schäftigt.

* Houdart de la Mothe. S. die Vorrede zum andern Bande
 der Oden der deutschen Gesellschaft.

H O R A T I V S.

Si concedere nolis,
 Multa Poetarum veniet manus, auxilio quae
 Sit mihi, nam multo plures sumus, ac veluti te
 Iudaei cogemus in hanc concedere turbam.

M. Abraham Gotthelf Kästner.
 Der

Der junge Herr.

Viertes Stück.

Ein Franzose machte einmal ein langes Gedichte von einem Helden, von welchem die Geschichte nichts anders wußten, als daß ein unbekannter Geschichtschreiber das einzige Wort von ihm sagte: Er hat gelebt. Vielleicht würde auch dieses einzige Wort nicht einmal von der Iris gesagt werden, wenn es auf die stolzen Geschichtschreiber ankäme, die in ihren Büchern sich bloß um die Thaten großer Herren bekümmern, und uns nach dem Kalender ein Register geben, wenn diese oder jene Schlacht gewonnen, dieser oder jener Ort eingenommen, dieser oder jener Friede geschlossen worden, und sich nicht einmal so weit erniedrigen wollen, daß sie uns, außer Kriegen und Friedensschlüssen, in etwas von der Person und Gemüthsbeschaffenheit ihrer Helden Nachricht geben. Ich aber habe das Herz, so gar das Leben der Iris zu beschreiben, von welcher nicht leicht jemand etwas anders würde zu sagen wissen, als: sie hat gelebt; und von welcher ich dennoch keinen Roman, kein Heldengedichte, kein Trauerspiel, auch kein Lustspiel, sondern eine wahre und unverfälschte Geschichte schreiben will. Ungeachtet ich diesen Lebenslauf dazu nicht mache, daß er nach der Leichenpredigt der Iris abgelesen werden soll, indem Iris noch lebet: So werde ich mich dennoch von der Art

dieser traurigen Geschichtschreiber, die solche Lebensbeschreibungen verfertigen, so weit nicht entfernen. Dergleichen Lebensbeschreibungen haben gemeiniglich so erbauliche Betrachtungen in sich, daß man Unrecht thun würde, wenn man dergleichen bewegliche, oder zierliche Stellen aus einem einzigen Lebenslaufe verbannen wollte.

Es mögen einige Spötter sagen, was sie wollen: So ist doch gewiß, daß nichts in der Welt von ungefähr geschieht. Es hatte zwar das Ansehen, als ob Iris von ungefähr gebohren würde. Ihr Vater und ihre Mutter, zwey junge Leute, welche einander sehr wohl gefielen, sich sehr gern puzten, gern schmauseten, und am allerliebsten ohne Sorgen lebten, hatten sich mit einander verheirathet, bloß damit sie sich mit einander verheirathet haben möchten, und gar nicht in der Absicht, einem so schönen Kinde als Iris war, den Anfang ihres Lebens zu geben. Und Iris, welche in dieser Ehe erzeugt ward, war gleichsam ein ungebethner Gast, welcher dennoch ihrem Vater und ihrer Mutter dessentwegen ganz angenehm war, weil sie zu einem sehr schön austapezierten Zimmer, zu einem wohlausgesuchten Wochenbette, zu einem Kindtaufenschmause, und zu vielen Besuchen Anlaß gab, welche niemals ohne vieles Vergnügen über die Fehler anderer Menschen, von denen man rebete, geendigt wurden. Aber wer die Mittel zu einer Sache will, der will auch die Sache selbst; und es geschah also, wenn man es genauer untersuchen will, gar nicht von ungefähr, daß Iris zur Welt kam. Ihre Geburt fiel in die merkwürdigsten Zeiten dieses Jahrhunderts,

tes, da ein jährlingses Schicksal die Nachtzeuger der Schönen erniedrigte, die langen Haare derselben, welche bisher in ein Nest verwickelt worden waren, von ihrem Haupte wegzunehmen, und ihren Nacken mit krausen Locken zu füllen anfang; da ihre Röcke hingegen, sich mehr und mehr aufblehten, bis dieselben endlich zu der Größe gelangt sind, daß man nicht mehr zweifeln darf, daß ein Frauzimmer breiter, als lang sey. Ist es allezeit für ein Zeichen einer merkwürdigen Geburt angenommen worden, wenn jemand zu denen Zeiten, da der Republik ein besondrer Zufall begegnet, geboren worden: So ist wohl dieses die merkwürdigste Geburt, die jemals geschehen können; weil zu dieser Zeit so viele Veränderungen in dem weiblichen Wesen vorgegangen sind. Ihre Taufe ward nicht weniger von den glücklichsten Zeichen begleitet. An demselben Tage sah Glaukops, ihr Pathe, zum ersten die Pulcheria, welche zu gleichem Amte mit ihm erbeten war. Er sah sie an, und sie antwortete ihm mit eben diesem Blicke, und mit dieser lächelnden Gebärde, welche man hernach an der Iris selbst von ihrer Jugend an zu bewundern gefunden. Dieser Tag war seinem Glücke fast zureichend; in der dritten Stunde des Nachmittags, als sie zum Taufsteine treten wollten, reichte er ihr noch die Hand mit Zittern, und um die eilfte, da man bald nach Hause gehen wollte, küßte er sie schon auf die Lippen. Aus diesen Zeichen nun schlossen die Eltern der Iris, daß ihr Kind einmal eine sehr liebenswürdige Person werden würde. Noch mehr aber hatten sie Ursache, dieses daraus zu schließen, weil sie selbst beyde liebenswürdig waren.

Sie versäumten daher nichts, was nur immer dazu gehöret, ein Kind so zu erziehen, daß es dereinst artig genennet werden kann. Und sie wurden hierzu desto leichter angetrieben, weil nach der heutigen Glückseligkeit unsrer Zeiten die Artigkeit ohne große Sorgfalt und Mühe der Eltern erlangt wird, und es mehr Mühe zu kosten scheint, zu machen, daß eine junge Pflanze in ihrem Wachstume nicht artig wird; als sie zu dem artigsten Bäumchen von der Welt zu machen. Anfangs wurden die Sorgen der Aufzziehung einer guten Amme übergeben, welche auf Empfehl einer glaubwürdigen Person zu diesem wichtigen Amte berufen ward. Diese brachte unsrer jungen Iris die zwey nöthigsten Dinge des menschlichen Lebens bey, so bald das Kind nur dazu geschickt war, nämlich reden und essen. Ehe aber die Stieder desselben stark genug geworden, dergleichen Lehren genugsam anzunehmen, hielt sie weislich dafür, daß man sich dieses Zwischenraumes, andre nützliche Dinge zu erlernen, bedienen mußte. Sie belehrte daher unsre Iris, wie man insonderheit jungen Mannspersonen mit einem freundlichen Lächeln begegnen, ihnen Küsse mit der Hand zuwerfen, oder sie wirklich küssen müsse. So wenig flossen auch die zärtlichsten Jahre der Iris mit einem schädlichen Müßiggange vorbei. Es war demnach kein Wunder, wenn Iris in ihrer Sprache bis in ihr zehntes Jahr beständig ein den Kindern sehr wohl anstehendes Lallen behielt, daß man desto mehr Zeitvertreib in der Unterredung mit ihr hatte, weil sie einem das Vergnügen ließ, das meiste, was sie sagte, mehr

mehr zu errathen, als deutlicher zu hören. Sie faßte auch, nebst der reinen Mundart ihrer Geburtsstadt, von welcher sich zu entfernen etwas gezwungenes seyn würde, die bekanntesten Redensarten im Umgange, außer daß sie noch einige ihrer Amme eignen Wörter hinzuthat, und auf eben die Art aussprechen lernte, wie es jene gethan. Insonderheit wußte sie: Ihre Dienerinn, sehr wohl zu sprechen. Ja in ihrem vierten Jahre brachte sie zu jedermanns Bewunderung einmal unversehens das scharfsinnige Wort hervor: Zieren sie sich doch nicht so. Ueberhaupt bemerkten ihre Eltern und übrigen geehrtesten Anverwandten in ihrem Reden so viel artiges, daß sie niemals weder ja noch nein sagte, daß dieselben es nicht für ein sonderbares Kennzeichen ihres Verstandes auslegten: Wie es denn freylich also recht und billig ist. Denn der Verstand und die Rede sind die beyden Dinge, welche uns von den Thieren unterscheiden, und eine so große Kluft zwischen ihnen befestigen, als zwischen Himmel und Erde ist. Es ist also recht gründlich gethan, wenn man eines für das Kennzeichen des andern annimmt, weil kein einziges unter den Thieren, außer dem Papagoy und einigen andern Vögeln, welche es doch erst von den Menschen erlernen müssen, ein so deutliches Ja und Nein wird aussprechen, als es auch Kinder zu thun vermögen. Iris redete also, weil sie Verstand hatte; und hatte Verstand, weil sie redete. Wie sich denn ihr Verstand unter andern auch daraus schließen läßt, daß sie an Caffee und Karten, nächst dem Puzze, von ihren zartesten Jahren ihre Lust und

Freude hatte. Sie begehrte allezeit den Caffee, so oft sie nur welchen trinken sah, in ihrer zarten Kindheit mit dem größten Ungestüme, ob sie gleich hernach bey ihren herannahenden Jahren diesen allzubestigten Eifer fahren ließ, und insonderheit in Gesellschaft ihr Löffelchen sehr zeitig, quer über die Tasse legte. Die Karten aber waren ihr ganzes Labfal, und man konnte sie von denselben niemals hinweg bringen, daß sie nicht Thränen vergossen hätte. Sie mußte auch alle Blätter darinnen mit sehr großer Geschicklichkeit zu nennen, welche Probe ihres guten Kopfs ihre wertheften Eltern desto mehr aufmunterten, sie in den schönen Wissenschaften des Frauenzimmers etwas rechtschaffnes thun zu lassen.

Denn ihr Lehrmeister im Tanzen war Herr Springfuß. Auf dem Clavier unterrichtete sie Herr Schnellfinger. Und das Französische nebst andern guten Lehren brachte ihr Mademoiselle Babil, eine geschickte Französin, bey. Die zwo wichtigsten Sprachen aber lernte sie von ihrer Frau Mutter selbst, deren unermüdeter Fleiß unsere Iris! bey herannahenden Jahren noch immer rühmen muß; Ob sie gleich sich selbst mit Rechte so viele Geschicklichkeit zuschreiben kann, daß sie in diesen letztern meistens von sich selbst gelernet, und schon begriffen, ehe sie noch gelehret worden. Diese zwo Sprachen aber waren die Sprache der Augen, und die Sprache des Fächers. Hiernächst hat ihre werthefte Frau Mutter sie auch im Lomerspiele mit aller gehörigen, ja möglichen Sorgfalt unterrichtet. Ueberhaupt brachte es unsre Iris in allen diesen Künsten ziemlich

lich weit. Im Tanzen nahm sie ganz wunderbarer Weise zu; denn sie hatte eine große Begierde mit wohlgewachsenen und artigen Cavalieren nicht allein zu tanzen, sondern auch, wenn sich die Gelegenheit ereignete, allen ihren Gespielinnen den Preis darinnen abzugewinnen. In der Geschicklichkeit, auf dem Claviere zu spielen, würde sie zu einiger Vollkommenheit gelangt seyn, wenn sie nicht in ihrem achtzehnten Jahre einen Mann genommen hätte. Aber die vergnügte Kürze ihres Jungfernstandes ließ nicht zu, daß sie sich in einer so weitläufigen Kunst hätte feste setzen wollen. Was die französische Sprache betrifft, so hat sie sich nicht nach der verderblichen Art unster Zeiten, welche alle Frauenzimmer zu Gelehrten machen wollen, so weit darinnen verstieg, daß sie die edle Zeit hernach mit dem Lesen verdrießlicher Sittenlehren verschwendet hätte. Sie hätte zwar gewünscht, daß sie der vortrefflichen Romanen wegen französische Bücher hätte lesen können; unterdessen sah sie doch, daß dieses ohne größern Zeitverlust nicht würde geschehen können, und begnügte sich also bloß, diesen edlen Zeitvertreib in deutschen Büchern zu suchen, wo er sich ihr ohne Mühe und mit weit wenigern Kosten anboth. Was aber das Reden im Französischen betrifft: So hatte sie die Aussprache davon so schön begriffen, daß sie alle Sylben auf das artigste und zärtlichste, und als ob sie in Frankreich selbst gebohren wäre, aussprach. Sprechen aber konnte sie nicht so gut, als aussprechen. Indem sie nur etliche wenige auswendig gelernte Formeln redete. Am allerfertigsten aber begriff sie dasjenige, was

was ihr von ihrer werthesten Frau Mutter beygebracht ward, theils wegen ihrer natürlichen Lust dazu, theils auch wegen der sonderbaren Geschicklichkeit derselben, so daß man wohl sah, daß niemand von ihren Lehrmeistern oder Lehrmeisterinnen, dieselbe hlerinnen übertroffen.

Einige ihrer Nebenstunden hat sie dem Schreiben und Lesen, und andern Dingen, die zur Schule gehören, gewidmet. Sie hatte den Vorsatz, alles dieses in ordentlichen Stunden täglich zu treiben, auch einen Lehrmeister dazu angenommen. Aber die täglichen Besuche, und die unermüdete Bemühung ihrer Eltern, ihr immer neues Vergnügen zu machen, haben sie abgehalten, diesen Stunden ordentlich beyzuwohnen. Gleichwohl hat sie es so weit gebracht, daß sie einen galanten Brief, denn einen andern hat sie niemals geschrieben, abschreiben konnte, wie ich denn selbst den Zeuge seyn kann, daß sie einige Briefe von einem jungen Menschen, auf die sie mir eine Antwort zu entwerfen auftrug, hernach nach meinem Entwurfe mit eigner Hand auf das artigste beantwortet.

Es ist niemals ein Leben, welches ganz ohne Gefahr vollbracht würde. Wenn wir bedenken, wie viel Dinge in der Natur gegen unser Leben, theils öffentliche, theils verborgne und tückische Feindschaften ausüben: So muß uns nothwendig, insonderheit in der Kindheit, jeglicher Mensch vorkommen, als ob ein scharfes Schwert an einem dünnen Faden über seinem Haupte hänge. Bey jeglichem Tritte, den wir thun, ist es möglich, daß wir ausgleiten und fal-

fallen. Die Armen unsrer Wärterinnen sind keine so sichern und festgegründeten Stützen, daß uns nicht ein jäher Zufall einmal aus denselben herabstürzen könnte. Alles hat Gefahr für uns, alles drohet uns zu verlesen: Und da wir auf unsrer Hut seyn sollten; so fordern wir noch dazu unsre Feinde durch Verwegenheit und Unvorsichtigkeit heraus, und die wilde Jugend, welche doch auf dem ebensten Wege noch leicht genug fallen kann, waget am leichtesten Schritte; die sich auch der festeste Fuß kaum getrauen würde zu thun. Es ist also nicht zu verwundern, wenn ich von unsrer Iris ebenfalls nicht schreiben kann, ohne an eine und die andre sonderbare Gefahr, die sie ausgestanden hat, zu gedenken. Besonders ist Iris zweymal in ihrer Jugend in Lebensgefahr gewesen. Das erstemal im dritten Jahre ihres Alters, da sie von Wohlthaten krank ward. Indem die gutthätige Frengelbigkeit ihrer Frau Mutter und einiger Freundsinnen von derselben ihr so viel Confect zu essen, und Wein zu trinken gab, daß der schwache Magen dieses Kindes bey der Gutwilligkeit seiner Gönnerinnen nicht zureichte und davon überfüllt ward, worüber unsre Iris in einen so franken Zustand verfiel, daß eben die Hände ihrer Wohlthäterinnen, die sich vorher ein großes Vergnügen gemacht hatten, ihr dergleichen süße Nahrung zu reichen, nunmehr voller Angst, und mit einer fast zu späten Reue sich zu winden, und in einander zu schlagen anfangen, und kaum geschäftig genug seyn konnten, wieder zurechte zu bringen, was sie zuvor verderbet hatten.

Das

Das andremal versiel sie in eine noch weit schwere-
rere Krankheit, als ihr der unbillige Eigensinn ihrer
Auffseherinn, welche doch sonst sehr klug war, und ihr
nichts abzuschlagen pflegte, versagte, einen Fuß anzu-
ziehen, welchen sie dennoch aus sonderbarer Liebe zu
der weiblichen Keulichkeit und Artigkeit eifrigst an-
zuziehen begehrte. Es würde auch wohl aus Aer-
gerniß ihr schwaches Lebenslicht verloschen seyn, wenn
ihre Frau Mutter nicht, so bald es ihr hinterbracht
worden, mit zärtlicher Vorsicht diesen Fehler ver-
bessert, die Auffseherinn ausgemachet, dem Kinde aber
seine unschuldige Bitte gewähret hätte.

Dieses waren also die Bemühungen und Um-
stände ihres zartesten Alters, wobey es nicht zu ver-
wundern ist, daß sie das allerartigste Kind und die
Hoffnung der künftigen Zeiten gewesen. Denn sie war
überaus gesprächig und plauderte alles, was ihr nur
in die Gedanken kommen konnte, mit der feinsten Art
heraus. Sie sieng auch allmählich schon an, von die-
ser oder jener Person, die ihr bekannt war, mit einer
scharffsinnigen Spitzfindigkeit zu reden, ihre Geberden
nachzumachen, ihre Art zu sprechen auszudrücken, und
allerley kleine Geschichte zu erzählen. Sie hörte sehr
gern, wenn sie gelobet ward, und ihre Brust streckte
sich, bey der geringsten Schmeichelen, die man ihr
machte, weit vor ihre Schultern hervor, welche sich
alsdenn zurück begeben mußten. Sie zeigte auch so
viel Begierde nach Lobe, daß es sie so gar verdroß,
wenn sie nicht genug gelobet wurde, und daß ihr zu-
weilen, wenn das Glück ihren Gespielinnen günstiger
war, die Thränen in den Augen stunden. Inson-
der-

Verheit achtete sie auf das Lob der Mannspersonen, und sie wußte schon zu dieser Zeit eine Wahl unter Ihnen zu treffen, daß ihr immer einer mehr gefiel, als der andre. Ihre Blicke sprachen schon von etwas, das ihr Herz doch in diesem Alter nicht fähig war zu denken. Ja sie küßte schon damalen gern, und schon damalen lieber allein, als in einer öffentlichen Gesellschaft; wie sie denn einer der damaligen artigsten Herrn dessentwegen mit diesen Versen beschenkte:

Inbegriff der Lieblichkeiten,
 Schönes Kind, das mich ergeßt,
 Wenn es in die schlanken Seiten
 Stolz die steifen Arme setzt;
 Küsse, weil dir noch zu küssen
 Deine Mutter selbst vergönnt;
 Eh du wirst erröthen müssen,
 Wenn dich jemand reizend nennt;
 Eh dein Mund so manchen Kuß
 Wünschen, doch versagen muß.

Kurz, Iris that schon in ihren zartesten Jahren, was man erst von einem reifern Alter vermuthen konnte.

Da nun die Rosen noch in ihren Knospen so schön waren, wie schön mußten sie nicht alsdenn seyn, da sie aufblühten. Iris trat nunmehr in ihr zehntes Jahr, und wenigstens in ihren Gedanken zugleich mit in die Reihe der erwachsenen Frauenzimmer. Sie gieng keine Treppe hinunter, daß ihr nicht eine Mannsperson, wenn eine zugegen war, die Hand bieten mußte, wo sie es nicht für eine Beleidigung annehmen sollte. Sie ließ sich gern mit einem Liebsten

ver-

veriren, sie betrachtete die Mannspersonen, und wollte doch nicht das Ansehen haben, als ob sie sie betrachtete. Sie untersuchte sich selbst vor dem Spiegel. Sie lernte ganze Stunden vor demselben zubringen. Sie spielte mit den Blicken. Sie verlangte Ehrfurcht von dem andern Geschlechte. Ihr Mund, welcher sich nunmehr schämte, etwas dergleichen zu reden, als sie in ihren Kinderjahren geredet hatte, und gleichwohl nichts, das besser gewesen wäre, zu reden wußte, fing an, mit seinen Worten geiziger zu werden; und, welches ein Kennzeichen ist, wie sehr sie die guten Eigenschaften ihrer Seele verhüllet, ihr Auge sagte allen Menschen, daß sie Verstand hätte, aber so bald sie den Mund aufthat, so schien es, als ob dieser es leugnen wollte. Nichts aber war erwachsener an ihr, als ihr Herz. Ja, sie befriedigte sich nicht einmal mit denenjenigen Bewegungen, die ihr die gütige Natur von sich selbst ins Herz geleet hatte; sondern sie bemühte sich auch auf alle Art und Weise dieselben zu stärken und zu vergrößern, indem sie einen guten Theil der artigsten und verliebtesten Romane las. Diese Schule der Zärtlichkeit erweichte ihr Herz, und überwand alle natürliche Härteigkeit derselben auf eine ganz außerordentliche Weise. Im zehnten Jahre wünschte sie sich schon Anbether, und machte sich gefaßt, wie sie ihnen begegnen wollte, und es schien, als ob auch das Glück lieben gelernt hätte, und den Wünschen einer so reizenden Person nicht widerstehen könnte. Denn in ihrem zwölften Jahre hatten ihre Augen sich schon mehr, als einen Sklaven, unterwürfig gemacht. Es geschah damals ungefähr,

ungefähr, da man Stoffe mit großen Blumenbüscheln gleichsam besäet zu tragen anfing. Damals zeigte sich erst ihr Eifer, von keiner Person ihres Geschlechtes übertroffen zu seyn. Denn sie ließ nicht nach, ihre werthesten Eltern mit Bitten und Flehen ja zuweilen mit Thränen anzugehen, daß sie doch ja niemanden ihres Alters ihr in dieser neuen Göttertracht, in welcher sie gleichsam als eine Flora auszuweisen hoffte, zuvorkommen lassen möchten. Ungeachtet ihre beyderseits geehrtesten Eltern sehr viele Zärtlichkeit für sie hatten, so erweckten doch die Natur und die Klugheit, welche ihnen so viel Unkosten zu machen wiederriethen, einen sehr großen Streit in ihnen, welcher nicht anders gestillt werden konnte, als bis die Thränen ihrer geliebtesten Jungfer Tochter, der Liebe ihrer Eltern zu Hülfe kamen und die Klugheit überwand. Dieses große Kennzeichen der Liebe ihrer Eltern erweckte in ihrer tugendhaften Tochter eine so wunderbare Dankbarkeit, daß sie nach diesem denselben nicht leicht wiederum um einiges Stück ihres Fußes ansprach, sondern ihre eigne Schönheit war ihr, in den folgenden Jahren, an Eltern statt, und brachte ihr so vielen prächtigen Fuß zuwege, als man von der prächtigsten ihrer Zeiten kaum gesehen hat. Man muß ihr auch dieses zum größten Ruhme nachsagen, daß sie niemals ein Geschenk, wenn sie es auch von der liebenswürdigsten Mannsperson erhalten hätte, theurer, als mit einem Blicke, oder mit der Erlaubniß, ihre Hand zu küssen, bezahlt. Denn ob gleich ihr Herz von sehr weichem Zeuge gemacht war, und gleichsam einen Sieger zu wünschen

R

und

und zu erwarten schien: So wachte doch die Gewissenhaftigkeit ihres Geschlechts, welche nicht gebethen, sondern gezwungen seyn will, über ihre Tugend, und dieselbe blieb unerobert; weil sie nur blöde Bekrieger fand. Diesen Stand der Jungferschaft trug sie bis in ihr achtzehntes Jahr, und niemals hat es ihr in dieser Zeit an einem Anbether gefehlet. Ihre reizenden Blicke fanden jeden Tag eine neue Person, die ihr Glück aus den Augen derselben erwartete. Eben so geht die Sonne täglich auf und unter, und bescheinet täglich das Fest eines andern Heiligen, als dessen, der am vorhergehenden Tage im Calendar gestanden hat. So viel sie aber Anbether gehabt, so hat sie doch niemals geliebet. Denn da sie ihre Pflichten gegen sich selbst kannte, und wußte, daß sie selbst diejenige Person wäre, welche am meisten von ihr geliebet zu werden verdiente, so hielt sie es für unbillig und ungerecht gegen sich selbst, wenn sie sich in ihrem Herzen einen andern an die Seite setzen sollte, der ihre Liebe mit ihr theilte. Ob sie aber gleich niemals geliebet hat; so hat sie sich doch verheirathet. Dieses ist der kleinste Umstand in ihrem Leben, welcher kaum angemerket zu werden verdienet. Denn er hat weder ihre Sitten, noch ihr Herz, noch ihre Schönheit, verändert, noch ihren Blicken engere Schranken gesetzt, noch ihre Eroberungen der Herzen vermindert; so daß ich sicher schließen darf, als ob ich hier ihren ganzen Lebenslauf, auch denjenigen, den sie noch nicht vollbracht hat, schon geschrieben hätte. Eben so hat man aus dem bisherigen Lebenslaufe der Sonne ihres

ihres künftigen schon dergestalt voraus bestimmt, daß man ganze hundert Jahre voraus sagen kann, was derselben begegnen werde. Und dieser Lebenslauf, den ich geschrieben habe, machet, nachdem Iris zu ihrer Vollkommenheit gelanget, gleichsam einen immerwährenden Kalender aus, in welchem der Tod ihres Mannes ein außerordentlicher Festtag seyn wird. Das Ende ihrer Schönheit aber gehöret nicht hinein; weil es ihren Lebenslauf nicht vollständiger machen, sondern nur beschließen wird.

* * * * *

Wider die Sehnsucht nach zeitlichen Vorthheilen.

Sanfte Ruhe kluger Seelen,
Die kein Schattenspiel bewegt,
Die sich nicht mit Wünschen quälen,
Die der Mangel stets erregt;
Holde Freundinn, deinen Lehren
Unterwirft sich meine Brust;
Denn, dich ewig zu verehren,
Bringt mir Vortheil, Ruhm und Lust.
Lehre mich das Nichts verachten,
Das aus todtem Erzte bligt,
Und allein nach Wahrheit schmachten,
Deren Stral der Seele nügt.
Hilf mir durch der Weisheit Waffen,
Wenn mein Herz rebellisch schlägt,
Ueber mich den Sieg verschaffen,
Der den größten Ruhm erregt.

Sieht man Sklaven wider Sinnen,
 Durch Begierden ohne Zahl,
 Ein gewisser Loos gewinnen,
 Als Betrug, und Neid und Qual?
 Rein, der Trieb nach eiteln Gütern,
 Der aus Furcht und Mißgunst quillt,
 Wird bey niedrigen Gemüthern
 Stets erbißt, und nie gestillt.

Die ihr frech nach Titeln klettert,
 Bittert stets vor Glück und Neid!
 Wenn der Schmeichler euch vergöttert,
 Seyd ihr nicht vom Falle weit.
 Was für List, Betrug und Lügen,
 Braucht die Ehrsucht, die euch firrt,
 Bis, durch Unrecht und Betrügen,
 Eure Schande prächtig wird.

Besser in verborgnen Gründen,
 Nicht nach Schatten rasend thun,
 In sich selbst sein Glücke finden,
 Ohne Geiz, und Ehrsucht ruhn;
 Besser weit von morschen Thronen,
 Sich bey seiner Unschuld freyn,
 Und zu hoch für Reider wohnen,
 Als des Höbels Abgott seyn.

Bücher, die zum Denken taugen,
 Lieder reiner Zärtlichkeit,
 Meiner braunen Chloris Augen,
 Die mein Herz halb sucht, halb scheut;
 Ein vom Fluch befrejter Bissen,
 Den mein Mund gesund verzehrt,
 Und mein lachendes Gewissen,
 Sind zehn Silberflotten werth.

Ich darf keiner Untreu suchen,
Keine Bosheit macht mir Schmerz;
Denn die Freunde, die mich suchen,
Suchen bloß mein treues Herz.
Ich verlache manchen Praffer,
Der sein Herz um Wind vertauscht;
Weil mein Becher voller Wasser
Keines Schmeichlers Haupt berauscht.

Reichet, Schwelger, in Pallästen,
Wo der Schweiß der Armen klebt,
Auf den Tafeln euern Gästen,
Was im Wald und Meere lebt!
Sucht, bey schäumenden Geschirren,
Innre Martern eurer Brust,
Durch das Lärmen zu verwirren!
Dennoch fühlt ihr keine Lust.

Unschuld, Freundschaft und Vertrauen,
Lieb und Wahrheit fliehn vor euch;
Nach dem Schlimmen macht das Grauen
Nur die Schaar der Aerzte reich;
Und der Tod, vor dessen Spuhren
Euer Herz erbebt und stockt,
Wird, durch theure Goldinturen,
Nur geschwinder angelockt.

O, wie macht ein schlecht Gerüchte,
Wenn Horaz bey'm Teller liegt,
O, wie machen wenig Früchte
Mich, und meinen Freund vergnügt!
Ernst und Scherz kann uns entzücken,
Und der Arzt wird nie begehrt,
Unsre Körper auszussicken,
Die die Mäßigkeit ernährt.

Wider die Sehnsucht 2c.

Weit von schlüpfrigen Geschäften,
 Ist mein Geist doch stets bemüht,
 Daß die Welt von seinen Kräften
 Einen stillen Vortheil zieht.
 Ich belohne meine Mäusen,
 Wenn sie Stadt und Hof vergift,
 Wenn der Richter in dem Busen
 Nur mit mir zufrieden ist.

Die Veränderung aller Sachen,
 Weiter Staaten Flor und Fall,
 Wird mich niemals zitternd machen;
 Denn mein Glück wohnt überall.
 Kein Gewichte blanker Schätze
 Zieht mich von dem Himmel ab;
 Und wenn ich mich recht ergehe,
 Denk ich ruhig an mein Grab.

Frey vom Reide, frey von Sorgen,
 Schlaf ich ruhig durch die Nacht;
 Denn ich weiß, daß mich kein Morgen,
 Durch die Räuber, ärmer macht.
 Chloris ist mein größter Kummer;
 Da sie mich nur lachend hört:
 Wird, durch sie allein, mein Schlummer
 Lebhaft, doch vergnügt, gestört.

2.



An

An den Herausgeber der Belustigungen.

Mein Herr,

Etwas gar wichtiges, aber ganz geheimes, habe ich Ihnen zu sagen. Ich wollte mir ein Plätzchen, in Ihren Belustigungen ausbeuten haben. Sehen Sie wohl, daß ich es wie die kleinen Kinder mache, die ihrem Vater dasjenige mit einer ängstlichen Gesichtstellung ins Ohr sagen, was sie gern haben möchten, und nicht leicht hoffen dürfen? Ich weis wohl, daß Sie eben nicht zu unbarmherzig sind, mir in dieser Bitte zu willfahren; wenn nur sonst nichts Bedenkliches dabey wäre. Ich schicke Ihnen nichts erdichtetes, nichts galantes, nichts philosophisches; nein, einen wahrhaften Brief an einen meiner guten Freunde. Werfen Sie mir nicht ein, daß dieser auf die Post gehöre; denn ich bin bereit, Ihnen diesen Gewissenszweifel zu benehmen. Es ist geschehen, was Sie sagen wollten. Schon vor vier Wochen habe ich ihn mit einem reitenden Postillion fortgeschickt; bis diesen Augenblick aber auf Antwort, leider! vergebens gewartet. Deswegen, verlangt er nun einen Platz in den Belustigungen des Verstandes und des Witzes. Ich bin auf den Einfall gerathen, ihn, dieser - - Monatschrift einzuverleiben; in der Absicht, meinen Freund vor der ganzen

ganzen Welt zu verklagen, und ihn also zur Beantwortung meines Schreibens zu nöthigen. Wundern Sie sich nicht über die Fruchtbarkeit meines Wises? Mich dünkt, Sie fahren fort, saurer zu sehen. Sagen Sie es nur frey heraus. Sie denken, ich wollte Ihre . . . Monatschrift, zu einem Zeitungsblatte oder zu einer öffentlichen Anzeige machen, in die man das verlohrene oder das vermiste zu setzen pfleget: aber, Sie sind unbillig, wenn Sie so denken; Parteilich hätte ich bald gesagt. Sie haben den Endzweck, den Wisz und den Verstand Ihrer Leser zu belustigen. Diejenigen, deren gelehrte Arbeiten Sie herausgeben, haben wohl nur in so fern mit Ihnen einen gleichen Endzweck, als sie Ihnen ihre belustigende Gedanken zukommen lassen. Dem Urheber der Doris, und dem Abwesenden, der die schöne Calliste besungen hat, dürfen Sie es nur unter die Augen sagen, daß ich sie für verliebt halte. Ich weis auch, Sie sind meiner Meinung. Können Sie sich aber einbilden, daß diese beyden Dichter Ihren Lesern, oder Ihnen zugeworfen verliebt sind? Ihnen wieder ins Ohr gesagt: ich glaube, daß sie die Doris und die Calliste darum so reizend besungen haben, sie entweder erst verliebt, oder wenn sie es schon ist, noch verliebter zu machen. Mit einem Worte, ich glaube, daß sie Ihnen diese Verstand und Wisz belustigenden Gedanken darum mitgetheilet haben; weil sie fest geglaubt, ihre Schönen würden sie in Ihrer . . . Monatschrift zu lesen bekommen. Erlauben Sie mir, daß ich meinen guten Freund an die Stelle

Stelle der besungenen Calliste setze. Ich sage es Ihnen ganz treuherzig. Ich wünsche mir darum ein Plätzchen in Ihrer Monatschrift, weil ich weiß, mein Freund liest sie vor allen andern. Ihre übrigen Leser werden dabey keinen Schaden haben. Sie werden sich wenigstens an dem Einfalle erlustigen können, der ihnen einen unerdichteten Brief an einen guten Freund, da, wo sie es wohl nicht gedacht haben, zu lesen giebt. Sehen Sie, mein Herr! das hätten Sie wohl nicht gedacht, daß ich Sie so in die Enge treiben würde. Haben Sie noch etwas einzuwenden? lesen Sie meinen Brief! ———

Sie haben nichts gewonnen, mein Herr! Ich weiß, was Sie sagen wollen. Mein Brief ist Ihnen unverständlich; aber er soll es nicht länger seyn. Da haben Sie alles, was ihn deutlich machen kann. Zwen Jahre sind es, seit dem ich von diesem meinem guten Freunde getrennt bin. Vor der Zeit waren wir unverrückt beisammen. Während unsrer Trennung, unterhielten wir unsre Freundschaft, durch Briefe, bis ungefähr vor einem halben Jahre. Da erhielt ich von meinem Freunde, dem ich das meiste meiner poetischen Gelehrsamkeit zu danken habe, ein Schreiben, in welchem er mir seine nahe Verheirathung bekannt machte; zugleich aber ein Hochzeitgedichte von mir verlangte. Zu meinem Verdruße, traf mich dieser Brief in großer Zerstreung an. Ich war krank; ich hatte meine bisherige Wohnung verändert; kurz, ich hatte so viel Hindernisse, daß ich meinem liebsten Freunde die Antwort sehr lange schuldig bleiben mußte. Sie wis-

sen es bereits, daß ich, erst vor vier Wochen, diesen Brief an ihn habe schreiben können. Ich weis, nun verstehen Sie ihn. Ob ich meinem guten Freunde dadurch, daß ich Ihnen diesen Brief überschiere, unrecht thue, dafür will ich stehen. Ich weis, er hat so viel Hindernisse nicht, mich vier Wochen auf Antwort warten zu lassen, als ich! hatte, ihm die Antwort fast ein halbes Jahr schuldig zu bleiben. Mit Recht verklage ich dich, mein Freund! bey allen, die dieses lesen werden. Ich werde dich noch heftiger angreifen, wo du mich nicht in Kurzem befriedigen wirst. Leben Sie wohl, mein Herr! ich habe nichts mehr zu schreiben; denn es versteht sich nun, daß ich alles, was ich Ihnen überschiere (und überschicken werde) unter den Belustigungen des Verstandes und des Wises lesen werde. Meinen Namen erfahren Sie diesmal keinesweges, ob ich gleich nichts zu bedenken hätte, Sie denselben wissen zu lassen. Die Mode des keuschen, vorsichtigen und weisen Herausgebers der Güntherischen Gedichte, zu Breslau, gefällt mir recht wohl. Ich bin, wenn Sie thun, was ich haben will, Ihr gehorsamster Diener und heisse

Aus dem Herzogthume Magdeburg.

S . .



Schreis

* * * * *

Schreiben an einen guten Freund.

Wom Elbstrand kömme dieß Blatt, gelehrt und kluger
Freund,
Um den mein treues Herz bald seit zwey Jahren
weint,

Vom Elbstrand, wo dich noch so mancher Schäfer ehret,
Der deinem Seytenspiel ein Jahrlang zugehöret.

Besinn dich, kennst du mich? ich bin aus jener Zahl,
Die dir durch Wort u. Scherz manch Abendstündchen stahl,
Und dich, wenn dir der Reid die Leyer muthlos machte,
Durch manche Schmeicheley, den Mufen wiederbrachte.
Enterpe, sag ihm doch, wer ich vor allen sey.

Bring ihm des Briefes Zweck und dessen Absicht bey!
Sag ihm, ich sey ein Freund, der ihn aus Noth betrübet,
Und sich ist um sein Herz die zweyte Mühe giebet.

Mehr nicht! nun kennt er mich. Mein R = zürnest du?
Ach! ich gesteh die Schuld; ich geb es willig zu,
Daß mich dein zorniger Ernst verlassungswürdig nennet,
Und mir nicht forner Theil, an deiner Freundschaft, gönnet.
Wär ich, mit Vorbedacht, in meiner izzgen Schuld;
Ich selbst verbörthe dir die mindeste Geduld.

Ich selbst vermöchte dich, den Wankelmuth zu hassen,
Der dich so ungerecht, so treulos fahren lassen.

Allein, so schwör ich dir, mit Herz und Hand und Mund
Bey meiner Eltern Heil, und unserm alten Hund,

Daß

Daß meine Redlichkeit von keinem Abgang wisse,
 Und dich, noch ist so treu, als vor zwey Jahren, küsse.
 Traust du dem Schwure nicht; so sollen Baum und Stein,
 Und Thal und Berg und Flur, der Unschuld Zeugen seyn.
 Frag unsre Nymphen aus, wie oft sie an den Linden,
 Dein Namenszeichen sehn; und eingerissen finden.
 Ich treib an keinen Fluß; das erste Haberrohr
 Singt ihm ein Trauerlied von unsrer Trennung vor.
 Ich komm in keinen Hayn; im ersten meiner Lieder
 Schallt dein erhöhter Nam aus Strauch u. Försten wieder.
 O! wirf den Zweifel hin, der meine Treu verklagt,
 Und mir, in deiner Brust, den alten Plaz versagt.
 Was kann ich denn dafür, wenn tausend Hinderungen,
 Zur mindsten Freundschaftspflicht, Zeit, Kraft und Ruh
 verbrungen.

Wenn Krankheit, Ueberdruß, Bekümmerniß und Flucht,
 Dem Triebe meiner Treu zu widerstehn gesucht?
 Ich weiß, was ich empfand, und was dieß Herz gelitten,
 Als Treu und Redlichkeit mit so viel Feinden stritten.
 Wie gern hätt ich dir doch ein Wirthenlied geschickt,
 Und den Verlobungsstrauß mit Lorbern ausgeschmückt,
 Wär mir des Körpers Schmerz nicht zu geschärft gewesen,
 Und wär ich nicht zu spät, zu mangelhaft genesen.
 Raum eilt ich, voller Lust, von der bewußten Höh,
 So ward die Freude krank, so traf den Leib ein Weh,
 Den Geist Verdruß und Gram, dadurch es auch geschahen,
 Daß ich, bis diesen Tag, kein S = = = gesehen.
 Wie oft ergriff ich doch, mit ungewisser Hand,
 Die Feder, die dir ist dieß Freundschaftsblatt gesandt;
 Wie oft mußt ich sie doch, der Leibeschwachheit wegen,
 Eh ich zwu Zeilen schrieb, schon wieder seitwärts legen!
 Ich

Ich bitte bey dem Ruß, mit dem Louise speißt,
 Bey allem, was an ihr dein kluges Wählen preißt,
 Vergib mir ein Versehen, daß mir, bey deinem Schmollen,
 Bis ich weder Ruh noch Freude gönnen wollen.
 Prüf meine Redlichkeit nur noch ein einzigmal,
 Betriegt sie dich alsdann; so gönn ich ihr die Qual,
 Die den Prometheus drückt; so wünsch ich ihr die Raben,
 Die dem, mit Ungstüm, nach Herz und Leber graben.
 Mein Eifer ist gerecht, es schmerzt mich in der Brust,
 Wenn ich verdächtig bin, da mir kein Trug bewußt.
 Wenn mich des Glückes Scherz fast allen, die mich lieben,
 Da mich kein Meyneid kennt, treulos und falsch beschrieben.
 Doch, Freund, was schreib ich mehr? ich kenne dich zu gut,
 Wie treu du lieben kannst: drum faß ich frischen Muth,
 Und glaube voller Trost, und lerne fröhlich denken:
 Du wollest mir dein Herz, aus Mitleid wieder schenken.
 Wie angenehm, wie süß schmeckt der Versöhnungskuß?
 Wie? irr ich? schmeckt ich ihn? o stärkender Genuß!
 Euterpe, komm zurück! erhöh und spann die Seyten,
 Nun soll es fröhlich gehn, nun sollst du Ruhm erbeuten.
 Das erste Lied bring dem, der sich versöhnen ließ,
 Und mir, nach langer Pein, ein Herz voll Treue, wies.
 Das zweyte weiß ich der, der er sein Herz verschrieben;
 Das dritte unserm Bund und treuerfüllten Lieben.
 Gehab dich wohl, mein Freund! mehr schreib ich ich nicht,
 Du weißt, wenn dich mein Vers vertraulich wieder spricht.



Gedan.



* * * * *

Gedanken über die Verleumdung und die Spötterey.

Man kann es nicht leugnen, daß in der Welt mehr gelästert, als gelobet wird. Dieß ist eine Erfahrung, von der wir die Ursache so suchen wollen. Ist es Vorthail? Ist es überlegte Absicht? oder ist es ein Trieb, an welchem das Nachdenken kein Theil hat? Ich will nicht sagen, daß die erstern Quellen gar nicht sollten gefunden werden; aber sie sind unfehlbar die seltensten. Wenn wir die Fälle, dadurch wir uns durch die Verleumdung Nutzen zu stiften meynen, mit denen vergleichen, darinnen uns die Lobsprüche vortheilhaft werden können, so werden wir finden, daß uns der Eigennuß das Loben weit geläufiger machen sollte. Will Melissus etwa diesen Großen auf seine Seite bringen, daß er von dessen Widersacher böses redet? Er hat ja von ihm nichts zu hoffen. Will er sich etwa einen Nebenbuhler aus dem Wege schaffen, daß er von jenem Abwesenden so viel nachtheilige Dinge erzählt? Er ist ja sein Nebenbuhler nicht. Will er etwa die Zurechnung schädlicher Fehler von sich ablehnen, und auf einen andern wälzen, den er so schlimme Thaten Schuld giebt? Er steht ja mit ihm in gar keiner Gemeinschaft. Zu welchem Vorthelle lästert er denn?

Ich komme in eine Gesellschaft, die unter sich nicht mehr fremd ist. Ich höre loben und verleumben;

leumbden; aber mit sehr ungleicher Fertigkeit. Man spricht von einem angesehenen Manne; man spricht einiger maßen von ihm, wie es seine Verdienste erfordern. Allein es ist, ich weis nicht was für eine Trägheit und Frostigkeit in den Ausdrückungen, in den Erzählungen, in den Beschreibungen und in dem ganzen Vortrage. Man fängt an, von einem andern etwas nachtheiliges zu sagen; und so gleich äußert sich eine größere Hitze und Lebhaftigkeit. Ich bemerke absonderlich, daß die Lobsprüche fast immer nur allgemein sind. Man leget jemanden eine gute Eigenschaft bey, und erhebt sie. Die bösen Urtheile hergegen gehen weit mehr stückweise und aufs besondere. Man machet Charaktere; man erzählet Fälle und Umstände. Dort ist es eine Sittenlehre; hier ist es eine Historie. Man weis aber, wie viel Vorzug in Ansehung des Eindrucks bey den Menschen, so wie sie überhaupt sind, die Historie vor der Sittenlehre hat. Die Vorstellungen sind sinnlicher, rührender und stärker. Durchgehends finde ich, daß bey den mehresten Lobsprüchen die Ueberlegung, und fast bey allem Tadel der Trieb, wirksam ist. Welch eine ungleiche Wirksamkeit!

Es ist hier Zeit, daß ich einen Vorwurf wegräume, den man mir schon im Anfange hat machen können. Ich handele von der Verleumdung, von dem nachtheiligen Reden, und habe noch nicht gesagt, wie weit der Begriff derselben gehen soll. Man hat vermuthlich wenigstens wissen wollen, ob meine Betrachtungen bloß mit den erdichteten Lasterungen zu thun haben, oder ob sie auch diejenigen schlimmen

Nach-

Nachrichten und Urtheile, die wirklich gegründet sind, unter sich begreifen. Mich dünkt aber, daß es bisher noch nicht nothwendig gewesen, mich hierüber zu erklären, und daß ich dieser Unterscheidung vielleicht gar entbehren kann. Mein Zweck leidet wenig dabei. Ich will den Grund der Erfahrung untersuchen, welche uns die Menschen zum Verleumdern so fertig zeigt. Dieses werde ich erhalten, wenn ich erklären kann: Warum die Menschen mehr Vergnügen an dem Bösen, welches sie an andern wahrzunehmen meynen, als an dem Guten finden, und warum ihnen die Bekanntmachung des erstern mehr Lust verursachet, als des letztern. Ob dieses Böse Grund habe oder nicht, darum darf ich mich hier eigentlich nicht bekümmern; genug, daß es böse ist. Unterdessen leugne ich nicht, daß sich in dieser Absicht unter denen, die da lästern, eine große Verschiedenheit findet. Dieser erdichtet; jener vernimmt das Nachtheilige. Dieß ist der Unterschied. Beide aber erzählen es mit einer merklichen Lebhaftigkeit; diese haben sie miteinander gemein, und darauf gehen auch meine Betrachtungen.

Sehet hier eine Ursache, die man von Unserer Erfahrung angiebt: Die mehresten Leute reden böses von andern; und was sollen sie sonst reden? Sie wissen nichts. Diese Erklärung ist nicht gar vortheilhaft, aber sie ist doch an einem Theile wahr. Was für Stille in manchen Zusammenkünften! Was für abgebrochene Sätze! Was für magere Einfälle! Bis endlich eine glückliche Kühnheit die Banden zerreißt und fraget: Ob Creon wirklich den Schimpf

ben

Bei seiner Anwerbung erlitten? Ob Lucinde wirklich die Händel mit ihrer Magd gehabt, die man erzählen höre?

So viel Richtigkeit nun dieser Theil des angegebenen Grundes hat, so scheint doch daraus die Folge noch nicht gerechtfertiget zu seyn. Können diese Leute nicht eben so leicht tausend andre Dinge wissen, als das Böse von Creon und Lucinden? Können sie nicht daher eine eben so nahe Materie zum Reden nehmen? Warum kommen sie so natürlich, und gleichsam mit einem solchen Zuge auf die Handlungen anderer Menschen? Warum vornehmlich auf die bösen?

Wenn man die erstere von diesen beyden letztern Fragen unerörtert lassen will: So kann man vielleicht auf die andere eine Antwort geben, die ein ganz moralisches Ansehen hat: Wie verderbt ist die Welt! Wie viele Fehler sind unter den Menschen! Wie wenig wahres Gute! Wie wenig rechtschaffene Tugend! Laster, Unordnungen, Schwachheiten sind so allgemein, daß sie den geringen Vorrath des lobenswürdigen ganz überschwemmen und verschlingen. Also müssen notwendig die Reden, die auf das Verhalten der Menschen fallen, desto öfter das Böse, als das Gute treffen, je ungleicher die Menge von beyden ist.

Hiebey kann sich auch die Eitelkeit einmischen. Das Vorurtheil ist einmal fest gesetzt, daß sich mehr Böses als Gutes in der Welt findet. Es giebt unter den Sittenlehrern nicht wenige, die für diese Wahrheit mit großer Macht streiten, und sie besonders weit treiben. Die Esprits und die Rosche-soucaulds sind in diesem Stücke ungemein scharfsinnige Leute. Sie
 März. S schmäh

274 Gedanken über die Verleumdung

schmähen dem ganzen menschlichen Geschlechte. Sie zeigen uns alles von der schlimmen Seite. Wo wir nichts, als die glänzendsten Tugenden, sehen, da nehmen sie die Decke hinweg, und o Himmel, welche Mängel! welche Absichten! welche Bewegungssachen! welch ein lasterhafter Grund! Das ist eine gefährliche Einsicht; sie verwandelt allemal. Dennoch ist es eine Einsicht, und eine solche, die hochgeschätzt, die bewundert wird. Mit solcher Stärke des Geistes durch allen Schein hindurch brechen; in die Tiefe des menschlichen Herzens dringen; die Triebwerke der Handlungen wahrnehmen; den Lauf der Welt genau aus einander legen: das giebt ohne Zweifel den Ruhm eines mehr als gemeinen Verstandes. Sollte man aber nicht diesen Ruhm erhaschen können, ohne die vorhergehenden Geschicklichkeiten zu besitzen? Lasset uns nur böses sagen. Es ist doch alles unter den Menschen böse; folglich werden wir keinen Misgriff thun, ob wir gleich in diesem und jenem Falle keinen Grund wissen, warum wir das Böse für gewiß ausgeben. Wir halten also diese Vermuthung für so sicher, daß wir uns daraus alle die Ehre anmaßen, die einer vollständigen und scharfsinnigen Untersuchung gebühret.

Diese Art der Verleumdung beschäftigt sich absonderlich mit dem unbekanntem und verborgenen Bösen, oder mit der nachtheiligen Auslegung des Guten und Gleichgültigen. Sie hat also auch mehrentheils den Argwohn zur Begleitung, oder gar zur Quelle. Ich gebe es zu, man kann schlimme Muthmaßungen sagen, man kann sie als gewisse Nachrichten,
als

als gegründete Dinge sagen, und sie selbst nicht glauben. Aber es ist doch selten, daß die Gewohnheit, böses zu reden, uns nicht auch bald gewöhnet, böses zu gedenken. Die Ehrsucht, für scharfsinnig in der Kenntniß und Beurtheilung der menschlichen Handlungen gehalten zu werden, ist schwerlich so leer und obenhin in der Einbildung, daß sie nicht von einem vergifteten Herzen sollte unterstüzet und genähret werden. Dadurch eben wird sie weit lebendiger und thätiger. Sehr oft schränkt sich diese Boshaftigkeit des schlimmen Urtheils von andern bloß in den Gedanken ein. Die Andächtigen vom Handwerke pflegen es in dieser Eigenschaft vor andern weit zu bringen. Sie reden nicht viel, saget Brünere, sie denken desto mehr; und sehr gut von sich selbst, aber sehr schlecht von andern. Dennoch sind nicht alle Gattungen der Andächtigen in diesem Stücke einerley. Es giebt auch solche unter ihnen, die so reden, wie Brünere die seinigen denken läßt, vornehmlich in Ansehung des letztern Theils.

Wir wollen die Wahrheit gestehen: Wenn alles dieses seine Richtigkeit hat; wenn die Reden von andern Menschen öfter auf das Böse, als auf das Gute fallen müssen, wegen der größern Menge des Erstern; wenn man eine Ehre darinnen sucht, das Fehlerhafte in fremden Handlungen einsehen und beurtheilen zu können; wenn man aus Argwohn insgemein nachtheilig von andern denkt; wenn alles dieses wahr ist: So hat man damit doch noch bey weitem nicht die Erfahrung vollständig erklärt, welche wir aufgelöset wissen wollen.

276 Gedanken über die Verleumdung

Es bleiben noch immer die meisten von den ersten Fragen übrig: Warum kommen die Reden so leicht auf das, was die Ehre eines andern angeht? Warum saget und höret man das Böse fertiger, lebhafter, munterer, als das Gute? Warum denket man eher und mehr böses von andern, als gutes?

Man muß eine ganz eigene Quelle in sich haben, welche alle diese Wirkungen mit einer gleichsam mechanischen Thätigkeit hervorbringt. Es muß eine Neigung in uns seyn, welche in dieser Art Gedanken und Reden ihre natürliche Sättigungen hat. Und so befinden wir es auch: Die Eigenliebe ist diese Quelle, diese Neigung. Wie unumschränkt und zugleich wie verborgen ist diese Herrschaft. Ihr gedenket nicht an diesen Trieb! Das thut nichts. Er befiehet euch doch, und ihr gehorchet ihm. Der Mensch theilet alles, was da ist, alles, was er siehet und kennt in zweene Theile. Das eine ist sein Selbst, das andere ist die ganze übrige Welt. Sein Götz, den er in sich anbetet, ist ihm an statt einer Welt. In dessen Dienste bringet er alles Gute und Böse zwischen den beyden gemachten Theilen in ein umgekehrtes Verhältniß. Es ist hier, wie mit den beyden Schalen einer Wage. Das Gute der übrigen Welt geht ihm ab, das machet sein Uebel. Und ihm wächst in so weit Gutes zu, als es jener benommen wird. So haben wir hier Grund genug, von der Fertigkeit böses zu reden. Lasset ihn alle Menschen zu Thoren machen, so wird er eben dadurch desto weiser seyn.

Es ist ein Grundsatz, der das menschliche Herz in diesem Punkte nicht übel abbildet, daß wir diejenigen loben,

loben, welche uns ähnlich sind, und die lästern, welche es nicht sind. Wir machen also aus uns selbst die Reichthümer des Guten und Bösen, des Löblichen und des Tadelnswürdigen. In dieser Betrachtung ist viel wahres; aber mich dünkt doch, daß sie noch außer dem innern Grunde der Eigenliebe bestehen bleibt, und den Menschen besser zeigt, als er ist. Oder man möchte diesen Gedanken auf die Art unterstützen, daß man sagte: Der Mensch finde niemanden in der Welt sich ähnlich; denn ein jeder ist darinnen von ihm unterschieden, daß er es nicht selbst ist. Diese machet aber den ersten und wesentlichsten Unterschied aus, den er fest setzet, und darauf gründet sich sein übriges ganzes Urtheil in Ansehung des Guten und Bösen. Menalkas ist reich; er redet aber dennoch von dem Reichen sowohl, als von dem Armen, nachtheilig. Das Geld ist ihm bald das wichtigste aller Verdienste, bald die Höchste aller Glückseligkeiten, und zwar in der ersten Absicht bey einem Armen, in der letztern bey einem andern Reichen. Daher lästert er diesen, weil er es hat, und jenen, weil es ihm fehlet. An sich selbst findet er es in beydem Verstande, und daraus können wir schließen, wie viel gutes er von sich gedenken oder gar sagen muß. Ueberhaupt: Man lobet wohl das, was ein anderer mit uns gemein hat, aber selten denjenigen, der es mit uns gemein hat. Wenn man von der offenbaren Wahrheit und dem unwidersprechlichen Augenscheine gezwungen wird, das an andern zu erkennen, was wir an uns lobenswürdig halten, (denn dieß ist der Punct, mit dem es ungemeyn hart hält;)

278 Gedanken über die Verleumdung

so zieht man sein Auge von einem so tödtenden Anblicke zurücke, und dichtet, oder suchet, oder erhebet dasjenige, was einen Vorwurf des Tadelns und Verdammens abgeben kann. Man muß eine Wolfe machen, damit man vor dem brennenden Glanze eines fremden Verdienstes unter Schatten komme.

Ich gerathe, gleichsam unvermerkt, auf die Wirkung des Neides, indem ich von der Quelle der Verleumdung handele. Aber die Verblindung zwischen beyden ist auch eben so weitläufig nicht. Die Eigenliebe ist ihr gemeinschaftlicher erster Ursprung. Man wird unter dem großen Haufen vermischet, wenn uns andere gleichkommen. Man wird noch mehr herunter gesetzt, wenn andere stärker schimmern. Das ist unerträglich. Wird es also nicht natürlich seyn, daß man, so viel möglich ist, alles neben sich herum niederdrücken muß, wenn man recht kenntlich hervorragen will?

Dieß suchet der Mensch. Er ist ein Mittelpunct. Er drehet sich in seinem eigenen Kreise. Er hat eine über alle Maaße mächtige Centripetalkraft, das Rühmliche und Vorzügliche an sich zu ziehen. Er und die übrigen Menschen dagegen stehen mehrentheils mit einander, wie die feindlichen Pole zweener Magneten. Glückselig ist derjenige, den er in einer solchen Stellung findet, daß er ihn in seinen Wirbel einschließen kann. Der erhebt sich mit ihm; der hat Theil an seiner Größe.

Und in so weit läßt sich doch bey einem Verleumder ein Vortheil finden. Es ist selten; das leugne ich nicht. Vielleicht hält er uns auch noch
als-

alsdann, wenn wir auf solche Art mit ihm vereinigt sind, immer in einer gewissen Entfernung, damit wir nicht mit ihm selbst vermengt werden. Allein, er sündert uns dennoch einiger maßen von der übrigen Welt ab, die sein Gegenheil ist. Man wird dieß so leicht bey denen nicht finden, die doch sonst, wenn man alles zusammen nimmt, besser sind; ich meyne die Spötter. Das Nachtheilige, was sie vorbringen, ist immer noch weit allgemeiner. Sie nehmen niemand aus. Der vertraute Freund ist nicht sicherer, als ein unbekannter Fremder.

Dummodo risum

Exerit sibi, non hic cuiquam parcat animo. Hor.

Ich habe dennoch gesagt, daß sie besser sind, als die ernsthaften Verleumder, und ich sage es daher, weil ich den Grund ihres Herzens in dieser Absicht nicht so böse finde. Horaz hat in der angezogenen Stelle die Ursache genennet, welche ihr Verfahren veranlasset: Sie wollen nur lachen. Es ist nicht die innerliche Abneigung gegen das menschliche Geschlecht; es ist nicht die boshafte Begierde, andere schlechter zu wissen, wodurch sie aufgebracht werden. Man findet vielmehr, daß sie bisweilen über sich selbst spotten. Ich kenne Leute von einer solchen hüpfenden und ausgelassenen Gemüthsart, welche die aufgewecktesten Spöttereyen fertig haben, ehe sie wissen, wer die Geschichte dazu hergeben wird. Sie nehmen also denjenigen zum Gegenstande ihrer Einfälle, an dem sie die erste Aehnlichkeit mit ihnen finden. Sie setzen auch das dazu, was sie in der Wahrheit nicht antreffen; absonderlich, wenn es nicht von der

280 Gedanken über die Verleumdung

Wichtigkeit ist, daß ihnen ihr Scherz gar zu hoch zu stehen kommen darf. Sieben leidet nun freylich die Menschenliebe einen so gänzlichen Fall, und eine so große Zerstörung nicht, als bey den finstern und verdriesslichen Geistern, die ihren ernstlichen Widerwillen über alles ausbreiten.

Indessen will ich gar nicht behaupten, daß die Spöterey über fremde Fehler und Unvollkommenheiten der tugendhaften Gemüthsverfassung keinen Abbruch thue. Sie ist oft nur gar zu boshaft und giftig. Sie entspringet vielfältig aus einem hitzigen und feindseligen Grunde des Herzens. Man kann hieyon an einer großen Anzahl von Schriftstellern Beispiele finden. Haß und Neid arbeiten oft mit ihrem Wiße zugleich; und auch im Umgange findet man diese nicht selten bey einander. Wir wollen sie aber trennen. Wir wollen es gern zugeben, daß der spottende Wiß ohne so schlimme Gesellschaft sey. Dadurch wird er noch nicht unsträfflich. Viele artige Köpfe würden bey weisen Leuten weit lebenswürdiger seyn, und weit mehr Hochachtung verdienen, wenn sie das, was den Menschen angeht, so werth hielten, daß sie es nicht ohne Unterschied als eine Materie des Gelächters darstelleten. Und diese weisen Leute hätten auch Grund dazu. Sie können diese Fertigkeit, auf andere Unkosten sinnreich und lustig zu seyn, nicht allein in Ansehung ihres Ursprungs ansehen; und da finden sie ein leichtsinniges Gemüth, welches den Dingen nicht ihren rechten Preis setze: Sie können sie auch nach ihrer Wirkung betrachten; und da wird sie ihnen noch verwerflicher vorkommen.

Der

Der lustige Spötter thut ohne Zweifel mehr Schaden, als der ernsthafte und feindselige Verleumder. Er schonet nicht allein weniger; sondern er kränket und erniedriget auch mehr. Ariston saget: Ich sey geizig; Kleanthes saget es auch. Jener machet mich verhaßt; dieser durch hundert lustige Einfälle und Erzählungen lächerlich. Er meynet es mit mir so böse nicht. Er gönnet mir nicht so viel nachtheiliges, als der erste; aber ich bin dennoch weit übler mit ihm zufrieden. Denn wer will nicht lieber gehasset, als ausgelachet werden? Ein Kleanthes denket nicht so sehr an mich, als an den Inhalt seines Spottes; ich scheine ihm nicht so wohl der Gegenstand, als die Veranlassung davon zu seyn. Aber der Zuhörer machet diese Trennung nicht. Die Materie der Spötterey und ich, wir sind ihm ein einziger Begriff, und wenn er noch nachher über jene lachet, so kann ich gewiß seyn, daß er auch eigentlich über mich lachet; er vergißt mich nicht. Das sind die ordentlichen Wirkungen solcher Einfälle. Man wird dadurch unendlich niedriger. Man wird dem Nichts weit näher gebracht. Dies ist ein allgemeines Urtheil. Wie schädlich sind doch die Spöttereyen! Wie grausam!

Absentem qui rodit amicum,
 Qui non defendit alio culpante; solutos
 Qui captat risus hominum famamque dicacis;
 Fingere qui non visa potest, commissa tacere
 Qui nequit, hic niger est, hunc tu, Romane, caueto.
Horat.

Joh. Joach. Spalding.

S 4

Ein

Einladung zu einem Spaziergange, im Hornung 1742.

Freund, wag es einst, verlaß dein Zimmer,
Das nie verlöschte Blut erhitze;
Sieh, wie der höhern Sonne Schimmer
Auf Schneebedecktem Felde blitze.
Ein Zärtling mag den May erwarten,
Noch wagt er sich kaum an das Thor:
Doch liebst du Gang, und Lust, und Garten,
So komm dem Lenzen selbst zuvor.

Verziehest du, bis des Sommers Wärme
Den Schweiß aus matten Gliedern preßt;
Des Pöbels dringendes Geschwärm
Uns kaum den Weg zu treten läßt;
Ein Reicher, den zwey Pferde führen,
Mit Staub uns armes Fußvolf deckt;
Kurz, bis den Trieb zu dem Spazieren
Gewohnheit mehr, als Lust, erweckt?

Komm, laß uns in den Garten eilen,
Den wir den Mufen längst geweiht;
Die Hütte wird uns Luft ertheilen,
In der man der Natur gebeut,
Den Sommer giebt sie uns zu fühlen,
Den Frühling zeigt, was man sieht:
Hier wollen wir mit Wiße spielen,
Und Caffee trinken wo er blüht.

E.

Der

Der Canarienvogel und die Lerche.

Eine Fabel.

Ein Sänger, den der Mohr an seinen Rüsten fängt,
 Der Deutsche gerne hört, und in sein Zimmer hängt,
 Sang oft sein Tagewerk mit vielfach heller Kehle,
 Nach dem von der Natur ihm erblichen Befehle;
 Zumal, wenn neben ihm der Lerche Mund erklang,
 Die nicht so klar, wie er, und dennoch reizend sang,
 Die deutsche Triller schlug, und jaghaft bey sich dachte,
 Daß doch des Fremblings Mund die Töne süßer machte.
 Der Frembling merkte dieß, ward ganz berebt und sprach:
 Du, Freundin, singst zu rauh, o singe mir doch nach!
 Willst du bewundert seyn, mußt du nach meinen Tönen
 Den ungeübten Klang dir möglichst abgewöhnen.
 Er schlafert, wie er wünscht, die Lerche glücklich ein.
 Sie folgt und martert sich mit unerhörter Pein,
 Durch einen fremden Ton den eignen zu verdringen,
 Und ein canarisch Lied mit deutschem Hals zu singen.
 Sie stottert tausendmal, und wird sich selbst zur Last,
 Indem sie das versucht, was sie nur halb gefaßt.
 Dieß hört die Nachtigall, der Zorn reizt Philomelen:
 Wie sinnreich bist du nicht, dein eignes Ohr zu quälen!
 Mußt sie der Lerche zu. Erst sangst du frey, und recht.
 Da du dich fremde zwingst: So singst du fremd, u. schlecht.
 Erst wart ihr beyde gleich; du willst ihn erst erreichen,
 Und ufft ihm singend nach, und mußt ihm offend weichen.
 Behalte deinen Ton, die Mundart der Natur;
 In dieser bringst du hoch, in jener fehlst du nur.
 O Leser, sey so gut, die Fabel auszuführen;
 Denn mein Franzose kömmt, mit dem muß ich parliren.



* * * * *

Lobschrift auf die bösen Männer.

Mein herannahendes Alter, und die eigene Erfahrung werden mich hinlänglich rechtfertigen, da ich mir vorgenommen habe, auf die bösen Männer eine Lobschrift abzufassen. Der Spiegel erinnert mich, daß es Zeit sey, ernsthaft zu werden. Hat man mir in meinen jungen Jahren mit Vergnügen zugehört, wenn ich die unschuldigsten Handlungen der Mannspersonen auf eine boshafte Art beurtheilte: So wird man sich gegenwärtige Schrift als eine öffentliche Ehrenerklärung gefallen lassen; da ich mir die Gewalt anthue, und diejenigen lobe, von denen vielleicht die meisten meiner Mitschwestern glauben, daß sie es am wenigsten verdienen. Ein zwanzigjähriger Ehestand hat mich gelehrt, die Vortrefflichkeit der bösen Männer einzusehen; und mein Beweis muß überzeugend seyn, weil ich nichts rede, als was ich selbst erfahren habe. Diese Gründe scheinen mir wichtig genug zu seyn; und ich bin versichert, daß der Beruf desjenigen weisen Mundes, welcher vor einiger Zeit auf die bösen Weiber eine Lobrede gehalten hat, wenigstens nicht stärker gewesen ist, als der meinige.

Noch etwas muß ich im Voraus erinnern. Fehlet gegenwärtiger Abhandlung die Deutlichkeit, das Feuer, und die Ordnung im Vortrage: So bedenke man nur, daß sie ein Frauenzimmer geschrieben habe, ein Frauenzimmer, welches das Vorurtheil des Vaters nur in der Küche erzogen, und dem die kluge Vorsicht eines bösen Mannes alle Mittel benommen, deutlich zu reden, u. vernünftiger zu denken, als er selbst gedacht hat.

Die

Die unendliche Menge der böſen Männer überhebt mich der Mühe, zu beſchreiben, was ich eigentlich darunter verſtehe. Durch das Gegentheil will ich der Sache zum Ueberfluſſe einige Erläuterung geben. Es befinden ſich noch hier und da Geſchöpfe, welche man vernünftige Männer nennet. Dieſe ſtehen in dem abergläubigen Wahne, als erfordere Pflicht und Gewiſſen, daß ſie ihre Weiber ebenfalls für vernünftige Creaturen halten, welche nicht zur Sklaverey, oder ihrem herrſchſüchtigen Eigenſinne zum Beſten erſchaffen, ſondern um beſwillen da ſind, daß durch eine aufrichtige Liebe, und beyderſeitige Hülfe die Beſchwerlichkeit des menſchlichen Lebens erleichtert, und durch vereinte Sorgfalt dem Vaterlande nützliche Bürger erzogen werden. Kurz, dieſe ſehen ihre Weiber als Freundinnen an. Ich würde den Ungrund dieſer Meinung ausführlich widerlegen, wenn ich nicht gewiß wüßte, daß die allermeiſten Männer ſchon hinlänglich davon überzeugt wären. Ein Frauenzimmer iſt ein Thier, welches vor andern Thieren die Ehre hat, daß es ein Mann zur Frau nimmt; welches bloß des Mannes wegen in die Welt geſetzt iſt, und das mit einer blinden Ehrfurcht dem Willen ſeines Oberhauptes unterwürfig ſeyn muß. Dieſes iſt der eigentliche Begriff, den man ſich machet. Wer dieſen Begriff zur Wirklichkeit bringt, der verdienet allererſt den rühmlichen Beynamen eines böſen Mannes.

Es erhellet hieraus, daß der Urfprung der böſen Männer in dem Weſen der Sache und in der Natur ſelbſten liegt. Wäre dieſes nicht, ſo würde mir es eben ſo wohl erlaubt ſeyn, den Adam an ihre Spitze zu ſtellen, als es einigen gefallen hat, die Eva zur böſen Frau zu machen.

Ich

Ich halte aber die Anführung solcher Exempel für allzu leichtsinnig, und ich glaube, ich werde besser thun, wenn ich ohne fernern Umschweif dem Leser zeige, daß ich Ursache habe, die bösen Männer zu loben.

Das Laster der Eigenliebe ist so reizend, als gefährlich. Man giebt es dem Frauenzimmer am meisten Schuld. Ich weis nicht, ob man Ursache darzu hat; so viel aber weis ich wohl, daß wir demjenigen unendlich verbunden sind, welcher uns davor schüzet. Ich kenne einen Mann, ein Muster seines Geschlechts, die Krone aller bösen Männer. Wäre er nicht so sittsam und bescheiden, so würde ich ihn nennen. Dieser Mann giebt sich alle Mühe, die Eigenliebe seiner Frau zu dämpfen. Er kann nicht leugnen, daß sie vernünftig ist; er will aber doch nicht, daß sie es glauben soll, oder daß sie andere Leute für vernünftig halten. Wie soll er es anfangen? Er tadelt alle ihre Mienen; sie darf kein Wort reden, so weist er, wie abgeschmact es sey. Er beschämte sie in öffentlichen Gesellschaften, ja er steht ihr nicht einmal die Fähigkeit zu, daß sie vernünftige Kinder gebären könne, da er an dem Kinde erster Ehe weit mehr Verstand anmerket, als an dem ihrigen, ungeachtet er der Vater zu beyden ist. Müssen wir nicht alle diesen Mann loben? Wie unglücklich könnte seine Frau werden, wenn die Eigenliebe ihre Leidenschaft würde? Reißt er sie nicht durch dergleichen Demüthigung aus ihrem Verderben?

Ein Mann ist das Oberhaupt seiner Familie. Dieses erfordern die Rechte, und nach eben diesen Rechten kann er alle Hochachtung verlangen. Will er ein lobenswürdiger Mann seyn, so muß er sich dieselbe zu erwerben wissen. Das geschieht am leichtesten auf die sinnliche Art. Was ist aber sinnlicher, als was der Körper fühlet,

fühlet, und was fühlet der Körper nachdrücklicher, als Schläge? Iſt alſo nicht derjenige ein lobenswürdiger Mann, welcher bey ſeiner Frau mit gebaltter Fauſt die Rechte der Natur zu behaupten weiſt?

Wenn ich ſage, das Frauenzimmer ſey ein ſchwaches Werkzeug, ſo ſage ich nichts mehr, als was ſchon alle Welt weiſt. Dieſe angebohrne Schwäche iſt Urſache; daß nur wir den Laſtern am wenigſten widerſtehen können. Eine geringe Reizung iſt genug, uns laſterhaft zu machen. Niemals aber ſind die Reizungen ſtärker, als wenn wir uns in dem Ueberfluſſe aller Dinge befinden. Dieſer muß uns entzogen werden, wenn wir anders tugendhaft bleiben ſollen. Es geſchieht nur zu deinem Beſten, geliebte Freundin, daß dein Mann dir allen Ueberfluß benimmt, welcher deine Schwachheit rege machen könnte. Er vertrauet deinen Händen nicht einen Groſchen Geld an. Du mußt dir an dem elendeften Trank, an den unſchmackhafteſten Speiſen, an den ſchlechteſten Kleidern begnügen laſſen. Es geſchiehet nicht aus Geiz; nein, meine Freundin; es geſchiehet zu deinem Beſten. Genug, daß du dein Leben friſten kannſt. Dieſes iſt die Urſache, warum wir eſſen, warum wir trinken, warum wir Kleider tragen. Der geringſte Ueberfluß würde eine Quelle tauſendfachen Unglücks ſeyn. Ich habe nicht nöthig, dieſes genauer auszuführen, du wirſt es ſelbſt einſehen können.

Iſt die Mäßigkeit eine ſo große Tugend, wie ſie es denn wirklich iſt, ſo muß wohl derjenige Mann laſterhaft ſeyn, welcher ſich unmäßig und wollüſtig aufführet? Keinesweges! Die Männer geben uns die Geſetze, niemand aber, der Geſetze giebt, iſt denenſelben weiter unterworfen, als er es ſelbſt für gut befindet. Dein Mann verſpielt

verſpielet alle ſein Vermögen. Wie löblich iſt dieſes? Könnte dich nicht der Beſitz vieles Geldes geizig machen, oder im Gegentheile zur Verſchwendung reizen? Er iſt niemals nüchtern. Allein, was kann dir wohl einen lebhaftern Abſcheu vor der Trunkenheit machen, als ein beſoffener Mann? Nur um deinetwillen beſäuſt er ſich, damit du ſehen ſollſt, was es für eine edle Sache um die Mäßigkeit ſey. Er entzieht ſich deinen Armen, und bringt die meiste Zeit bey andern Weibesbildern zu. Er thut recht daran. Der beſtändige Beſitz eines Gutes machet uns daſſelbe ekelhaft. Du würdeſt ihn überdrüßig werden, wenn er niemals von deiner Seite käme. Dem Mann iſt lobenswürdig.

Dieſes ſind die Vortheile noch nicht alle, die wir von unſern böſen Männern haben. Nichts iſt empfindlicher, als der Tod eines Mannes, welchen man innigſt liebet. Wie ſehr wird uns aber dieſer heftige Schmerz erleichtert, wenn uns ein wollüſtiger, ein harter, ein ehrgeiziger, wenn uns ein böſer Mann ſtirbt. Was iſt leichter, als bey dergleichen Falle den Ruhm einer chriſtlichen Standhaftigkeit zu erwerben? Wir trauern, weil uns der Schneider eine ſchwarze Kleidung gemacht hat, und wenn wir ja weinen, ſo geſchiehet es, weil ſein Abſterben nicht eher erfolgt iſt.

Noch tauſend Urſachen könnte ich anführen, die uns denen böſen Männern verbindlich machen. Ich will aber mit Fleiß abbrechen, um denjenigen Fehler zu vermeiden, welchen man ſonſt dem Frauenzimmer vorwirft. Es ſcheint mir überflüßig zu ſeyn, wenn ich das Alterthum zu Hülfe rufen, und alle vier Theile der Welt ausplündern wollte, einen Caſ zu beweifen, den die Beyſpiele der meiſten Männer unſerer Stadt unſteigbar machen. Vielleicht iſt mir der Leſer verbunden, daß ich dasjenige auf wenigen Blättern ſage, was ich mit einer kleinen Ausdehnung in vier Bogen hätte vorbringen können.



Belustigungen
des
Verstandes
und des
Witzes.

Et prodelle volunt & delectare — *Horat.*



Auf das Jahr 1742.
Aprilmonat.

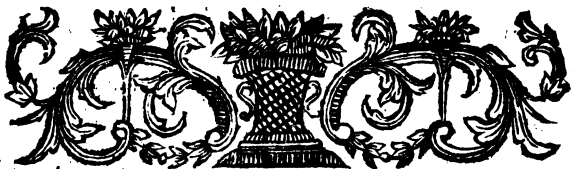
Leipzig
Verlegt Bernhard Christoph Breitkopf.

1917

1917

1917

1917



Die Ehrentitel.



in Titel ist alsdann kein schlechter Dunst
zu nennen,
Wenn wir ihn nur mit Recht von andern
fordern können;

Und wenn uns Wiß und Geiß und wahrer Jugend Pracht
Zu solchem erst erhebt, zu mehrern würdig macht.

Nur kränkt mich, wenn ein Thor, der in der Faulheit lebet,
Nach Zeichen des Verdiensts, nach Ehrentiteln, strebet,
Und mit dem leeren Tand auch den beschwerlich fällt,
Den doch ein ganzes Land für unentbehrlich hält.

Gesetzt, daß man ihn auch nach seinem Titel ehret,
Gesetzt, daß er die Welt aus hundert Schriften lehret,
Er sey des Titels werth, er sey ein weiser Mann:
So sag ich doch zu ihm: Das hat das Geld gethan.

Ist dir der wahre Ruhm, so, wie der Titel, eigen;
Warum willst du mir nicht die eignen Proben zeigen?
So Tugend als Verdienst bleibt wahrlich nicht versteckt,
Und wird vom Reide selbst der Nachwelt aufgedeckt;
Ein jeder merket sie, und wird durch sie gerühret;
Dieß eben ist der Ruhm, der uns allein gebühret.

Nicht ein erschliches Lob kann unverweslich seyn.
Ja selbst ein festes Erz und harter Marmorstein

Wird uns, trotz seiner Kunst, und hundert andern Dingen,
Nicht zwanzig Jahre mehr auf jene Nachwelt bringen.

Ich weiß den Fehler wohl; uns trüget die Natur,
Der Trieb nach Seltenheit verfällt auf fremde Spur;
Die Tugend loben wir; wir loben Geist und Wissen;
Und da wir unvermerkt uns selber richten müssen:
So führt ein Irrthum uns auf einen fremden Pfad,
Nicht auf die Tugend selbst, die drauf gewandelt hat.
Wer schilt uns wohl darum? Wer will es uns nicht gönnen,
Daß wir ein Lob für uns so gern ertragen können?
Hat doch schon Cicero zu seiner Zeit gesagt,
Daß uns in unster Brust der Ehrsucht Feuer plagt.
Wie trefflich ist es nicht, von diesem Feuer brennen,
Und dennoch diesen Brand nach Wunsche stillen können!
Ein Titel ist ja das, was unser Herz ergötzt,
Und uns in jene Zahl geehrter Leute setzt.
Die Nahrung eines Geists, die Speise großer Seelen,
Kann nur ein großer Geist und kein geringer wählen.
Ein thorbeydlicher Mensch, der an der Erde klebt,
Um Erdengüter freibt, und in der Wollust lebt,
Wird warlich, könnt er auch die Erde selbst ergründen,
Swar ächtes Gold genug, die Ehre niemals finden.
Bergnügt und ruhig seyn steckt in der Wollust nicht,
Ihr ganzes Wesen ist zur Sättigung abgerichtet.
Und Ueberdruß und satt entscheidet sich nach den Stunden;
Sonst sind sie beyde gleich; sie sind als eins verbunden.

So hör ich denn igund', daß du nicht geizig bist.
Wie kömmt es, daß bey dir der Geiz nur Thorheit ist?
Wie kömmt es, daß nur der, der in der Wollust lebet,
Als ein verlachter Thor vor deinen Augen schwebet?

Wiel.

Vielleicht verblendet dich der Eigenliebe Schein?
 Vielleicht wirfst du auch selbst ein Kind der Thorheit seyn?
 Wir Menschen können doch, was wir als eins erkennen,
 Unmöglich zweyerley, so gern wir wollten, nennen.
 Wer einen Zweck erwählt, und doch die Mittel hast,
 Wie heißt der, sage mirs? Ein thörichter Phantast!
 Du redest fast zu viel; und dir es zu bekennen,
 Es wäre schon genug, wenn wir ihn thöricht nennen.
 Auch dieses siehst du schon mit mir vollkommen ein,
 Der Geiz wird alsofort ein Kind der Thorheit seyn.
 Sein Gut, das er verlangt, ist ein vergnügtes Leben?
 Was sucht er denn dazü für Mittel anzugeben?
 Er steht in einem Strom, und ist ein Tantalus,
 Der in dem Wasser friert, und doch verdursten muß.
 Dieß Mittel wählt er selbst, und kann, bey Durst und
 Schwachten,
 Den, der vernünftig lebt, mit Unvernunft verachten.
 Was hilft dem Hunde wohl das Gold, auf dem er sitzt?
 Kauft ihm doch Brodt dafür, so hat er, was ihm nügt.
 Ein Zärtling, welcher sich die besten Bissen wählet,
 Den äußern Sinnen folgt und nur die Stunden zählet,
 Die er nicht recht vergnügt und lüftern brauchen kann,
 Will auch glücklich seyn. Wie fängt er es denn an?
 Er isst, er trinkt, er spielt; er überlädt den Magen,
 Und da er heute tanzt, so muß er morgen klagen.
 Die Liebe kügelt ihn; drum ehrt er auch das Haus,
 Da Dorimene brennt; er treibt sein Feuer aus;
 Er läßt sich weder Geld, noch Zeit, noch Ehre dauern;
 Wie bald fängt aber nicht Philander an zu trauren?
 Ein Bett wird zubereit, der Arzt herbey geschafft,
 Der Kranke scheut den Tod, aus Mangel aller Kraft,

Der Arzt verbleichet selbst, wenn er von ferne stehet,
 Daß Frankreichs edle Frucht schon auf der Stirne blühet.
 Ein Fieber kömmt darzu; da liegt der kranke Mann,
 Der lange leben will, und kaum erstirben kann.
 Doch still, uns ist sein Satz genug bekannt geworden:
 Wer lange leben will, der muß sich bald ermorden.

Belachens werther Thor! Nicht wahr? Ja wohl,
 o Freund!

So wahr ist dieser Satz, so lächerlich er scheint.
 Wohlan, so sage mir, ist der wohl auszulachen?
 Der, wenn er hungrig ist, um sich recht satt zu machen,
 Den Maler holen läßt, der ihm verwundrungsvoll
 Das Essen, das er wünscht, recht lebhaft malen soll;
 Der Maler eilt geschwind, das Bild wird übergeben,
 Nun rühmt der Hungrige sein hochbeglücktes Leben,
 Und saget mir und dir recht frech ins Angesicht:
 Dieß Essen schmecket gut! ist trefflich zugericht!
 Wir beyde würden uns wohl nicht enthalten können,
 Und aus Barmherzigkeit mit ihm ins Zollhaus rennen.
 Ja, sprichst du, allerdings! Wohlan, so folge mir,
 Das Gleichniß zielt auf dich, dich Thoren stelle es für.
 Dein Hunger geht auf Ruhm, das hab ich längst belachet:
 Noch mehr, daß dich bisher ein Titel satt gemacht.
 Der Ehrsucht Speisen sind Verdienst und Trefflichkeit,
 Dieß Essen wird uns selbst von andern zubereit.
 Den Neid erbittert es, der höret unsre Proben,
 Je größer sie geschehn, mit größern Schmerzen loben.
 Ein Titel ohne Ruhm ist ein gemalt Gericht:
 Dich macht es niemals satt und andre reizt es nicht.
 Verbrießt es dich vielleicht? Du hast, wie andre Thoren,
 Dir einen Zweck ersehnt, sein Mittel nicht erkoren.

Wie

Wie heißt denn dieses Ding, das dich so heftig plagt?
 Wie aber, frag ich dich? Du hast mirs ja gesagt:
 Die Ehrfucht ist der Wurm, der dich zum Thoren machet,
 Du aber machest gar, daß jeder deiner lachet,
 Wenn er dich so erhist nach Schatten schnappen sieht
 Zu allen bist du trüg, hierauf allein bemüht.
 O wär es umgekehrt! Denn sollst du heute sterben,
 So wird auch heute noch dein Ruhm mit dir verderben;
 Dein Titel, nicht dein Ruhm. Was hast du wohl gethan,
 Daß man, so schlecht es ist, wohl rühmlich nennen kann?
 Ist etwa, daß du dich in deinen jungen Tagen
 So sauberlich gepugt, so oft herum geschlagen?
 So manches Kind verführt, so manches Glas verheert?
 So manches Buch verkauft, so vieles Geld verzehrt?
 Doch nein, dich wird vielleicht dein lang und vieles
 Reisen,

Dein Spielen in Paris und in Venedig preisen?
 Vielleicht erhebt dich dieß: Du giengst als Deutscher aus,
 Und kömmt, doch arm u. krank, als ein Franzos nach Haus.
 Die Wechsel kommen nach, ein Handbrief läßt uns lesen:
 Du wärest in Paris als Graf geehrt gewesen.

In allen, wie mich dünkt, hast du noch nichts gethan,
 Daß uns nicht auch zugleich der Hölzel zeigen kann:
 Sieh einem schlechten Kerl die Hälfte deiner Mittel,
 Bewähne sein Gemüth, erkauf ihm deinen Titel:
 So ist bey dir und ihm der Unterschied sehr klein,
 Es müßte denn der Kerl noch klüger, als du, seyn.
 Verdienste sind es nur, die unsern Hochmuth nehren;
 Verdienste, die nur uns, nicht andern zugehören;
 Verdienste, welche zwar ein jeder stugig sieht,
 Doch um die Aehnlichkeit sich oft umsonst bemüht.

Es ist nur eine Kraft den größten Seelen eigen.
 Wohin der Adler fliegt, kann nicht der Sperling steigen.
 Dieß ist der Ehre Grund; so ist sie eingerichtet:
 Die Tugend und Verdienst braucht keinen Titel nicht.
 Ist gute Bücher nach, betrachte doch die Alten,
 Wer hat von ihnen wohl von Titeln viel gehalten?
 Schaut mit mir Cäsarn an, nehmt ihm sein Consulat,
 Verbannet ihn aus Rom, laßt sein Trunwirat
 Zu nichts geworden seyn, laßt seinen tapfern Degen
 Nicht mehr der Barbarn Stolz mit Macht zu Boden
 legen;

Ja schafft ihn aus der Welt, macht seine Thaten klein;
 Mein Cäfer wird doch stets ein Held, ein Cäfer seyn.
 Er braucht von Titeln nichts; er hat uns, durch sein Leben,
 Mehr als ein Wort vermag, zu schätzen übergeben.
 Der sagt von keinem Ruhm, der nur von Titeln sagt,
 Der fragt nach Titeln nichts, der wahren Ruhm erjagt.
 Nur Leute, welche sich der Regung im Gewissen,
 Zu ihrer eignen Pein, so öfters schämen müssen.
 Nur Leute, welche Geld und Zeit umsonst verthan,
 Und die man sonst zu nichts auf Erden brauchen kann:
 Nur diese zwingen uns, so wenig wir auch wollen,
 Daß wir Verdienst und Ruhm von ihnen denken sollen.
 Da man an ihnen doch ein bloßes Zeichen sieht,
 Das sich auf solch ein Ding, daß hier nicht ist, bezieht.
 Die Alten, da sie noch der Körper Licht und Schatten
 Nur nach dem Außersten des Raums bezeichnet hatten,
 Bemerkten, ist mir recht, den Mangel ungemein,
 Und schrieben auf das Bild: Das soll ein Löwe seyn.
 Ob gleich des Löwen Bild der Aehnlichkeit entweiche,
 Und einem Esel mehr, als einem Löwen, gleiche.

Ein

Ein Titel ist fürwahr ein solch erborgtes Wort,
 Das man zu jenem schreibt, den weder Zeit noch Ort,
 Ja selbst die Natur, nicht so bezeichnen wollen,
 Daß er den Namen hat mit Recht behaupten sollen.
 Daber ersetzt man auch den Fehler insgemein,
 Und schreibt zu jedem Geck: Dieß soll ein Kluger seyn!

Berflucht sey jene Zeit, die uns zuerst betrogen,
 Daß wir den wahren Ruhm nach Titeln abgewogen.
 Daß meistens die Welt in träger Wollust lebt,
 Und sich um wahren Ruhm so wenig mehr bestrebt,
 Sind unsre Titel schuld. Das Geld kann schlechte Sachen
 Bey uns gelehrt, geehrt, wie aberwitzig machen.
 Vor diesen, da die Welt an Tugend und Verstand
 Die meiste Trefflichkeit, die größte Hobeit fand,
 Da galt ein Titel nicht; kein Mensch war so behöret:
 Kein Schmeichler sung ihm vor: Kein Lügner ward
 gehöret.

Da war nur der ein Held, der milde Heere schlug.
 Ein Weiser hieß nur weis, ein Kluger hieß nur klug.
 Gelehrte hatten da zu ihrem Ehrentittel
 Nur die Gelehrsamkeit, und sonst kein ander Mittel.
 Ein Bürger war vergnügt, wenn er sich so erwies,
 Daß er ein guter Wirth und guter Bürger hieß.

Ihr Zeiten, saget mir: Wo seyd ihr hingekommen?
 Wie sehr hat euer Werth bey uns nicht abgenommen?
 In Schulen hört man noch von Tugend und Verstand,
 Im Leben ist ihr Werth fast meistens unbekant:
 Ist nicht ein Held noch mehr, als alle fremde Namen,
 Die ehemals aus Paris zu uns nach Deutschland kamen?
 Befest, man giebt dir nun den Titel General;
 Der Name setzet dich nicht in der Helden Zahl.

Wenn aber sich dein Muth an ganze Völker waget,
 Hier eine Festung stürmt, dort den Entschluß verjaget,
 Selbst an der Spitze steht, zerst das Heer durchbricht,
 Ermuntert und gebeut, und wie ein Fußknecht sichet;
 Dann wird die Welt von dir auf allen Blättern lesen,
 Erst seyfst du General, jetzt aber Held gewesen.

Ihr, die ihr die Natur nach der Vernunft erkennt,
 Und was ihr gründlich wißt, auf euer Bestes wendet;
 Mich wundert, daß ihr auch nach solchen Dingen ringet,
 Und eure Freyheit selbst ins Joch der Knechtschaft
 zwinget.

Ist dieses nicht genug, wenn ihr durch Proben wißt,
 Daß ihr, wie ihr verdient, gelehrte Leute heißt.
 Wis, Tugend und Verstand beschämen alle Tittel.
 Dort gilt das Wesen nur, hier helfen andre Mittel.
 Dem Böbel fehlt Verdienst; drum wählt er sich den Schein,
 Er wünschet, ohne Grund, berühmt und groß zu seyn.
 Wie manchen seh ich nicht in einem neuen Wagen
 So prächtig, so geschwind durch alle Gassen jagen:
 Wer ist der dicke Banst, der sich so Ehrenvest,
 Mit schwergewordnem Kopf, nach Hause schleppen läßt?
 So viel man uns erzählt, so ist noch fünfzig Jahren,
 Er heut zum erstenmal als = = ausgefahren.
 Als Bürger log er sich zu einem reichen Mann,
 Jetzt aber hat er sich durch Reichthum vorgethan.
 Ein hochgeehrter Mann! von hochgepriesnen Gaben!
 Ja wohl! denn Knechtsverstand und Herrenrang zu haben,
 Ist kein geringes Ding, zumal wenn man ermist,
 Daß ihm, in diesem Punkt, sein Leibhund ähnlich ist.
 Sein Bubel heißet Löw, er wird als Hund verderben,
 Sein Herr = = heißt, wird auch als Bürger sterben.

— Der

Der Budel hat gewiß ein großes Prädicat;
 Sein Herr, der gleiches Glück mit seinem Hunde hat,
 Ist unglückseliger. So geh's in diesem Leben!
 Der Budel hats umsonst, der Herr hat Geld gegeben.
 Dieß ist der große Ruhm, dieß ist der schöne Land,
 So sieht sein Bildniß aus, so wird er uns bekannt.

Wie mancher wäre klug und ungeschimpft geblieben,
 Hätt er nicht Freund und Feind zum Lachen angetrieben,
 Wenn er so greulich sich mit seinem Titel brüßt,
 Da keine That von ihm des Titels würdig ist.

Da, wo ein Feuer glänzt, kann man den Schatten sehen;
 Die Blitze, die sehr oft bey finst'rer Nacht geschehen,
 Entdecken uns die Nacht, die sehr ins Auge fällt,
 Wenn man sie und das Licht genau zusammen hält.

So zeigt der Titel auch, mit dem wir uns belegen,
 Zu unsrer eignen Schmach, nur unser Unvermögen.
 Das Volk denkt auch zurück, und saget dieß dabey:
 Wie groß thut nicht der Mann! er war ja ein Laken.
 So wird denn all sein Thun nur darum durchgezogen,
 Weil man es nach dem Werth des Titels abgewogen,
 Und nichts gefunden hat, das einen Grund uns weist,
 Warum er nicht vielmehr ein Knecht, als = heißt.

So kann ein Titel oft so gar die Ehre rauben,
 Die wir doch steif und fest dadurch zu mehren glauben.
 So thöricht ist der Sag, den man uns beygebracht:
 Daß jedes Ehrenwort geehrte Leute macht.

Uns muß der Titel nicht, nein, wir den Titel ehren.
 Dieß ist der wahre Sag, der, wenn wir ihn verkehren,
 Uns nicht allein den Ruhm zu keiner Zeit verleiht,
 Rein, uns noch überdieß mit Schimpf und Schande dräut.



Kaiser.

Ein

* * * * *

Ein Auszug

aus der Chronike des Dörsteins

Overleqvitsch, an der Elbe

gelegen.

Geneigter Leser,

Du wirst mir nicht zumuthen, daß ich dir sagen soll, wie ich zu dem Manuscripte gekommen sey, von welchem ich dir gegenwärtigen Auszug liefere. Wenn ich spräche, ich hätte es unter einem alten Gemäuer in Wachsleinwand eingewickelt gefunden; so würdest du es vielleicht, als ein schätzbares Alterthum, mit vieler Ehrfurcht durchlesen. Ich könnte dich wohl auch bereden, es gehöre in eine Bibliothek, und, weil ich ein Gelehrter bin, so würdest du unfehlbar denken, ich hätte es mit lehrbegierigen Händen heimlich entwendet. Allein, ich bin nicht gesonnen, dir eine Unwahrheit vorzusagen, du sollst aber auch die Wahrheit nicht erfahren. Sey zufrieden, daß ich dir ein Werk mittheile, welches allen Geschichtschreibern zur Vorschrift, und dir vielleicht zur Erbauung dienen kann.

Den eigentlichen Verfasser dieser Chronike, und die Zeit, wenn sie geschrieben worden, kann ich nicht angeben. Auf dem Titelblatte steht an statt des Namens ein N. welches der Verfasser sonder Zweifel um

um deswillen gethan hat, um den Leser neugierig zu machen, und desto bekannter zu werden. Meine Vermuthung geht dahin, es habe es ein ehemaliger Pfarrer daselbst geschrieben. Ob ich recht habe? wirst du aus denen Umständen urtheilen, die in dem Auszuge selbst vorkommen. Wenn aber dieser gelebt, und die historischen Nachrichten gesammelt hat, solches ist noch ungewisser. Ich vermuthete, daß es kurz nach des Kanzler Cressis Tode geschehen sey; ich will aber niemanden meine Meinung ausdringen.

Das Werk selbst ist von einer ziemlichen Weitläufigkeit, in Folio, vier Alphabeth stark. Die Schrift ist sehr klein und unleserlich, auch hin und wieder, ich weis nicht aus was Ursachen, Plaz gelassen worden. Der Auszug, den ich geben will, soll desto kürzer seyn, und mit Ausfüllung der leeren Stellen mögen sich diejenigen belustigen, welche in Ergänzung verstümmelter Alterthümer, wo nicht glücklich, doch unermüdet sind.

Gleich durch den ersten Anblick des Buchs, wird man überführt, daß der Verfasser von einem besondern Geschmacke, und kein abgesagter Feind seiner Verdienste müsse gewesen seyn. Man findet daselbst ein Bild, welches er vermuthlich eigenhändig entworfen hat, und das zwar nicht künstlich, doch ziemlich deutlich gerathen ist. Es stellet die fliegende Fame vor, die zwo sehr dicke Backen und eine Trompete kenntbar machen. An dieser hängt ein Tuch, worinnen man eine menschliche Figur mit einer Pechmüze, einem Ueberschlägeln, und einer so genannten Hartzkappe erblickt. Es ist eine Umschrift dabey, von der
ich

ich aber nichts, als die beyden ersten Buchstaben errathen kann, welche nach meiner Einbildung P. L. und, wie ich glaube, Pastor loci, heißen, wiewohl sie auch Poeta laureatus. heißen könnten. Aus den Wolken raget eine Hand hervor, welche eine zusammengekrümmte Schlange, und noch etwas fasset, das vermuthlich ein Lorberkranz seyn soll. Unten fesselt ein Genius die Zeit an einem Baume, in dem die Buchstaben gegraben sind: S. H. N. Q. T. L. Q. M. Wenn ich mich nicht irre, so zielen diese auf den Vers: Semper honos, nomenque tuum laudesque manebunt. Darbey stehen sehr viele Leute, welche mit Bewunderung, und aufgehobenen Händen, nach dem Bilde sehen. Sie sind alle sehr undeutlich gemalt, bis auf einen einzigen, den ich für den Schulmeister des Dorfs halte, weil er das Maul schrecklich weit auffperret. Die Aussicht stellet eine Landschaft, und darinnen das Dorf Nverleqvitsch vor, über dem ein offnes Buch schwebet, das sonder Zweifel eine Concordanz, oder gar die Chronike selbst bedeuten soll. Ich finde die Worte darinnen: Nil sine me. Dem Bilde gegen über ist ein Blatt leer gelassen, auf welchem steht: Erklärung meiner Erfindung. Ob er aber seine Erfindung selbst nicht verstanden hat? oder von dem Tode an der Erklärung verhindert worden ist? das weis ich nicht. In Beschreibung dieses Bildes bin ich um deswillen weitläufig gewesen, damit man das Alterthum des Buchs daraus abnehmen könne; denn heutiges Tages, und schon seit vielen Jahren sind dergleichen prächtige Bilder gar nicht mehr gebräuchlich.

Hierauf

Hierauf folget der Titel, welcher ein neuer Beweis des Alterthums, und so weltläufig ist, daß man ihn, ohne eine rechte gesunde Lunge zu haben, in einem Othem nicht durchlesen kann. Ich will ihn ganz hersezen; Hellgeblasene Kriegstrompete und Friedensposaune! Das ist: Eine kurz gefasste Chronik des weit berühmten Dörfleins Overleqvitsch an der Gabe, worinnen dessen beliebte, aber zuweilen betrübtte Geschichte, von den ältesten, mittlern und neuern Zeiten, aus zuverlässigen Nachrichten, alter Leute Munde, und andern Urkunden genommen; zugleich auch die darinnen einschlagende Geschichte der assyrischen, persischen, griechischen, und römischen Monarchien, nebst denen merkwürbigen Veränderungen der Kayserthümer, Fürstenthümer und Reiche. Leben und Thaten der Päpste, Kaiser, Könige, Fürsten &c. nebst ihren guten und bösen Eigenschaften, vorgetragen, die unergründlichen Wunder der Natur an Sonne, Mond und Sternen, imgleichen an Pflanzen, Bäumen, kriechenden und fliegenden Thieren, so wohl auf der Erde, als im Wasser, auch was sonst lebet, webet und Othem hat, lehrreich beygebracht, und dadurch die verderblichen, abscheulichen und verteuflten Meynungen der Socinianer, Arrianer, Pelagianer, Manichäer, Wiedertäufer, Molinisten, Syncretisten, Atheisten, Indifferentisten, und aller Kezer, die sich in Isten endigen, heftig und kräftig widerlegt; zur Lehre, Warnung und Vermahnung, besonders aber zum Troste des christlichen Häufleins in Overleqvitsch, mit beliebter Kürze, und eifertiger Feder entworfen, durch N.

Auf der 1 Seite steht die Zueignungsschrift an seinen lieben Schwiegervater und Gevatter, George Klunckern, Bürgermeister in Merane, auch des löblichen Schneiderhandwerks daselbst Oberältesten. Er weist darinnen die Aehnlichkeit, welche das Städtlein Merane mit dem alten Rom habe, und nachdem er seinem Herrn Schwiegervater durch viele lateinische Stellen gewiesen hat, wer Cicero gewesen sey, so fraget er ihn und die ganze Bürgerschaft, ob Herr Klunker nicht ein andrer Cicero sey? Er beweist es durch Exempel, und unter andern daraus, weil er den Stadtschreiber daselbst, als einen gefährlichen Catilina, aus ihren Mauern gejaget, daß man billig ausrufen können: excessit! euasit! erupit!

Auf der 5. S. schreitet er näher zu seinem Vorhaben, und führet die Ursachen an, die ihn bewogen, zu schreiben. Er erzählt dieselben nach der Reihe, und hält darunter die für die wichtigste, da er dem heftigen und unaufhörlichen Bitten, Flehen und Drohen seiner Freunde, Gönner und Vorgesetzten mit gutem Gewissen nicht länger widerstehen, und lieber der gelehrten Welt dieses Buch mittheilen, als Anlaß zu einigen Gewaltthätigkeiten geben wollen.

A. d. 9 S. bis 12 weist er die Einrichtung des ganzen Werks.

A. d. 13 S. aber dessen großen Nutzen und

Von 14 bis 19 erkläret er sich auf sechs Seiten, daß er wegen seiner vielen Amtsverrichtungen abbrechen, und diese Zueignungsschrift schließen müsse, worauf 20 und 21 S. ein herzlicher Seufzer folget.

A. d. 22.

A. d. 22 S. stehen diese Worte: Ungeheuchelte Lob-
schriften und schuldige Ehrendenkmaale auf den T. T.
Herrn, Herrn N. - - Verfassern der Chronike des
Dörfleins Dverleqvitsch, aufgerichtet von nachbenan-
tem gelehrten Männern. Es hat aber der Herr N.
solche vermuthlich nicht erlebt, weil bis p. 40 leere
Seiten in dem Manuscripte sind.

A. d. 40 S. fängt sich endlich die Chronike selbst mit
den großen Buchstaben Q. D. B. V. an.

Gotte aber schuf nur ein Männlein, und ein
Fräulein, sind seine erste Worte, und er erweist sodann,
wie wunderbar, durch so viele Jahrhunderte, Länder,
und Orte, sich das menschliche Geschlecht fortgepflan-
zet, so daß anseho nur allein in Dverleqvitsch 89 ver-
münfftige Seelen zu befinden wären, wobey er wünschet,
daß sie möchten für Krieg, Pest und theurer Zeit be-
häret werden, welches sie zwar mit ihren Sünden gar
wohl verdienet hätten.

A. d. 46 S. geräth er auf den Einfall, wie es wohl
vor tausend Jahren in Dverleqvitsch ausgesehen habe?
Er ist der Meynung, daß die dasige Gegend zu der
Zeit ganz und gar unbewohnt gewesen, und vielleicht
an dem Orte, wo anseho die Kanzel stehe, nichts als
Kohrdommeln in der Wüsten, gehört worden sind.
Hierauf leget er seine ganze Gelehrsamkeit aus, und
redet von einem Cheruscer Fürsten Arminius, von den
Hermunduren, und Mysen. Die Thracier und Scy-
then fallen ihm ein. Er erblasset, wenn er an den At-
tila gedenket, und bewundert das Schicksal, welches
die Vandalen aus dem kalten Norden in das heiße
Italien geworfen, um die schönen Künste und Wis-

senschaften zu zerstören. Er besinnt sich auf die Longobarden, und zieht zwölf gelehrte Männer an, welche diesen Namen von den langen Bärten herleiten.

A. d. 89 S. kommt er wieder zu sich selbst, und erinnert, er hätte um deswillen in seiner Erzählung ausgeschweift, weil er beweisen wollen, wer ihre Vorfahren in dasiger Gegend gewesen wären. Die ganze Sache aber hält er für ungewiß, und will lieber gar nichts, als etwas zweifelhaftes sagen, indem ein vernünftiger Mann nichts reden müsse, als was er mit gutem Grunde behaupten könne. Er beseufzet den verderblichen Hussitenkrieg, in welchem vermuthlich die schönsten Urkunden von diesem Dorfe verbrannt, oder mit nach Böhmen geführt worden wären. Bey dieser Gelegenheit fällt ihm ein, daß Hus eine Sans heisse, und lachet recht herzlich über die Sanctam simplicitatem des Bauers, welcher in Costniz ein Bündel Holz zum Scheiterhaufen getragen, diesen theuern Märtyrer zu quälen.

A. d. 66 S. Um mit Ehren und unbeflecktem Gewissen aus diesem Krame zu kommen, so will er einen jeden hierinnen seine Meynung lassen. Genug, spricht er, daß wir müssen Vorfahren gehabt haben, denn wo ein effectus ist, da ist auch eine causa; atqui, schließt er weiter, ich und alle Bauern im Dorfe sind ein effectus, Ergo müssen wir eine causam gehabt haben, und diese sind eben unsere Vorfahren, welche ich im vorhergehenden so mühsam suchte. Durch eine ausführliche Note zeigt der Herr Autor, in welchem modo dieser Schluß sey, und verwünscht den Aristoteles in den Abgrund der Hölle, weil er
durch

durch seine Sophistery die ganze Welt mit Blindheit geschlagen habe. Am Rande stehen die Worte: O Vernunft! wie schädlich bist du! Die Dinte ist aber ganz frisch, und die Züge sind nach der heutigen Art; daher ich vermuthe, diese Randglosse muß nur etwan vor 20 Jahren gemacht seyn.

A. d. 68 S. danket er dem Himmel mit einem inbrünstigen Ach! daß er ihm Weisheit und Kräfte verliehen habe, aus diesem Labyrinth der Alterthümer glücklich zu entkommen, und die verwirrten Nachrichten ihrer Vorfahren in ein helles Licht zu setzen. Er beschreibt so dann, mit ziemlicher Deutlichkeit die Länge, den Umfang, Größe, Säune, Graben, und Eintheilungen der Gassen des Dörsteins Overleqvitsch, welches ich aber alles unberührt lasse, weil der Ort jedermann bekannt, und noch auf diese Stunde dessen äußerliche Beschaffenheit unverändert ist.

A. d. 80 S. besinnt er sich, daß er in der Eil vergessen habe, zu sagen, wo der Name Overleqvitsch herstamme. Er hat aber so einen löblichen Abscheu für alten Untersuchungen bekommen, daß er sich dabey nicht aufhält. Seine Meynung geht dahin, es sey, wegen seiner anmuthigen Lage, in dem Pabstthume querelarum quies genannt worden. Es kömmt ihm dieses höchst wahrscheinlich vor, weil man nur die Buchstaben e und arum wegwerfen, und ies in Itsch verwandeln dürfe. Er beweist dieses auch nachdrücklich, indem er sagt, man müsse keine gesunde Vernunft haben, wenn man die Wahrheit davon nicht einsehen wolle.

A. d. gr. S. wird gehandelt von des Dörffleins Auerleqvitsch weltlichen Hauptgebäuden, und denen damit verknüpften Gerechtsamen, Gerichten, und Privilegien. Des gestrengen Junkers Rittersitz wird zuerst vorgenommen. Es ist keine Mauer, keine Stube, kein Fenster, kein Ziegel auf dem Dache, welchen er nicht nach seiner Länge und Breite beschreibt, ja den Einfältigen zum Besten, hat er so gar etnige Ritze nebst dem Maasstabe beygefügt. Es gehöret eine ziemliche Geduld dazu, wenn man alles will durchlesen. Doch darf ihm dieses nicht als ein Fehler ausgeleget werden, weil er nichts gethan hat, als was unsere Scribenten mit einer unermüdeten Sorgfalt noch heutiges Tages thun.

Ueber dem Thorwege entdeckt er eine alte steinerne Figur, welche nach dem gefertigten Entwurfe vermuthlich nichts anders ist, als eine Verzierung vom Laubwerke, er will es aber für ein hochadliches Wapen ansehen, woraus er verschiedene Verbindungen des gestrengen Junkers mit andern Familien, und zugleich einige rechtsgegründete Ansprüche auf sechs Rittergüter ableitet.

Einen Thurm, welcher den Bauern zum Gefängnisse dienen muß, hält er für besonders merkwürdig. Er nennet ihn ein Schrecken der Widerspänstigen und einen Tempel der Gerechtigkeit, den Gerichtsvogt aber sacerdotem iustitiae, und zeigt bey dieser guten Gelegenheit, den begründeten Unterschied zwischen dem geistlichen und weltlichen Arme.

Das Gemeindefhaus kann er mit Stillschweigen nicht übergehen. Er machet eine beynahе eben so lebhaft

lebhafteste Abbildung davon, als von dem Ritterse, über die dabey stehende Linde aber, worunter die Bauern ordentlich zusammen kommen, bezeiget er eine herzliche Freude, weil sie ihn auf die Geschichte der alten abgöttischen Linden, und die Gewohnheit, unter freyem Himmel Gerichte zu halten, durch eine natürliche Ordnung bringt. Er handelt diese Materie mit vieler Belesenheit ab, und ich habe davon einige neuere Schriften gesehen, welche es ihm nicht gleich thun.

A. d. 140 S. folgen die geistlichen Hauptgebäude. Sie bestehen nur aus der Kirche, Pfarre und Schulwohnung. Bey jedem aber machet er eine lange Erzählung, und die Bilder sind auch nicht gespart. Ich will dem geneigten Leser mit einem Auszuge davon nicht beschwerlich fallen. Einige Umstände aber kann ich nicht unberührt lassen.

Wie lange die Kirche gestanden habe? weiß er eigentlich nicht, wohl aber, daß sie schon im Pabstthume gewesen. Die Geschichte der Reformation nehmen hier viele Seiten weg, und es kömmt mir wahrscheinlich vor, daß Seckendorf sich dieses Manuscripts mit gutem Nutzen bedient habe. Den Weichfessel, welcher noch in der Kirche eingemauert ist, kann er ohne Thränen niemals ansehen, und hält er solchen für etwas, daß zum papistischen Sauerteige gehöre. Den wohl angerichteten Weichstuhl aber nennet er einen Schmuck und Zierde des ganzen Tempels. Bey einem vorgehabten Kirchenbaue hat sich hinter dem Altare etwas gefunden, welches der Herr Verfasser, als eine alte Münze sehr hoch hält, und nicht allein

einen Abriß davon, sondern auch die Münze selbst beyfügt. Anfänglich hat er gar nicht gewußt, was er daraus machen solle. Aber durch eine unermüdete Untersuchung, und Beyhülfe einiger gelehrten Freunde, hat er auf einer Seite ein Roß im Wasser, auf dem andern aber eine Figur gefunden, welche bey nahe, als ein gekröntes Brustbild ausgesehen, mit der zwar etwas undeutlichen Umschrift: *vedkenda*. Seine Freude über diesen Fund ist ganz unaussprechlich. Er beweist, daß diese Münze Carl der Große auf Wittetinds Tause habe prägen lassen. Er beschreibt die ganzen Kriege der Sachsen, und ihre endliche Bekehrung, und danket dem Himmel mit gefalteten Händen, welcher solchen großen Schatz so lange erhalten, und ihn mit dieser kostbaren Münze besetzt habe. Ich schickte sie ohnlängst dem berühmten Herrn Professor Köhler zu, um seine Meynung darüber zu vernehmen, er schrieb mir aber, es sey nichts anders, als ein alter verrosteter Deckel von einer Mithridatbüchse.

Er rühmet ferner den schönen Büchervorrath; womit die Sacristen ausgezieret sey, welche er deswegen *armamentarium sacrum* nennet, und versichert, es wären so viele practische Bücher, Sterne und Kerne, und andere biblische Rüstzeuge darinnen, daß man sich binnen einer halben Stunde mit einer trostreichen Predigt bewaffnen könne.

Das bey der Kirchen angemachte Halseisen soll ein untrügliches Merkmaal guter Pollicey-Ordnung seyn. Er wünschet, daß alle diejenigen daran geschlossen würden, welche sich nicht schämen, ihrem Pfarren
an

an statt des guten Decems, Wicken und Trespse zu geben, da ihnen doch dieser das Wort Gottes lauter und rein predige.

Des Pfarrers Studierstube kömmt ihm nicht anders vor, als das trojanische Pferd. Aus diesem spricht er, wären so viele tapfere Helden gestiegen, welche das hochmüthige Troja in die Asche geleet hätten, aus jenen aber trete eine erbauliche Predigt nach der andern hervor, welche das stolze Babel bestürmten.

Doctor Luthers Hauspostille, nennet er sein Paladium, dessen ganze Geschichte er aus dem Alterthume hervorsucht.

Von der 203 bis 279 S. ist das Geschlechterregister der gestrengen Junkern von N. Erb-Lehn- und Gerichtsherrn auf Overleqvitsch. Ich will nur einige davon anführen, und mich, so viel möglich, seiner eigenen Worte bedienen.

Hans von N. ward gebohren 1429 und lebte 65 Jahr. Man weiß von ihm gar nichts weiter, als daß er einen sehr dicken Bauch gehabt hat.

Hanns Ulrich von N. des vorigen Sohn, hatte einen Jagdhund, welchen er unsäglich liebte. Als der Hund starb, schickte er dem Pfarrer eben so viel an Leichengebühren, als wenn sein Sohn gestorben wäre. Es mag ein löblicher Herr gewesen seyn.

George von N. aß, trank und vermählte sich dreyermal. Seinen Bauern war er gewogen, dem Pfarrer aber spinnefeind. Er wollte nicht leiden, daß ihm dieser auf der Kanzel die derbe Wahrheit sagte, da es doch an einem so privilegirten Orte geschah. Von undenklichen Jahren her hatte der

Pfarrer des Sonntags auf dem Herrnhofe gespeist, dieser George aber brachte es ab. Es war ein rechter Atheiste, ohne Gottesfurcht und Gewissen, und wie er lebte, so starb er auch; denn er fiel vom Pferde und brach den Hals. Nach dem Tode hat es heftig auf seinem Grabe getobt, und des Pfarrers Frau hat es mit ihren Ohren gehört, daß es nicht anders gewesen sey, als wenn sich die Katzen gebissen hätten. Er starb ohne Kinder, und das Guth fiel an seinen Better Casimir von N.

Von der 280 bis 336 S. sind die Leben der Kirchen- und Schuldiener daselbst beschrieben. Es ist dieses mehr ein Zusammenhang vieler Lobschriften, als eine historische Erzählung; und weil dergleichen besondere und nach Befinden geheime Nachrichten, nur wenigen Leuten gefallen können, denen meisten aber ekelhaft sind: So ist auch von gegenwärtiger Abhandlung nicht zu leugnen, daß derjenige schlechterdings Pfarrer in Overlequitsch seyn muß, der ein Vergnügen daran finden soll. Ich will also die Geduld meines Lesers nicht misbrauchen, und nur etwas weniges daraus anführen.

M. Heinrich Quab, ein ehrwürdiger Mann, predigte alle Wochen einmal, und starb. Er hat ein Buch geschrieben, welches den Titel führt: $\pi\alpha\alpha\varsigma \epsilon\alpha\upsilon\tau\omicron\upsilon$, oder wohlgemeynter Unterricht, für die einfältigen Pfarrherrn, wie sie sich auf der Kanzel züchtig geben sollen. Mit Holzschnitten.

George Voigt, verstund das Hauswesen vortreflich, und predigte ziemlich.

M. Curd

M. Curb Hauchius. Er war ein starker Zelote. Er ward oftmal braun im Gesichte, wenn er an den Pabst gedachte, und hat 36 neue Reher gemacht. Er lebte in großer Unehmigkeit mit seinem Gerichtsherrn, und hatte viel Verdruß mit der Gemeynde, wegen des Pfarrbaues. Ueber das Pfingstbier hat er sich sehr ereifert, woran er auch starb.

M. Heinrich Bockstaubius sollte des Kanzlers Crells Ordonnanz unterschreiben, dessen er sich weigerte, und des Amts entsetzt ward: Der Herr Autor sieht diesen Umstand für merkwürdig an, weil er glaubet, dieser sey der einzige unter allen Gelehrten, welche lieber das Amt verlieren, als etwas schreiben wollen.

Bis hieher gehen die Kirchdiener, und sind als denn einige Blätter leer gelassen, welches mich, wie ich Eingangs erwähnt, auf die Vermuthung gebracht, daß gegenwärtige Chronike nach Crells Tode geschrieben sey.

Von den Schuldienern des Orts, deren der Autor zwanzig namhaft macht, will ich nur eines einzigen erwähnen. Er heißt ihn Gall Beidt den Großen. Es kam mir Anfangs lächerlich vor, daß er einem Schulmeister diesen prächtigen Beynamen giebt; er behauptet es aber dadurch: Er habe zierlich schreiben und lesen können, die Kinder fleißig unterrichtet, die Kirche reinlich gehalten, die Glocken wohl geläutet, eine gute Passion singen können, und alles vollkommen gethan, was einem rechtschaffenen Schulmeister gebühret. Mit hin sey er zwar kein großer Held, er aber doch ein großer Schulmeister gewesen.

A. d. 336 S. findet man verschiedene gesammlete Nachrichten von gelehrten Overlequitschern, unter denen etwa folgende die berühmtesten zu seyn scheinen.

George Greif, eines Bauers Sohn, lagte sich auf die Rechte, und advocirte in einem Städtlein, ohnweit Magdeburg. Man hat, als etwas besonders an ihm wahrnehmen wollen, daß er sehr lange Finger, und im Gesichte eine so dicke Haut gehabt, daß er niemals roth geworden ist.

Antonius Cuns, gleichfalls einer der Rechte, wollte in Erfurt Doctor werden, und disputirte deswegen de cappillamento Vlpiani, wobey er auf der Catheder die Wichtigkeit seines Sazes mit solcher Hestigkeit vertheidigte, daß er sich etwas im Leibe zersprengte, und kurz drauf starb.

Balthasar Wurzel, ein Arzt und geschickter Mann. Wenn ein Bauer Blähungen hatte, so wußte er gleich, was sie auf griechisch hießen. Er erfand vtele Universalmedicinen und Lebenstincturen, starb aber in seinen besten Jahren, und vermachte der Bürgerchaft zu Zivencia einen halben Acker Landes zu einem neuen Kirchhofe.

Martin Pinsel, ministerii candidatus, war des alten Martin Pinsels, Pfarrers zu Overlequitsch, sein Sohn. Seine Mutter that in ihrer Schwangerschaft ein Gelübde, wenn ihr der Himmel einen Sohn geben würde, so sollte er ein Pfarrer werden. Ihr Wunsch ward zu allerseits Vergnügen erfüllt, und der junge Pinsel von seinem Herrn Vater zu allen guten Wissenschaften und Künsten angehalten. Er hatte aber einen schweren Kopf, eine stotternde Sprache,

Sprache, und ein langsames Gedächtniß, bezeigte auch wenig Lust zum Studieren, sondern wollte schlechterdings ein Grobschmied werden. Allein die Mutter prügelte ihn so lange, bis er seinen Beruf erkannte, woben er auch blieb, und im 59 sten Jahre seines Alters als Informator zu Dresden sanft und selig entschlief.

Jlgen Pape, ein Meistersänger und possirlicher Mann. Er hatte sehr hohe Absätze an seinen Schuhen, und gieng beständig, als wenn er im Sande wadete. Er schnaubete heftig, wenn er redete, und sang alles ab, was er sagte. Man hat ihn gar nicht lachen, wohl aber oftmals ohne Ursache weinen und zittern sehen. Niemals war er vergnügter, als wenn es donnerte, und sah, ohne, daß es ihm etwas schadete, in den Bliß. Er starb an der Schwolst, und schrieb: Das blinde Alter, oder: Tobias ein Trauerspiel.

Zacharias Pape, des vorigen Bruder, und auch ein Meistersänger, doch von jenem ganz unterschieden. Er schminkte sich dergestalt, daß man niemals seine natürliche Farbe hat erfahren können. Die Hände wusch er sich in Rosenwasser, und kaute beständig süß Holz. Sein Wammes war mit Nadeln von buntem Glase besetzt und an dem Halse trug er ein ordentliches Pferdegeläute. In Nürnberg war er unter eine Bande Gaukler gerathen; diese hatten ihn gelehret, wie er seine Glieder auf eine erstauende Weise ausdehnen, in einem Augenblicke aber wieder zusammen ziehen konnte, daß er nicht größer war, als ein Igel. Er war sehr ungesund, und hatte immer-

316 Ein Auszug aus der Chronike

Immerzu Anfälle vom hitzigen Fieber, seine Gedichte sind zusammengedruckt unter dem Titel: Caniculars. Er schrieb ein Stinngedichte auf seine Lezer, und lachte sich darüber zu tode.

Endlich machen auf der 384 Seite allerhand vermischte Merkwürdigkeiten einen erwünschten Schluss. Die Züge sind hier in dem Manuscripte von den vorigen ganz unterschieden, und ich glaube, daß des Verfassers Ehefrau diese Merkwürdigkeiten niedergeschrieben habe. Meine Vermuthung ist nicht unwahrscheinlich, die Sache aber behält doch ihren Werth, und die ganze Einrichtung ist noch jeso nicht altväterlich geworden. Ja ich kenne einen gelehrten Mann, von dessen Chronike man schwören sollte, daß seine Großmutter die angefügten Merkwürdigkeiten verfertigt habe.

Ich weis nicht, ob ich mich um meine Leser verdient machen werde, wenn ich ihnen einen Auszug davon liefere. Vielleicht geben sie sich zufrieden, wenn sie auch nicht wissen, wie oft Soldaten in Quartire gelegen, und des gestrengen Junkers seine Feueresse gebrannt, oder die gnädige Frau in der Kirche, zum Schrecken und schmerzlichen Beyleide aller Anwesenden, den Unterrock versengt habe. Ebenso erbaulich ist es, wenn man liest, wie oftmals die Bauern in Oberlequitsch mit dem Durchfalle heimgesucht worden sind. Die Geschichte von einem Pferdediebe, dessen Lebenswandel, Verbrechen, Gefangennehmung, und erfolgter Strafe, machen viele Selten aus, und die Unterredung des Herrn Pfarrers mit diesem Diebe sind von einer ziemlichen Beltläufig-

läufigkeit, an und für sich aber sehr erbaulich. Des Schulmeisters ältester Sohn, ein Kind guter Art und großer Hoffnung, ist Anno 1542 jämmerlich in die Mistpfüße gefallen, aber, zu gutem Glücke, ohne Schaden. Wer diese und dergleichen klägliche Begebenheiten mehr wissen will, dem kann ich das Original selbst zeigen. Eine Frau, die den Drachen gehabt hat, könnte zwar viele leichtsinnige Gemüther aus ihrem verstockten Irrthume reißen, und das Himmelszeichen, welches man im Jahr 1541, als eine gewisse Vorbedeutung der sechs Jahre darauf erfolgten Mühlberger Schlacht, gesehen, sollte wohl vermögend seyn, die Hartnäckigkeit unsrer Atheisten zu beschämen. Allein mein Beruf ist nicht, Heiden zu bekehren, meine Schuldigkeit aber erfordert, den geneigten Leser nicht länger aufzuhalten. Ich schließe also mit denen Worten, die am Ende meines Manuscripts stehen:

Exegi monumentum aere perennius.
Non omnis moriar.

Martin Scribler,
der Jüngere,



Das

* * * * *

Das Landleben.

Soll mich einst mein Glück erheben,
Wie zufrieden will ich leben,
Wenn sich mein verführ't Gemüth
Auf dem Lande ruhig sieht.

In bemoosten Bauerhütten
Wohnt die Einfach't reiner Sitten;
Garten, Wiese, Wald und Feld
Zeigt die Gegend erster Welt.

Die Bequemlichkeit ist besser,
Als die Pracht corinthischer Schlösser,
Und kein Lärm schreckt Ohr und Geist,
Die ein stiller Hain umschleuht.

In den Städten wird das Neiden
Keine Frommen unterscheiden,
Und der Redlichkeit zur Pein,
Bleibt das Lästern allgemein.

Was für Thorheit und Verschwenden
Weiß der Hochmuth aufzuwenden,
Wenn die stolze Kleiderpracht
Schuld und leere Beutel macht.

Jeder strebt nach hohen Dingen,
Ruhm durch Ehrgeiz zu erzwingen,
Daß oft Haß und Hinderniß
Freund und Brüdern schädlich ist.

Was

Was die alte Welt gepriesen,
Ist von hier schon längst verwiesen;
Weil das Lästern böser Zeit,
Selbst der Tugend Streiche weht.

Lauf ich gleich durch Haus und Gassen;
Ueberall wohnt Neid und Hassen,
Und man trifft kein Dach hier an,
Das die Unschuld decken kann.

Auf dem Markt und in Gerichten
Muß die Einfalt Handel schlichten,
Und man hört die Billigkeit,
Wie sie klagt, und Hülfe schreyt.

Laß ich kaum die krummen Ränke,
O so muß das Wort Gezänke
Und so mancher Heuchelschein
Mir ein neuer Ekel seyn.

Jede Mode närrscher Zeiten
Nehrt und häuft die Eitelkeiten,
Und die Thorheit kann nicht ruhn,
Sich zum Spott hervorzuthun.

Auch du, reiner Zug der Liebe,
Sprich, wen rühren deine Triebe,
Wenn das Brennen wilder Blut
Schon in jungen Seelen ruht?

Drum, mein Geist, entzieh dich endlich,
Neid ist Günst, kein Dank erkenntlich.
Doch die Vorsicht meiner Ruh
Führt mich schon dem Lande zu.

J. S. Fernis.



Der

* * * * *

Der Unterschied des Erhabenen

in einer Rede

nach des Hermogenes und Longins
Grundsätzen.

Da ich ist einige Betrachtungen über das Hohe in der geistlichen Beredsamkeit anzustellen willens bin: So werde ich mich zwar größtentheils mit der Bestimmung des Unterschiedes zwischen dem Erhabenen des Hermogenes und Longins, als welche ohnstreitig der Sache am gründlichsten nachgedacht haben, abgeben. Ich werde aber auch zu gleicher Zeit zeigen, daß dieses Erhabene weit vollkommener und weit öfterer in der christlichen Beredsamkeit, als in den Reden eines Demosthenes und Ciceros vorkomme. Doch muß ich erinnern, daß diese Betrachtungen keine vollkommene Ausarbeitung und philosophische Abhandlung von dem Hohen in der Rede sind. Sie enthalten nur einen kurzen Entwurf von der vorhabenden Sache, nach den Grundsätzen dieser beyden alten Kunst-richter. Eine vollständige Ausführung würde eine viel tiefere Einsicht, als die meinige ist, und einen weit größern Raum erfordert haben, als die Einrichtung der gegenwärtigen Monatschrift verstatet.

Nichts

Nichts ist schwerer, als der Begriff des Erhabenen in einer Rede, und die Bestimmung desselben. Man hat so wohl in den alten, als in den neuern Zeiten darüber gestritten: und auch nur eine historische Abhandlung davon würde schon ganze Bogen füllen. Sollte indessen der Begriff von dem Erhabenen mehr nach den Mustern der alten, als der neuern, ausfallen, so darf man dieses keiner Verachtung gegen die neuern zuschreiben. Meine Umstände haben mich zur Zeit mehr mit jenen als mit diesen beschäftigt.

Alle Welt weis, wie die Beredsamkeit nach den Zeiten Augusti Stufenweise gefallen, bis sie endlich in ein völlig enträstetes, spissfündiges und schmeicheltastres Wesen gerathen, worüber schon der Verfasser des Gespräches von den Ursachen der verderbten Beredsamkeit klaget. Die Ursache hiervon war, weil die erhabene und durchdringende Art der alten Beredsamkeit, wodurch die Römer ihre Freyheit noch mehr als durch die Gewalt der Waffen aufrecht erhielten, zu den Zeiten Augusti anfang, verlohren zu gehen, oder sich vielmehr in ein weiches, spielendes und kraftloses Wesen verwandelte. Da man also den alten griechischen und römischen Geist in öffentlichen Reden nicht mehr spürte, so bemüheten sich etliche Lehrer der Redekunst, das Andenken desselben in Schriften aufzubehalten. Cäcilius aus Sicilien (a), der um die Zeiten des ersten römischen Kaisers lebte, machte den Anfang, etwas von dem Erhabenen an-

zu

a) Tanaquilli Fabri praefat. in Longinum p. 406. ed. Longin. Tollii.

322 Der Unterschied des Erhabenen

zusehen. Er suchte durch unzählig viele Exempel den Begriff der griechischen und römischen Hoheit im Denken, den man allenthalben zu vergessen anfing, wieder zu erneuern. Und Demetrius (b), den man mit Unrecht Phalereum nennet, zeigte, wie viel der Vortrag und die Wortfügung zu dem Erhabenen beitrüge. In den folgenden Zeiten giengen Hermogenes und Longinus weiter. Beyde hat man als die größten Lehrer des Erhabenen angesehen, und beyde sind auf mancherley Weise erklärt worden. Ein Theil glaubte, daß diese zweyen Lehrer des Alterthums einerley Lehren führten; wie sonderlich Caspar Laurentius, der Ausleger des Hermogenes, zu erweisen gesucht (c). Ein anderer fand unüberwindliche Schwierigkeiten und Finsternisse in ihrem Vortrage, und hielt alle Mühe für vergebens, die man auf ihre Erklärung verwandte. Dieser Classe hat der berühmte Heineccius in Halle ein Ansehen gemacht (d). Etliche wenige bemüheten sich, einen Unterschied zwischen ihren Lehresätzen zu finden. Vornehmlich hat der gelehrte Tanaquill Faber (e), und der hochberühmte Berger (f), dessen Betrachtungen über den Longin alle Hohheit dieses großen Kunsttrichters erreichen, dafür gehalten, daß die Größe des Her-
mogenes

b) Demetrius Phalereus *περί ἑρμηνείας*, p. 27-72. in *Rhetoribus selectis* Thom. Galii.

c) Casp. Laurentii *Commentar. in Hermogenem* p. 130.

d) Io. Gottlob Heineccius in *Stili cultioris fundam.* p. 86. et p. 94. ed. Lips.

e) Tanaquilli Fabri *Praefat. in Longinum* p. 495. seq.

f) Io. Guil. Berger *de naturali pulchritudine orationis* p. 42-47. et *Chrestomath. Longin.*

mogenes eben das sey, was etliche Griechen μέσον, die Römer aber mediocritatem dicendi nennen. Wir erklären uns weder für die eine noch für die andere Parthey. Wir wollen vielmehr unsere Meinung eröffnen, nachdem wir beyde Lehrer der Redekunst sorgfältig durchgelesen haben, und bezeugen hiermit, daß wir keinesweges gesonnen sind, denjenigen zu nahe zu treten, die von uns abweichen möchten.

Die Stärke der Beredsamkeit beruhete bey den Alten vornehmlich auf zweyen Stücken: Denn die Ordnung der Gedanken, und die Gründlichkeit der Beweissthümer wurden voraus gesetzt, oder doch nur ganz kurz berührt, als Sachen, die größtentheils zur Vernunftlehre gehörten. Das erste war: Ein zierlicher, lebhafter und allgemein deutlicher Vortrag mußte bis zu der Vollkommenheit gebracht werden, daß der Zuhörer die vorgetragenen Sachen nicht bloß hörte, sondern gleichsam sah. Alle Umstände wurden mit der äußersten Sorgfalt, und einer so großen Geschicklichkeit aus einander gesetzt, auch mit so lebhaften Bildern und Vorstellungen verglichen, daß diese das ganze Gemüthe des Zuhörers einnahmen. Seine Einbildungskraft, sein Gedächtniß, sein Wiß, sein Verstand, bekamen zu gleicher Zeit die würdigsten und angenehmsten Beschäftigungen, die ihm keine Zeit ließen, an etwas anders zu gedenken. Je weiter man dem Redner folgte, desto größer wurde die Vorstellung, daß man endlich auch an die Künste des Redners und an dessen Geschicklichkeit nicht mehr gedachte. Der Redner verschwand gleichsam: und die Größe der Sachen schwebete allein

allein vor dem Antlitze des Zuhörers. Dies ist das Erhabene (*μέγεθος* die Größe) des Hermogenes. Zum wenigsten können alle Mittel, die er (g) sehr weitläufig vorträgt, der Rede keinen stärkern Nachdruck geben. Selbst in dem andern Buche, da er weitläufig von der Stärke und dem Feuer in einer Rede handelt, geht er nicht weiter.

Das andere, was sie sich, aber nur in gewissen Theilen der Rede, angelegen seyn ließen, war ein ganz ungemein durchdringendes und herzerhebendes Wesen, da sie gewisse Gedanken, und unter denselben vornehmlich diejenigen, welche die Leidenschaften und Begierden der Menschen rege machen konnten, nicht nur auseinander wickelten, sondern vielmehr, bis auf die höchste Stufe der Vollkommenheit im Denken durch ihre Vorstellung brachten, und die Gemüther der Zuhörer so wohl mit Verwunderung und Erstaunen anfüllten, als auch sich derselben dergestalt bemächtigten, daß sie weiterhin nicht bloße Zuhörer blieben. Sie mußten nunmehr den vollkommensten Antheil an der vorgetragenen Sache nehmen. Sie fühlten alle lebhaften und starken Bewegungen in der Seele, die ihnen der Redner eindrücken wollte. Sie brannten vor Zorne; sie frohlocketen vor Freude; sie verglengten vor Verdruß und Scham. Mit einem Worte: sie wurden durch den erhabenen und gewaltsamen Vortrag als mit einem durchgebrochenen Strome in alle Absichten des Redners mit fortgerissen. Dies ist das Erhabene (*ὕψος*) des Longins; man brauchet nur

g) Hermogenes *περὶ ἰδεῶν* Lib. I. C. 5-12. et Lib. II. *περὶ γοργότητος.*

nur etliche Capitel in seinem Buche von dem Erhabenen in der Grundsprache selbst nachzulesen, um davon überführet zu seyn (h). Denn die Uebersetzungen haben den Nachdruck dieses Griechen an vielen Orten nicht erreicht. Man würde vielleicht den Unterschied des Longins und des Hermogenes noch besser sehen, wenn des ersten Anmerkungen über den Hermogenes, die nach Nessel's Bericht in dem wienerschen Büchervorrathe befindlich sind, der gelehrten Welt einmal mitgetheilt würden (i). Ein anderer Ort wird mir vielleicht Gelegenheit geben, mich von dem weitläufiger zu erklären, was ich iso kurz zu fassen genöthiget bin.

Man sieht indessen, daß die Größe des Hermogenes eine von denen Stufen gewesen, auf welchen Longin bis zu seinem Erhabenen gestiegen, welches endlich der höchste Grad im Denken ist. Die Größe des Hermogenes ist einem großen, prächtigen und vollen Strome gleich, der ganz sanft und ohne vieles Geräusche fortfließt. Das Erhabene des Longins gleicht einem vom Winde und Wetter aufgebracht und stürmenden Meere, welches die Fahrenden wider ihren Willen mit fortreißt, und an Dertter wirft, dahin sie nicht dachten. Bey dem Erhabenen des Hermogenes sieht der Zuhörer, daß ich so reden darf, einem großen Treffen nur gleichsam vom weiten zu, ohne daran besondern Theil zu nehmen: aber durch das Erhabene des Longins geräth er sel-

£ 3

ber

b) Longinus *περί ὑψους* Sect. I. et II.

i) Nesselii Catal. Biblioth. Vindob. Part. IV. p. 14. Cod. 15.

ber mit ins Gedränge, und muß den Feind angreifen helfen. Man kann dieses gar leicht aus denen Anweisungen abnehmen, die sie beyde zu dem Erhabenen geben. Hermogenes schlägt 6 Mittel vor (k), welche die Rede zu derjenigen Größe bringen, die er für die Vollkommenheit in der Rede ausgiebt. *Σεινήτης* zeigt eine sorgfältige Wahl der Sachen und Sätze, indem nicht alle geschickt sind, zu gleicher Zeit deutliche und große Begriffe zu erwecken. *Ἰσχυρῆτης* und *σφοδρῆτης* erhebt den Geist zu einer edlen Freyheit, die sich weder durch die Macht der Höhern, noch durch das Drohen der Feinde einschränken läßt. *Λαμπρότης* giebt den ausgesuchten Sätzen alle mögliche Klarheit und Anmuth, und versetzet sie durch wohlgewählte Zierrathen in dasjenige Licht, dadurch sie dem Zuhörer vollkommen sichtbar werden. *Περὶβολή* zeigt alsdann die rechte Größe der Sachen. Diese werden dem Zuhörer nicht nur überhaupt sichtbar: sondern es gehet gleichsam ein Theil nach dem andern vor seinem Angesichte in ihrem völligen Glanze vorüber, und erfüllet dessen Gemüthe mit einer großen Vorstellung. *Ἀκμή* endlich breitet über alle Theile der Rede ein gewisses Feuer aus, welches den Redner und Zuhörer niemals in das matte und schläfrige fallen läßt. Alle diese Lehren, welche in ihrer Art ganz ausnehmend sind, und welche die Frucht einer langen und mühsamen Betrachtung der griechischen Redner an den Tag legen, erreichen noch lange nicht die Höheit des Longins.

Zwar

k) Hermogenes c. I. L. I. C. 5-12. Casp. Laurentii Comm. p. 130. seq. Io. Sturmii de Elocution. p. 567.

Zwar nennt dieser an einem Orte das Erhabene die Größe im Reden, und Dionysius von Halikarnas schreibt dem Thucydides das Erhabene, so wie Hermogenes die Größe, zu. Doch diejenigen, welche daraus schließen, daß Hermogenes und Longinus einrley Lehren von dem Erhabenen führen, werden bey dem Tanaquill Faber ihre Abfertigung finden. Longinus ist kein Lehrer der Wohlredenheit (l), und der hermogenianischen Größe, weil er diese zum voraus setzet; sondern ein Meister der durchbringenden Beredsamkeit. Daher will er haben, daß man gewisse Stücke in der Rede, absonderlich diejenigen, welche die Leidenschaften betreffen, vor andern durch die Stärke des Vortrages gleichsam herausnehme, sie auf eine unerwartete Art bis zur Vollkommenheit im Denken erhebe, in ein ungewöhnliches Licht versetze, und dem Gemüthe des Zuhörers in einer unüberwindlichen Stärke dergestalt vorhalte, daß er auf einmal eingenommen, überwältiget, und in alle Absichten des Redners gezogen werde. Er spricht (m): Das Erhabene giebt der Rede eine unüberwindliche Stärke, es bemestert sich mit Gewalt des Gemüthes aller Zuhörer, und setzet es außer sich; und weiter unten: Wenn das Erhabene zu rechter Zeit hervorblitzet, so zerschmettert es die Sachen wie ein Wetterstral, und zetget auf einmal die Macht des Redners (n). An einem andern Orte saget er: Ich getraue es mir unum-

§ 4

stößlich

l) Τῆς δυνάμεως ἐν τῷ λέγειν. Longinus c. l. Sect. 8. p. 46. ed. Tollii. add. Tanaq. Faber c. l. p. 407.

m) Longinus Sect. I. p. 8. ed. Tolli. n) ibid.

stößlich darzutun, daß nichts erhabener sey, als eine zur rechten Zeit erregte Leidenschaft, die aus einem brennenden Verlangen, und fast aus einem göttlichen Triebe herstammet, welche ferner diese Höhe mit einem gleich starken Vortrage erreicht, und gleichsam mit dem Dichtgeiste belebet (o). Hermogenes scheint mehr einen Redner zu bilden, wie Isokrates, mit dem er doch selbst nicht recht zufrieden ist (p), war, der nur redet, um sich selbst groß zu machen, und dannenhero alle seine Perioden mit der äußersten Sorgfalt ausstudiert, und den Zuhörer zwar mit großen Vorstellungen und lebhaften Ausdrücken ergötzet und einnimmt, aber sich seines Herzens nicht recht bemächtigt, und es zu seinen Absichten nöthiget. Des Longins Redner ist ein ganz anderer Mann. Sein Geist hat sich durch eine stete Gewohnheit weit über die niedrigen und pöbelhaften Meinungen erhaben. Er fasset allein das wahre vortreffliche in sein Antlitz; er durchschauet es in allen Theilen; er wird von demselben auf das lebhafteste gerühret, und machet seinem Verstande eben so große Vorstellungen und Bilder davon, als die Sachen sind. In seinen Reden siehet er nichts, als das Wohl seiner Zuhörer. Die starke Liebe zu ihnen erhebt seinen Geist. Sie leget ihm die gewaltigen, die erhabenen, die durchdringenden Worte in den Mund, die das Herz des Zuhörers eben so sehr rühren, als das seine bewegt ist.

Lon.

o) Longin. Sect. 8. p. 50.

p) Hermogenes *περί ιδεών* II; p. 492.

Longinus ist voll von Lehren, die zu diesem großen Endzwecke führen. Er hält für das wichtigste, eine unaufhörliche Bemühung, seinen Geist zu dem wahren Hohen anzugewöhnen, und in dieser Erhebung des Geistes das Erhabene in den Gedanken zu erreichen. (τὸ περὶ τὰς νοήσεως ἀδεπήβολον γ). Das Erhabene sey nichts anders, als ein Widerschall von der Größe unsers Gemüthes. Und Leute, die in ihrem ganzen Leben nichts als niedrige und knechtische Gedanken hegten, könnten unmöglich etwas wundervolles, das ewig dauern sollte, hervor bringen. Die 7. 9. und 35. Abtheilung zeigen unter andern, daß man eben so sehr sich bemühen müsse, seinen Geist wirklich edel und erhaben zu machen, als denselben anstrengen, erhabene Sachen vorzubringen. Das andere ist eine sehr heftige Leidenschaft, die fast einer Entzückung und Begeisterung nahe kömmt. (τὸ σφοδρὸν καὶ ἐνδρασιασμὸν παθὸς) Sie entsteht aus einer lebendigen Ueberzeugung von der Wahrheit der Sätze, und aus einem brennenden Eifer für die Wohlfahrt der Zuhörer. Diese andere Quelle zum Erhabenen ist eben so wichtig, als die erste, und es ist ein nicht geringer Verlust für die Redekunst, daß die Schrift verlohren gegangen, in welcher diese Materie von dem Longin war vollständig ausgeführt worden. Zwar glaubet Jacob Tollius (r), daß dieses auch schon Hermogenes in dem Buche περὶ ἐπιμνείας gethan habe. Aber weit gefehlt, daß dieses sich also verhalte. Dieser Kunsttrichter gedenket fast nicht mit einem Worte daran.

E 5

Die

q) Longin. Sect. 8. p. 46. r) Ibid. in Nota 2.

330 Der Unterschied des Erhabenen.

Die übrigen drei Quellen des Erhabenen, die Longinus anpreiset, betreffen mehr den Ausdruck und die Schreibart. Er verlangt eine höchstorgfältige Wahl und Ordnung der Umstände und Figuren, sie mögen in Gedanken oder in Worten bestehen; ferner eine prächtige Ausdrückung entweder in auserlesenen Wörtern, oder in verblühten Redensarten; und endlich eine unerwartete Zusammensetzung der Wörter. Alles geht endlich dahinaus, daß das Erhabene in der Rede aus einem oder mehreren großen Gedanken entstehe, die sich zusammen auf einen tichtigen Vernunftschluß gründen, die Sache völlig erschöpfen, und dem Gemüthe so wohl auf eine neue und lebhaftere als recht durchdringende Art vorgehalten werden. Die Natur muß eben so viel als die Kunst und Arbeit zu diesem Erhabenen beitragen. Durch jene erlangen wir das seltene Glück des Geistes, das sich allezeit in sonderbaren Erfindungen und ungeweinen Gedanken äußert; und durch diese werden uns die Schranken des Erhabenen angewiesen, über welche ein schwüftiger Vortrag hinausflattert, und nach der Redensart eines Alten, in der Luft herum schwärmet; ein kindischer aber weit von demselben zurücke bleibt, und in dem Staube einiger Argutien und anderer Spielwerken, die Realien genennet werden, herum friechet. Longinus suchet das Erhabene so wohl in den Gedanken, als in dem Ausdrücke derselben, und in der Schreibart. Doch äußert sich hier ein großer Unterschied. Nach seinen Grundsätzen erfordert eine erhabene Schreibart allezeit eine Pracht der Worte:

das

Das Erhabene in den Gedanken kann in einer einzigen Figur und Redensart verborgen liegen. Man kann etwas zuweilen erhaben aussprechen, das gar nicht erhaben ist, und wiederum einen hohen Gedanken auf eine Art vortragen, die nichts mit einem erhabenen Vortrage gemein hat. Das majestätische Stillschweigen eines Ajax (s) wird von ihm alle demjenigen, was er großes damals hätte sprechen können, weit vorgezogen. Er verlangt, daß man zuweilen die größten Gedanken in gemeine Worte einleide, weil sich alsdenn ihre eigene Stärke und Schönheit noch mehr äußere; ja er glaubet, daß auf den höchsten Grad getriebene Gedanken ohne allen Huz der Worte müßten vorgetragen werden, damit das ganze Gemüthe des Zuhörers mit dessen Hoheit erfüllet, und durch keine fremde Zierathen aufgehalten werde. Das Erhabene entsteht demnach so wohl aus der Hoheit des Geistes, als aus dem großen Vorwurf, den unser Geist nach allen Umständen in die Gedanken fasset. Hätten Demosthenes und Cicero, die uns Longinus zum Muster darstelllet, kein edles Gemüthe gehabt, man würde gewiß in ihren Schriften so viel Erhabenes nicht finden. Indessen waren sie doch noch un- gemein weit von der Hoheit des Geistes entfernt, zu welcher wir allein auf den Stufen unser allerheiligsten Religion gelangen: Denn ich will mich nunmehr der geistlichen Beredsamkeit in etwas nähern, der ich in dieser Schrift ein wenig gedenken wollte. Wie erhaben ist eine Seele, welche auf den Flügeln der Gnade weit über jene Höhen der edlen Griechen und Römer

s) Homeri Odys. Lib. XI. v. 551. et Longinus Sect. 9.

Römer gebracht ist, auf welchen diese noch durch den Glanz der eiteln Ehre geblendet, durch den Strom ihrer unordentlichen Begierden mit fortgerissen, ja zuweilen gar mit den Stichen ihres Gewissens, und mit den traurigen Gedanken vom Zustande nach dem Tode, gemartert worden. Es ist wahr, ein Demosthenes und Cicero hatten die edelsten Absichten unter ihren Landesleuten. Sie sahen nichts in ihren Reden, als die bedrängte Republik. Die starke Liebe gegen sie machte es, daß ihnen das Elend derselben unaufhörlich vor dem Antlitze schwebete. Diese durchstach ihnen das Herz, diese gab ihnen alle die gewaltigen Worte in den Mund, wodurch ganz Rom und Athen bald in Vergnügen gebracht, bald in Verwunderung und Erstaunen, bald in Zorn und Rache, gestürzt wurden. Doch alles betraf eine Glückseligkeit, die vergänglich war, eine Glückseligkeit, der viele den Namen noch streitig machen. Ihre eigenen Vortheile brachten diese Männer mit in Hitze, und da sie verschwanden, so erkaltete ihr Heldenmuth. Aber man sehe nur die Gesandten des Höchsten an! kann man wohl etwas erhabeners zu seinem Gegenstande haben, als die Stadt, die Republik des Allerhöchsten, die sich über die wundervollen Werke der Natur, über die erstaunenden Wirkungen der Gnade, und über die ganz unaussprechliche Herrlichkeit jenes Lebens ausbreitet? Wie verliert sich der Staat in Italien und Griechenland aus meinem Gesichte, wenn ich mir nur einige Augenblicke die Stadt Gottes vorstelle. Wie gering, wie klein kommen mir doch jene Steinhäufen vor, wenn ich nur anfangs, an die Verfassungen eines Reiches

Reiches zu gedenken, zu dessen Aufrichtung der Sohn Gottes in die Welt kam. Und wenn ich endlich so viel davon in mein Gesichte fasse, als die Schwachheit des Lebens erlaubt, o so sehe ich kaum in einer solchen Erhebung des Geistes die Spur von jenen Stäubchen, welche die Welt ehedessen so sehr beunruhiget haben.

Es kann demnach unmöglich etwas Erhabeneres seyn, als der große und unendliche Vorwurf von Sachen, die unsere heiligen Bücher den Gedanken vorstellen. Ein Theil davon ist auch einem sich selbst gelassenen und unerleuchteten Verstande schon ausnehmend hoch. Longinus, der doch ein Heyde war, bringe die Schöpfung des Lichts (t), wie sie Moses beschreibt, als ein sonderbares Muster des Erhabenen an, welches in der schönen Abhandlung unsers hochgelehrten Herrn L. Wollens mit Nutzen nachgelesen werden kann (u). Was für große Gedanken erwecken ferner in uns der Untergang der ersten Welt, der Auszug des Volkes Gottes aus Aegypten, die fernern Schicksale derselben in dem gelobten Lande, die Sendung, Ankunft und das dreifache Amt des Sohnes Gottes, die Ausbreitung des Evangelii in aller Welt, die Wirkungen der Gnade an den Seelen der Menschen, und tausend andre Sachen unsers heiligen Glaubens. Alle diese Begebenheiten aber sieht eine Seele, die mit der Hoheit erfüllet ist, die aus dem Glauben kömmt, allererst in ihrem völligen Lichte; und

t) Longinus Sect. 9. p. 62.

u) Diss. de eo, quod sublimis est in his Moysis verbis
 יוֹדֵנוּ פִּי.

und wird mit deren Größe und Majestät ganz eingenommen. Ich übergehe die hohen Geheimnisse des Glaubens, die das Erhabene einer irdischen Beredsamkeit unendlich übersteigen. Auch diejenigen Dinge, die ordentlicher weise dem Menschen gering und klein vorkommen, werden in den geoffenbarten Lehren zu einer solchen Höhe erhaben, daß sie unsern Geist mit einer außerordentlichen Verwunderung und einem großen Erstaunen anfüllen. Wie gering ist zum Beispiel die Vorstellung von der Buße eines Elenden, den die Welt kaum in einem verachteten Winkel duldet, und wie klein sind die Bewegungen unsers Gemüthes, wenn wir sie auch unserer Aufmerksamkeit würdigen. Was für einen Schauplatz hingegen eröffnet uns das Wort des Herrn (x)! Es zeigt uns den großen Sitz der Auserwählten, wie er durch die Nachricht von der Aenderung eines Boshafsten auf einmal rege wird; wie er darüber mit Freudengesängen und Triumphliedern ertönt, und wie der Allerhöchste selbst Theil an einer so allgemeinen Freude nimmt.

Thränen, die ein Gedrückter in der Nachfolge seines Heilandes vergießt, rühren uns sehr wenig. So bald aber die Offenbarung (y) den Vorhang wegzieht, so bald sie uns den großen Menschenfreund an der Seite dieses Elenden zeigt, wie er darauf Acht hat, wie er dieselben zählet, wie er sie in Verwahrung bringt; so machet dieses in unserm Gemüthe eine wundernswürdige Bewegung.

Eben diese geheiligten Schriften reißen im gegentheile einen großen Theil der Sachen von der Höhe

x) Luc. XV. v. 7. 10.

y) Pf. LVI. v. 9.

heit herunter, darauf sie sich wider ihr Verdienst gesetzt, und auf welcher man sie noch in den heidnischen Rednern erblicket. Wie deutlich wird in denselben die Eitelkeit der Ehre, der Güter und des Vergnügens dieser Erden abgemalt, und wie groß und einnehmend sind die Bilder, unter welchen dieses vorgestellt wird!

Doch vielleicht ist es der Ausdruck und die Schreibart, dadurch die christliche Beredsamkeit von der heidnischen übertroffen wird? Man hat das Gegentheil längst erwiesen, und die Verknüpfung der Hoheit in den Gedanken mit der Einfachheit im Vortrage, welche Longinus selbst für das Vollkommenste hält, herrschet in unsern heiligen Büchern weit mehr, als in allen übrigen Schriften. Es fehlet aber auch nicht an hohen und prächtigen Ausdrücken in denselben, wie außer unsern Gottesgelehrten auch ein Blackwall und Gilbert gewiesen, und wie ich leicht durch mehrere Vergleichen mit den heidnischen Rednern darthun könnte, wenn die Anzahl der Blätter, welche zu dieser Schrift bestimmt ist, nicht schon überschritten wäre. Doch kann ich hier einen Chrysostomus und Luther nicht mit Stillschweigen übergehen. Diese zween großen und recht herrlichen Redner haben durch ihr Exempel gewiesen, wie viel man von einem christlichen Redner fordern könne, welcher der Hoheit unserer Religion mit einem lebhaften und durchdringenden Vortrage nahe kommen will. Chrysostomus vereiniget in seinen Schriften die nachdrückliche und lebhafteste Weitläufigkeit des Ciceros sehr oft mit der durchdringenden Kürze, und mit

mit dem alles umstürzenden und verzehrenden Feuer des Demosthenes. Es kann seyn, daß man nicht allemal so viel Richtigkeit und Nettigkeit des Ausdrucks bey ihm, als bey dem letzten, antrifft. Die fast unermessliche Sprache der Griechen, die es an Mannigfaltigkeit des Ausdruckes allen Sprachen der Welt zuvor thut, wird diesem griechischen Kirchenlehrer zu enge. Die hohen Begriffe des göttlichen Wortes erheben ihn in seinem Vortrage weit über die Grenzen der von den Griechen festgesetzten Redensarten, und er erfindet in seiner Erhebung auf eine glückliche Art neue Ausdrücke, um das Erhabene zu erreichen, welches kein heidnischer Verstand jemals erblicket. Was für einen Fortgang würde die geistliche Beredsamkeit in unsern Tagen, da man schon vortreffliche Muster aufzweiffen kann, nicht noch ferner haben, wenn man alle Tugenden der heidnischen Redner prüfete, und wenn man das wirklich Schöne ihnen, als die goldenen Gefäße der ägyptischen, abnehme, und es zu einem heiligen Gebrauche in der christlichen Beredsamkeit, wie Chrysostomus gethan hat, widmete. Alsdenn würde man in mehreren Beyspielen sehen, daß ein ordentlicher, deutlicher, lebhafter und durchdringender Vortrag in der christlichen Beredsamkeit unendlich mehr als in der heidnischen ausrichte. Unsere heiligen Reden haben ohnedem zween sehr große Vortheile. Die Gedanken und Sachen sind darinnen von der äußersten Wichtigkeit, und der Vortrag des Redners bekömmt durch die mitwirkende Kraft des Geistes Gottes eine unbeschreibliche Macht über die Gemüther der Zuhörer.

M. Job. George Walther.
Schrei-

Schreiben an einen Freund,

Daß die Mathematik einem Dichter möglich sey.

Mein Kästner, jener Geist, den England selbst verehrte,
 Und der den kleinsten Theil unendlich theilen lehrte,

Selbst Leibniz hielt für sich die Dichtkunst nicht zu klein,
 Und pries den Phosphorus in prächtigem Latein,
 Verließ die Algebra mit Wurzeln und Potenzen,
 Und fühlte Gluth und Gott, und maß der Verse Grenzen.
 Ja, hätte damals schon ein Geist voll Hitz und Muth
 Den Opiz aufgesucht, der lange todt geruht,
 Und dadurch, daß er uns sein Beyspiel angepriesen,
 Manch deutsches Lied erweckt und manchen unterwiesen:
 So hätte Leibniz nicht ein deutsches Bardenlied
 In rauhem Ton gewagt, und sich umsonst bemüht;
 So würde Leipzig längst schon seinen Haller kennen,
 Und Hallern würde Bern ist seinen Leibniz nennen.
 Er war im Dichten kühn, und in der Sprache rein,
 Er würde Meissens Ruhm und auch sein Muster seyn,
 Und niemand würde sich aus unsrer Flur entfernen,
 Und mit des Dichters Kunst des Schweizers Härte lernen.
 So wenig ist es wahr, was mancher denkt und spricht:
 Wer die Eklipsen kennt, den kennt Apollo nicht.

Swar wessen schweres Haupt nur trucknes Wissen liebet,
 Und den vertieftestn Witz bey düstern Ziffern übet,
 Aprilm. 42. D Der

338 Schreiben, daß die Mathematik

Der findet oft geschickt der Kugel innern Raum,
Erwägt die Kraft vom Wind, Gewicht und Hebebaum,
Braucht den Diameter der Erde zum Caliber
Und mißt von ihr damit bis zum Saturn hinüber:
Noch flieht ihn Wort und Reim, er haßt, was witzig ist,
Und mißt den Erdkreis eh, als er zwölf Sylben mißt.
Doch wird ein guter Arzt auch stets wie Fleming dichten?
Malt jeder so, wie Brocks, der so, wie Brocks, kann richten?
Bewegt stets dessen Vers, der Thränen aus uns preßt,
Wenn er des Himmels Wort von Kanzeln donnern läßt?
Wer spricht wohl, daß darum der Musen farge Gaben
Die Meister jeder Kunst nicht auch begeistert haben?
Daß niemals ein Verstand zwei Arten Früchte trägt?
Und daß der Wisz entschläft, wenn die Vernunft sich regt?

Ist's nicht nur ein Verstand, der nach gewissen Gründe,
Kann, was verstecket ist, aus dem bekannten finden,
Und neue Dinge sucht und Ypsilon und Zett
Durch Rechnung ohne Zahl aus A und B erräth?
Und der Begriffe wählt und trennet und verbindet,
Den unbekanntem Reim zu dem gegebenen findet,
Der aus der Möglichkeit sich Wirklichkeiten zeugt,
Und noch erzählen kann, wenn die Geschichte schweigt?

Die Dichtkunst ist gerecht und fast die Kunst nicht haßt,
Die ihr so manchen Schmuck und Zierrath überlassen.
Du weißt, wie vieles dem, den ihre Blut erhitzt,
Die hohe Wissenschaft verglichener Größen nützt.
Du, Kästner, weißt es zwar. Doch jener hört's und lachet,
Der ohne Wissen reimt und schlafend Verse machet.
Doch wenn er mir nicht glaubt: so glaub er dem Beweis.
Vielleicht bekehr ich ihn durch unverlohrnen Fleiß.

Die

Die Wahrheit ist ein Stein und theilt sich nur in Aeste.
 Viel Sätze sprossen draus: doch bleibt ihr Bündniß feste.
 Die Sach ist eben die, nur anders angewandt,
 Und ihren Unterschied macht bloß der Gegenstand.
 Spricht einer vom Gefühl, Gehör, Geschmact, Gesichte:
 Der andre nimmt es an, und schließt auf das Gedichte.
 Was bey der Dichtkunst gilt, gilt bey der Malerey.
 Die Sach ist mannigfalt, die Regel einerley.
 Nur eine Regel lehrt, bey wohlgestaltten Säulen,
 In Capital und Sims den Zierrath wohl vertheilen,
 Siebt Schnecken, Kragestein und Blättern Raas und Zahl,
 Macht Schafft u. Pfeiler schlecht, und schmücket ein Portal,
 Und giebt uns Lineal und Zirkel zu Gesetzen,
 Was Gothisch ist, zu fliehn, was Griechisch ist, zu schätzen:
 Und zeigt zu gleicher Zeit, wie ein Poet geschickt
 Im Theilen Ordnung hält, Gedank u. Ausdruck schmückt,
 Durch Zierrath nicht verderbt, womit er will beweisen,
 Verwirft den falschen Schmuck u. heißt den wahrẽ preisen.
 Sagt, daß nur die Vernunft der Dichtkunst Richtschnur sey,
 Und macht aus Sach und Wort ein künstliches Gebäu.

Ist's nun umsonst gethan, wenn auf dergleichen Wissen,
 Bey Flöth und Leyer sich des Dichters Geist beflissen?
 Ein jedes Gleichnißwort, wie ein Verhältniß prüft,
 Die Schönheit rechnen lernt, und doch sich nicht vertieft?
 Weswegen rühmt er sonst, daß jedes Kraut den Bienen,
 Und jede Wissenschaft dem Dichter müsse dienen?
 Er spricht, was nützt es mir, wenn ich zu richten weiß,
 Ob bey der Pole Schnee und nie geschmolznem Eis
 Die Erde dicker sey; ob unter jenen Zonen,
 Wo bey'm verbrannten Mohr die bunten Tyger wohnen?

340 Schreiben, daß die Mathematik

Doch auch der größte Fleiß wird für belohnt geschätzt,
Wenn uns das meiste nur mit süßer Frucht ergötzt.

Wie oftmals läßt man noch der Sonne güldnen Wagen
Durch das gewölbte Rund von Feuerpferden tragen?
Treibt Phlegon, Piros und Aethon tapfer an,
Daß sie der Titan bald im Meere baden kann?
Spricht, daß der blasse Schweif der dräuenden Cometen
Ein Schwerdt des Himmels sey, die halbe Welt zu tödten?
Und daß das Mondenlicht, das man verfinstert sieht,
Sich unsrer Sünden schämt und unsern Frevel flieht?
Dieß liest man im Virgil, man lobts, wenn Raso schreibt:
Doch wißt, daß einerley nicht einerley verbleibet,
Wenn es ein andrer thut. Die Alten preist man zwar.
Sie folgten dem Begriff, den ihre Zeit gebahr.
Die Bilder ihres Kiels, die mit der Wahrheit streiten,
Sind Bilder von der Nacht des Irrthums ihrer Zeiten.
Die Finsterniß verderbt der Sachen wahren Schein.
Dieß glaubt man fälschlich schwarz, dieß scheint uns blau
zu seyn.

Der Schatten dicke Nacht verändert die Gestalten,
Und heißt oft einen Klotz für ein Gespenste halten.
Doch wälzt der Erden Rund uns, nach genossner Ruh,
Dem angenehmen Licht der Sonne wieder zu,
Entweicht die Finsterniß zum fernen Abendmeere
Und überdeckt den Raum der andern Hemisphäre:
So scheint uns lächerlich, was vormals furchtbar schien,
Blau sieht man nun als blau, und grün erscheint als grün,
Drum müßt ihr, Dichter, euch nach euren Zeiten richten,
Und zu dem Tage nicht der Nächte Farben dichten.
Doch wer beweist wohl recht, was er nicht weiß u. kennt,
Wer vom Saturnus spricht, muß wissen, was er nennt;
Und

Und niemand denkt gut und richtig von den Sternen;
Er muß die Wissenschaft der Himmelskörper lernen.

Wer, was er malen will, aus Irrthum anders malt,
Bereut es oft zu spät, daß er zufrüh geprahlt.
Nur Wissenschaft kann uns aus diesem Schimpfe reißen.
Weh diesem, der nichts weiß, und ein Poet will heißen!
Seht wie genau, wie schön, wie ähnlich alles sey.
Ist bringt er uns ein Bild von einem Weisen bey,
Der durch Vernunft u. Schluß den Menschen zeigt u. lehret,
Was zur Zufriedenheit der kleinen Welt gehöret.
Wen malt er? einen Mann, den Hochmuth aufgebleht,
Der im Catheder ist, der Worte Sinn verdreht,
Und weiß beym D J M J durch spitzig Disputiren
Den blöden Gegenpart in Irrthum zu verführen.

Der scharfe Despreaux, der oft Paris ergöht,
Und den man dem Horaz mit Recht zur Seite setzt,
Kam unter andern drauf, nebst aller Welt Bemühen
Der Sternenseher Fleiß und Wachen durchzuziehen,
Gab, bey'm Quadranten fremd, am Himmel unbekannt,
Das Astrolabium dem Weisen in die Hand,
Zu suchen, ob das Rund der Sonne stille stehe,
Wie? oder seine Last um seine Mitten drehe.
So wollt er weißend seyn und ward doch selbst verlacht,
Und ward ein Spott der Junst, die er zum Spott gemacht.
Und endlich muß ein Weib ihm dieß zur Nachricht sagen,
Daß wir den ehrnen Kreis nicht in den Händen tragen,
Der zwar zu messen taugt, wie ferne Venus steht,
Doch nicht entscheiden kann, ob sich die Sonne dreht.

Dieß glaubet man, und sagt, was hab ich denn vountzihen
Daß der gelehrte Vers von Sternen und Cometen

Calendermäßig spricht? Die Sache kostet Fleiß.

Weit lieber schweigt der Kiel von dem, was ich nicht weiß.

Wahr ist's, wer zwinget dich, daß deine Hand beschreibet,

Was deinem Wize doch ein dunkler Schatten bleibet?

Doch sucht dein kluger Sinn nur das, was nöthig ist:

Ist's nöthig, sage mir, daß du ein Dichter bist?

Wer brauchts, daß wenn dein Geist einst für ein Gleichniß,
forget,

Er es vom Maro stiehlt und vom Homer erborget?

Daß dein verwegener Kiel, entblößt von Wissenschaft,

Der alten Dichter Fleiß in eins zusammen rafft?

Und wenn er Wort an Wort und Reim an Reime flicket,

Sich mit dem Opiz pugt und den Horaz zerstücket?

Ein Werkzeug, das man braucht, lieft man nicht allezeit

Nur nach der Nothdurft aus, man sucht Bequemlichkeit.

So wird ein Dichter auch, fehlt ihm dieß edle Wissen,

Zwar nicht, was er bedarf, doch was ihm nützet, missen.

Manch Gleichniß, das ihm Maas, Gewichte, Körper, Zahl,

Luft, Himmel, Wasserkunst, Glas, Spiegel, Farbe, Stral,

Der Säulen hohe Pracht zum Zierrath geben könnte,

Sucht er mit langer Müß im fruchtbarn Oriente,

Und frage, ob Asien nicht eine Pflanze zieht,

Die dem, was er gesagt, in etwas ähnlich stehet.

Wenn dort ein muntre Geiſt, den Wissenschaft genähret,

Und unsrer Schwäche Bild in den Planeten lehret,

Und spricht: „Es ist umsonst, daß man die Erde stehet,

„Weil stets des Körpers Laſt den Geiſt hernieder zieht.

„Vergebens wirkt ein Trieb in halb bestralten Sternen,

„Der sie vom Mittelpuncte ermahneth sich zu entfernen.

„Es drückt ein innrer Zug sie jeden Augenblick

„Mit unwiger Gewalt nach ihrem Gleiß zurück:

So

So spricht ein leeres Haupt: „So wie die Sonnenblume
 „Sich nach der Sonne lenkt: So strebt der Mensch nach
 Ruhme

Dies merkt sich Bay vielleicht. Ja denkt er, das ist wahr.
 Nun dichtet er ein Lied zum lieben neuen Jahr:
 Der Ball der Erden hat bey seiner Bürger Beten
 Den länglich runden Kreis von neuem angetreten,
 Und wälzt, seit das Geschick Carls schnellen Tod befahl,
 Sich um das Sonnenlicht nunmehr zum zweytenmal.
 So fängt er prächtig an. Doch, ohne dich zu stören,
 Bay, wolltest du mich wohl noch was erzählen hören?
 Zum Wünschen brauchest du so hohes Wissen nicht,
 Bekommst du nur dein Geld und jener sein Gedicht.

Ein Meister von der Zahl, die in verguldeten Rissen
 Ein künftig Bürgerhaus schön zu entwerfen wissen,
 Erhielt bey einem Herrn, der reich war, das Vertraun
 Daß er ersuchet ward ein Waschhaus anzubau.
 Hier schien er nun ein Feld für seine Kunst zu haben
 Die lange Zeit geruht, und die er fast begraben.
 Corinthisch war der Sims, corinthisch war das Thor,
 Und Säulen gleicher Art stellt er im Gipse vor.
 Ja hätte nur ein Mensch die Kosten hergegeben,
 So sollt ein hoher Thurm das grüne Dach erheben.
 Doch weß der Tempel war, verrieth bald Ruß und Rauch.
 Ein Waschhaus sollt es seyn, ein Waschhaus blieb es auch.

Job. Elias Schlägel.

✠ ○ ✠



* * * * *

An den jungen Herrn.

Liebenswürdiger,

Sind Sie, wie ich mir einbilde, das Mark aller jungen Herren: So werden sie sich über meinen Brief nicht einen Augenblick wundern. Ich zweifle nicht, daß die Schönen der beneidenswürdigen Stadt, wo sie sich aufhalten, ihre Schuldigkeit wissen, und ihnen stündlich wenigstens einige Minuten an ihren Fensterrahmen opfern werden. Je weiter ich nun von diesen Vortheilen entfernt bin, desto mehr muß ich mich drängen, wenn ich unter den auswärtigen Besiegten die erste sehn will, welche Ihnen huldiget. So wie die Sonne allen Orten, wo sie hervorbricht, durch ihre Stralen, Licht und Wärme mittheilet; Also machen sie durch ihre Blätter alle junge Herren in Deutschland scharfsinnig, und verursachen unserm Geschlechte allerhand kleine hitzige Fieber. Wie man aber auch an diesem unerschöpflichen Meere des Lichts, Flecken wahrgenommen hat; so giebt es auch einige unter meinen guten Freundinnen, welche nicht ganz und gar mit Ihnen zufrieden sind. Doch Ihre Verdienste verdienen meine ganze Aufmerksamkeit. Ich will Ihnen also nur frey bekennen, daß ich selbst alle Tage eine Stunde weniger an Sie denken würde, wenn ich Sie nicht für weit schöner hielte, als Sie sich gemalt haben. Es ist wahr, daß die ihrer Bescheiden

den

Denheit abgezwungene Versicherung: Sie hätten keinen einzigen Fehler; uns allen die Mäuler stopfen könnte; allein sie hätten sich nach diesem entweder gar nicht insbesondere beschreiben, oder doch nicht Dinge vergessen sollen, die uns mit dem jungen Herrn allemal zugleich einfallen. Vielleicht sind Sie noch willens, an alles das in Ihren künftigen Blättern zu gedenken, warum ich Sie fragen will. Soll ich mich aber so lange gedulden? Das mögen andere thun, die sich nicht, wie ich, vorgesezt haben, Sie ehstens vor ihrem Spiegel, wie Talestris den Alexander in seinem Lager, zu überraschen. Ich muß daher zuvor nicht nur obenhin wissen, in wie weit Sie meine Eilfertigkeit verdienen. Vor allen Dingen sagen Sie mir nur: ob sie gute Augen haben? ich wills nicht hoffen. Es wäre eine große Schande, so jung wie Sie zu seyn, und noch mit eignen Augen sehen zu können. Gleichwohl denken Sie mit keiner Sylbe an Ihr Fernglas, an eine Sache, die in der Hand der jungen Herren, bey öffentlichen Gesellschaften, oder auch mitten auf der Gasse, eben so nöthig ist, als der Degen in der Faust eines Sturmläufers. Wie anständig wäre es Ihnen gewesen, an statt der trocknen Anleitung zum Sinnreichen, ihren Mitbrüdern zu Liebe, eine kleine Abhandlung von den Affecten des Fernglases zu verfertigen. Denn Sie wissen doch wohl so gut, als ich, daß man aus den Bewegungen dieser Gläser so ziemlich wissen kann, was in dem Herzen eines jungen Herrn vorgeht. Ich kann z. E. aus der Freymüthigkeit, oder Behutsamkeit, womit sich ein junger Herr desselben

bedienet, genau bestimmen, wie reich, wie vornehm, wie schön, wie klug, wie jung er sich zu seyn bedünket. Wenn ich nicht verbunden wäre, in zweifelhaften Fällen von meinem Nächsten das Beste zu denken: So hätte ich hier alles Recht, von Ihnen zu glauben, daß Sie in keine Kirche giengen, und ein eigensinniger Verächter des unter artigen Mannspersonen noch einzigen gewöhnlichen Gottesdienstes wären. Doch ich habe noch mehr mit Ihnen zu reden. Warum sagen sie uns denn nichts von ihrem Nachts- oder Spiegeltische? Es sollte mir erträglich seyn, wenn Ihnen einer von den innerlichen Sinnen fehlte, als wenn sie diese Haupttugend nicht hätten. Da sie leider bey dem so genannten ernsthaften Geschlechte noch nicht so ausgearbeitet, und auf das Reine gebracht ist, als bey dem schönen: So wäre es doch wohl der Mühe werth gewesen, ihren Nachts- tisch ein wenig abzuschildern. Die wenigsten wissen sich noch recht darein zu finden. Ich kenne wirklich so ungezogene Leute, welche schon zufrieden sind, wenn sie nur auf demselben ein Schreibzeug, etliche Bogen Papier, und wenn es hoch kömmt, bey ihrer Tabackspfeife noch einen Wachstock haben. Andere sind etwas feiner, und legen einen Brieffteller, einen Spiegel, einen französischen Roman und ein Reimregister darzu. Wie unzulänglich aber dieses alles sey, kann niemand besser, als der junge Herr wissen. Einer meiner Anverwandten, mit welchem ihr Herr Vetter viel ähnliches haben mag, hat jüngst hin gelesen, daß Theresia, eine nasenweise Französin, den Spiegeltisch einer Dame einen kleinen Altar der

der Buhleren geheissen hat; Die Liebe zur Nachahmung nahm ihn daher so ein, daß er die Nachtrische der Mannspersonen kleine Schauläge der größten Narrheit nannte. Allein ich habe ihn bezahlt. Ich habe ihn aus dem Stegreife gesagt, daß er kein junger Herr wäre, welches ihn unfehlbar recht kränken mochte. Ist es nun ihr Ernst, mein Liebenswürdigster, daß Sie es mit dem gemeinen Wesen gut meinen: So versorgen Sie doch dasselbe ebstens mit einem richtigen Auffaße aller zu eines jungen Herrn Nachtrische gehörigen Sachen. Sie wissen ja, daß man dem guten Geschmacke allemal, durch Vorstellungen aufhelfen muß, wenn er gleich von sich selbst, wegen seiner natürlichen Einfalt gefallen sollte. Was Sie uns in ihrem zweiten Stücke berichtet haben: Daß sie sich aus nichts, als aus Tanzen, Lomberspielen, und Singen etwas machten, hat mich auch auf einige Betrachtungen geführt. Es sind herrliche Eigenschaften, aber ich kann es kaum verschmerzen, daß Sie das Pfeifen wieder vergessen haben. Bleibt Ihnen einmal so viel Zeit übrig, den englischen Zuschauer nachzuschlagen: So werden Sie finden, daß ein gewisser Chymon von dem Poeten so beschrieben wird: Er pffiff, indem er gieng, aus Mangel der Gedanken. Ich müßte mich sehr irren, wenn ein wahrer junger Herr nicht oft in dergleichen Umstände verfallen sollte. Wie können sie nun eine Wissenschaft mit Stillschweigen übergehen, die ihres gleichen so gute Dienste leistet, und die man gewiß, durch eine fleißige Übung zu verschiednen Graden bringen kann. Von Tanzen und Singen will ich nichts gedenken, unerachtet

achtet man das Recht hätte, von Ihnen eine Anweisung zu fordern, wie man gewisser massen auf öffentlichen Gassen tanzen, und, ohne italiänisch zu verstehen, die neuesten Operarien bey allen Zusammenkünften herheulen sollte. Nur das Lomberspielen will mir nicht in Kopf. Können Sie denn Lomber spielen? Ich glaube, Sie scherzen. So schlecht auch diese Wissenschaft unsern Feinden scheint: so viel würde doch Ihr Herr Better schon über Sie gewonnen haben, wenn sie genug Ernsthaftigkeit zu diesem Spiele hätten. Daß Sie die Marken austheilen, die Karten mischen, geben, in die Hand fassen, ausspielen, einnehmen, zwischen jedem Stiche liebäugeln, plaudern, mit einer guten Art fluchen, trällern, die Hände küssen, wenn endlich die Blätter alle sind, das Spiel nach ihrer Weisheit zergliedern, und das Frauenzimmer gewinnen lassen können, das ist Ihnen zuzumuthen, aber daß sie Lomber spielen, das haben sie aus Bescheidenheit gesagt. Ich weis mich ferner nicht daren zu finden, warum sie der Welt, bey diesen zweifelhaften Zeiten, nicht die geringste Nachricht von der Länge ihrer Handblätter, von der Form ihrer Ermel, und von der Baukunst ihrer so sehr gerühmten Haare mittheilen. Ich denke ja nicht, daß sie dieses für Kleinigkeiten halten werden. Sie sind der junge Herr, der von der Höhe eines Absatzes mit eben der runzlichten Stirne, als ein Weltweiser von der Figur der Erde, und von den Wirbeln der Himmelskörper, reden muß. Wollen sie denn diese Mühe den Puppen, die uns aus Paris geschickt werden, allein gönnen? Wenn sie sich nun gleich von den Ein-

künften

künften ihrer Feder wollten in Kupfer stechen lassen. Doch in welcher Stellung soll dieses geschehen? Die Schönste wird uns allemal eine noch schönere entziehen. Es fällt mir ein andrer Vorschlag bey. Sie müssen das Gänsepiel kennen, wo uns diese Thiere in verschiedenen Feldern in die Augen fallen. Wie sehr würden sie die witzigen Gesellschaften zugleich ergötzen und erbauen, wenn sie ein junges Herrenspiel stechen ließen. Wir würden auf diese Art das Vergnügen haben, sie in allerley Gestalten zu bewundern. In dem einen Felde könnten sie früh an ihrem Spiegelische die verliebten guten Morgen, welche ihnen theils schriftlich, theils mündlich übermacht würden, einsammeln; in dem andern könnten sie im Kalender buchstabieren; in dem dritten einige Verse ausschreiben; in dem vierten, 5, 6 und 7ten sich pußen; in dem achten Capriolen schneiden; im neunten in ihrem völligen Glanze das lustige Fideletchen ihrer Gebietherin küssen, u. s. w. Dieses mit lebendigen Farben erleuchtete Spiel wird mehr Nutzen schaffen, als wenn sie durch allzuvielen Schreiben ihre Schönheit und ihren guten Namen in Gefahr setzen. Ich kann ihnen ohne dem nicht länger verheelen, daß mir der Inhalt ihrer Blätter zwar ungemein, die Schreibart aber desto schlechter gefällt. Das sind wohl ihre größten Feinde nicht, die ihnen diese Schriften absprecken. Es ist ja nichts, als deutsch, welches anzuhören man, wie ein tiefsinniger Sprachmeister nur aus etlichen Sylben beweiset, recht kürassirte Ohren haben muß. Einige französische Wörter würden ihr ganzes Werk begeistert haben. Sie müssen ihre besondern

sondern Absichten wissen, daß sie so aus der Art schlagen. Sonst habe ich die jungen Herren allezeit wenigstens zwei Sprachen zugleich reden gehört. Da mein ganzer Tadel nichts, als ein verliebter Tadel, ist: So kann sie nichts dabey beleidigen, als wenn ich deswegen um Vergebung bitten wollte. Ich zähle nun alle Minuten, bis ich sie sehen werde. Ach! wenn ich etwan ganz und gar mit der Zeit - - doch ich schmeichle mir zu viel. Aber man soll gleichwohl von mir, wie von dem Phaethon sagen, daß mein Vorsatz, ungeachtet seines schlechten Ausgangs, welchen ich doch noch nicht befürchte, der schönste und kostbarste gewesen sey. Sie verstehen mich doch, mein Liebenswürdiger? Ohne Zweifel. Dergleichen Räthsel werden ihnen ja täglich vorgelegt. Geben sie mir doch, wenn es ihnen gefällig ist, in ihrem nächsten Stücke einen kleinen Vorschmack, wie viel diejenige hoffen, oder fürchten soll, die sich jetzt noch nicht anders nennt, als

Ihre

M. . .

zärtliche Flavia

den 17. Jenner, 1742.

P. S. Ich muß es nur Franschement declariren, moncher, das ich meinen Bruder gebeten habe, diese meine Penscen zu ranschiren, allein sie sind gar nicht nach meinem Gusto. O contrere ich hätte sie weit accreabler stylifiren wollen. Ich bitte Ihnen daher de tu mon cär mich wegen dieses schlechten stylum, von aller Subsicion zu deliberiren. Aproposferdiren sie mich doch, welches der schirmanteste Name für ein Möpschen ist.

Auf

Auf Doris

Zu streng ist's fast, o Schöne, daß der Kummer
 Verliebter Furcht noch meine Brust zernagt,
 Und meinen Geist der Sehnsucht banger Schlummer
 Mit steter Angst, mit stiller Wehmuth plagt;
 Dein schöner Blick gebiehet meine Flammen,
 Mein Feuer brennt, dein Auge mehrt die Glut.
 Bedenke doch, woher die Triebe stammen,
 Und was in mir dergleichen Wunder thut.

Mein Geist, erregt von allen feurigen Trieben,
 Die Doris Aug in meine Seele senkt,
 Hat sich nunmehr der Lieb und Furcht verschrieben,
 Gleich als ein Schiff, das sich den Wellen schenkt;
 Ich seh erstaunt, vor so viel Seltenheiten,
 Die zwar ihr Riß doch unvollkommen schägt,
 Ein zartes Kind, das Urbild, nur vom weiten,
 Dem meine Brust ein ewigs Denkmal setzt.

Ich habe nur was schönes angesehen,
 Und fühle doch der Liebe stärkste Macht;
 Kann Doris Blick so in die Seele gehen,
 Wenn sie ein Herz zu ihrem Sklaven macht?
 Verstand und Geist sind mir durch dich entrisßen.
 O! nimm den Geist, ja gar mich selbst hin.
 Mein Leid mehrt sich, da durch verirrtes Schlüssen
 Ich meinen Gram zu mehren sinnreich bin.

Was

Was für ein Griff zwinget dort sonst krummen Saiten,
Den Zauberklang so zarter Töne ab?
O! nur mein Glück schien Doris zu verleiten,
Daß ihre Hand denselben Reizung gab;
Verdoppelt euch, ihr angenehmsten Stunden,
Die Doris Hand dem Saitenspiele weicht.
Ich habe nun in eurer Daur gefunden,
Was meiner Noth ein Linderungspflaster deut.

Verdoppelt euch hiernächst, ihr sanften Töne,
Erklingt von mir, von meiner zarten Pein,
Und hinterbringt der engelgleichen Schöne,
Wem meine Brust und Seufzer eigen seyn:
Erzählet ihr die Regung keuscher Liebe,
Und wenn sie euch dereinst entzückend rührt,
So tönet ihr von einem ächten Triebe,
Den meine Brust um ihrent willen spürt.

Compostello.

* * * * *

Die ungleichen Freunde.

Eine Fabel.

Ein Vogel von besondrer Schöne,
Ein Schmuck der bunten Pfauensöhne,
An Wuchs und Farben und Gestalt,
Bewohnte noch den stillen Wald.
Es hat ihn dieser Wald erzogen,
Und von den Vögeln überall,
Die ehemals mit ihm ausgeflogen,
Gefiel ihm eine Nachtigall.

Der

Der Nachtigal gefiel er wieder,
Sie sang ihm tausend süße Lieder,
Und wo er flog, und wo er gieng,
Da folgt ihm stets das muntre Ding.
Und alle andre Vögelschaaren,
Die meistens wohl in ihrem Sinn
Viel artiger und hübscher waren,
Beneideten die Sängerin.

So gieng manch schönes Jahr vorüber,
Und das Jelänger und Jeliieber
Vermehrte dem getreuen Paar
Die Freundschaft nur mit jedem Jahr.
Des einen Werth wuchs stets von frischen
An Schönheit und zufriedner Ruh;
Die andre sang aus ihren Büschen
Ihm täglich süßre Weisen zu.

Doch was geschieht? den schönen Pfauen
Läßt einst ein Quell sich selber schauen,
Der als Krystall so rein und klar
Auf einem Fels entsprungen war;
Er sieht sein farbigtes Gefieder,
Und steht entzückt in eigenem Glanz,
Und kennt erst kaum die Freundin wieder,
Und schämt sich endlich ihrer ganz.

Indem so wird der Juno Wagen
Von Pfauen durch die Luft getragen;
Er siehts, und wünscht dabey zu seyn,
Und man gesteht sein Wünschen ein;

Die Göttinn stellt ihn zu dem Fluge,
Womit sie durch die Wolken fährt;
Er folgt, und schägt nicht bey dem Zuge
Die Freundin einst des Abschieds wehrt.

Die arme kleine Philomele,
Folgt ihm zur höchsten Felsenhöle,
Und girrt um ihren stolzen Freund,
Und sieht ihm traurig nach und weint.
Ein Greis im Volk der Nachtigallen
Erforscht, was der Betrüben fehlt,
Und ruft: So, Kinder! gehts euch allen,
Wenn ihr so ungleich Freunde wählt.

O.

* * * * *

Das Meisterspiel im Lomber.

Siebentes Buch.

Wo das Glück und Unglück seine Macht zu beweisen sich vorgesezt hat, da wird es entweder mit einander stürmen, oder auf einmal heiter und günstig seyn. Denn selbst das Leben der Sterblichen und die Geschichte bezeugen es, daß der Himmel und die Welt sich öfters wider uns rüsten, daß, was nur geschieht, sich alles zum Verderben schicket, und daß das Glück und Unglück stets mit einander kömmt.

Der Carobube, der Held, den ich besinge, hatte die Anzahl der Zufälle erfüllet, und die Grenzen erreicht,

cher, die ihm das Glück bezeichnet hatte. Nie war ein Held in größerem Glanze und in mehr Herrlichkeit von dem Monde und der Sonne gesehen worden. Aber sein widriges Schicksal folgte nach, und das Mitleiden, welches er erweckte, ergoß sich so weit, daß noch vielen, von denen, die ihn lieben, die Thränen in den Augen stehen, wie ich denn Justingen weinen und Brigitten schluchzen sehe. Aber das Unglück hat nunmehr die völlige Herrschaft über ihn. Juliane streckte die Hand nach ihm aus, indem sie ihn mit ihren rosenrothen Fingern gleichsam umarmete. Ach! und hier versah sie es. Und was geschah denn? Ach! sie versah es, und ließ den Carobuben, den Carobuben, sage ich, ließ sie unter den Lombertisch fallen. O Furcht, vor dem zweifelhaften Ausgange des Krieges! O ängstliches Zittern! was verursachest du nicht? Unbedachtsame Juliane, du bist Ursache, daß der Held gefallen und versunken ist. Er fuhr zu den Unterirdischen hinunter, und er war ausersehen, den Zustand und die Gegenden einer andern Welt zu erfahren.

Was für ein erschreckliches Donnervetter entstand damals unter den Füßen der Göttinn, da der Held den Boden des Saales berührte. Hector würde selbst vor diesem Geräusche gezittert haben. Die feurigen Dünste, welche in dem Behältnisse der niedrigsten Röhre eingeschlossen waren, von welchen mir die Falten schwangere Wolken zu seyn schienen, bewegten sich und stießen an einander; der Boden schien sich zu räuspern, und der Thron der Göttinn schnaubete.

Er stund aber auf vier nußbäumenen Löwenfüßen, und seine Lehne war vom Rohre geflochten. Höret mir zu, denn ich will von der Lehne singen. O ihr Götter, deren Hand diesen Thron verfertiget hat! wie war es doch möglich, daß ihr eine Lehne aus Nichts gemacht, und sie so herrlich erbauet habet? Sie ist durchaus von Löchern aufgeführt, von Löchern sage ich, die noch darzu wie Sterne gestaltet und wie Sonnen gebildet sind. Gewiß, ein kostbarer Zeug, und der würdig war, daß aus ihm eine solche Lehne gestricket würde! Man hätte ein Licht dahinter stellen sollen, so würde der Stuhl den Gewölbern des Himmels gleich gewesen seyn, dessen goldne Sterne, nach der Weisheit göttlicher Schulgelehrten, nichts anders als Oeffnungen und Rissen sind, durch welche hin und wieder das himmlische Feuer der obersten Sphäre blizet.

Indem nun die Göttinn mit diesem Stuhle rückte, siehe so ward der Sand bewegt, der auf dem Boden lag. Kein prächtiger Schauspiel ist jemals aufgeführt, noch eine schönere Sache jemals gesehen worden, als da der Staub in die Höhe stieg, der wie von einem Winde in verschiedne Bilder und mancherley Gestalten gedrehet wurde. Gleichwie man in den erhabnen Wolken, die von der Luft getragen werden, zum östern Kriegsheere, Wälder, Schwerdter, Berge, und Riesen sieht; oder wie die fliegenden Stralen und der Dampf gegen Norden, aus welchem man Kriege vorher sehen, und Heirathen verkündigen kann, bald blutig, bald aber golden und weiß gefärbet sind: So sah man auch den umgetriebnen

nen Sand, sich in einer bunten Wolke in die Höhe ziehen. Der finstre Schatten, der mit dem Lichte vermischt war, der betrüglische Widerschein von Julianens genähertem Blumenrocke, und die wilden Puderstäubchen, welche der Gottheit, indem sie sich bückte, aus den Locken gefallen waren, bildeten sich nach Art eines Schattenwerkes dergestalt, daß man tief, und gleichsam als von weiten hinein sehen, und wie Aneas auf dem Schilde, die Folgen und Schicksale eines weiten und mächtigen Reichs erblicken konnte. Es mußte dabey etwas Göttliches seyn. Sehet nur das Schattenspiel selber an, wie die Stäubchen spielen, wie der Wirbelwind sie herum treibt, und wie, o ein ganz neues und sonst fast nie gesehnes Wunder! dem Helden in dem Staube alle zukünftige und vergangne Dinge als gegenwärtig vorgezeigt werden. Ach Juliane! was für Erscheinungen waren nicht dieses! Hier sieht man den Ursprung und den Fortgang dieses Reichs, wie es von Aristoteles herstammt, wie es nach und nach unter vieren und fünfen zu spielen sittlich geworden, und wie man zuletzt noch diejenigen, die gewonnen haben, zu trösten angefangen.

Darauf folgten, auf viele veränderte Weise, die Spiele alle in ihrer Ordnung. Eine erstaunende Mannigfaltigkeit! die aber doch noch nicht die Anzahl aller möglichen erfüllte. Wohl tausend Geschichte und lustige Begebenheiten liefen mit unter. In der Carobube hätte seiner Bestürzung ungeachtet, b. ynabe selbst gelacht, da er sah, daß man einmal, ich weis nicht wenn, auf alle Stiche, ohne selbst die Spadillie zu haben, hinaus gegangen sey, ein andermal aber,

mit zween Basten gespielt und Pique für Cör gehalten habe. Es sollten ihm aber auch die zukünftigen und kommenden Dinge nicht unwissend seyn. Auch diese waren in diesen Bildern vorgestellt. Sehet! man wird in folgenden Zeiten pergamentne Karten machen, und die vermehrte Pracht unsrer hoffärtigen Enkel wird nicht gestatten, daß man so verzogne und ungestalte Bilder in der so altfränkischen Kleidung male. Du solltest hier die Cördame gesehen haben, wie sie eine Bandschleife am Halse, und in ihren Händen einen Fächer trägt. Ich weis es, was der Carobube, als er sie also sah, damals in seinem Herzen gefühlet hat. Wie neugierig, wie bestürzt, wie münter ist er nicht! Ein neues Kleid! eine neue Mode! schrie er; o glückliche Zeiten! Er sprang um sie herum, und hat, ich kann es bezeugen, zu dreymalen die Königin in ihrem Puse von vornen und hinten besehen. Denn die Götter, damit sie das Wunderbare zur Vollkommenheit bringen möchten, hatten die Wolke und ihn, der Größe nach, einander gleich gemacht, und ihn also hinunter fallen lassen, daß er aufrechts stehen und alles mit seinen Augen sehen konnte. Aber der Aufzug der Sklaven war noch wunderbarer. Er sah seine Brüder nicht mehr mit schweren Säbeln und großen Helleparten; nein, jenen sah er ein Rohr in Händen, diesen aber ein Müßgen tragen. Denn es waren die künftigen Kartenmaler sehr bemüht gewesen, die Sklaven, bis auf diese Kleinigkeiten auszuzieren. Insonderheit aber hatten sie ihnen neue Gestalten, und in die Gesichter andre Nasen gegeben. Da das nun auch der Carobube

bube

bube von sich selber sah, und mit dem größten Unwillen die ihm gewöhnliche Nase verlohren zu haben schien, griff er sich so gleich an die seinige, und da er sie größer und einförmiger, als dort die neue, fand, hilf Himmel! so that er einen Schrey, daß Juliane vor Erschrecken zusammen fuhr, ihn aber selbst ein solcher Schauer überlief, daß er zu wanken anfing, und sein Leib wie in Eis verwandelt zu seyn schien; er ward starr, er sank dahin, und lag, der Kraft seiner Sinnen beraubt, gleich einem, der vom Donner gerührt ist, oder wie diejenigen, die in Entzückungen dahin gerissen werden.

Endlich aber erwachte er wieder, und hob sein düstres und gleichsam trunknes Haupt in die Höhe, aber er kannte die Gegenden noch nicht, in die er gefallen war. Wie? war es denn ein Traum, was mir erschienen ist? Welcher von beyden Carobuben bin ich? Fragte er sich selbst, und griff sich an die Nase. Ja gewiß, dieses Gesichte war einem Traume auch ähnlich. Alles geschah in einer unbeschreiblichen Geschwindigkeit. Die Wolke, die wie gesagt, so wie ein Rauch gestaltet war, der aus der Küche in die Höhe steigt, und der, wenn die Sonne ihre Stralen auf ihn wirft, eben so schön aussieht, als wenn in einer finstern Kammer die flatternden Sonnenstäubchen durch ein dreyeckiges Glas mit brennenden Farben gemalet werden: Die Wolke nun schien, sage ich, dem Proteus nachzuahmen, indem ein jedes Bild beständig aus einem andern erzeugt wurde, bis endlich der Held sich vor sich selbst entsetzte, und bis auf dessen Fall eine aufgethürmte, eine centnerschwere und eine unermessliche hohe Luftseule

hinter ihm her schoß: da er denn die ganze Wolke nach sich gerissen, und eine Fluch von sich herabstürzendem Sande, auf dem reinen Flecken des Bodens angerichtet hat. Die leichten Stäubchen, die vorher in solcher Flüchtigkeit unter einander geschwärmet hatten, wurden nun, ich weiß nicht, ob in ein schweres Bley oder in Gold verwandelt; so daß sie ringsumher in gleichen Richtungen nach dem Mittelpuncte der Erden auf einmal zu Boden fielen.

Achtes Buch.

Über droben war der Krieg schon beynähe geendiget. Man sah die Spadillie, mit welcher Juliane die Feinde und Florentinen ausfordern, und mit vier Stichen das Gleichgewichte halten wollte. Schon jetzt mußte sie sich durch die Wege und durch die Wahlstatt drängen, die sie mit überwundenen und todtten Leichnamen bedecket fand. Denn sie waren schon alle, bis noch auf zween, in den Händen jeder Göttinn darnieder gestossen; Benigne hatte nur noch die Cörzweye und die Piqueköniginn, die Spielerinn aber den Treffhauptmann und den Trumpsfönig zum Hinterhalte.

Diesem letztern schien die Sache gefährlich zu seyn, er sprang auf, und stampfte mit seinem Fuße. Wie so feige? wie so feige? Wollen wir hier schlafen, o Treffhauptmann, schrie er, und stieß ihn mit der Faust von seinem Orte. Er wollte hierauf eine Rede an sein Kriegsvolk halten, aber er hatte keines, denn der Treffbube war allein übrig. Wo sind sie alle hin? fragte er diesen, mit einer knarrenden Stimme, und mit

mit einem Stöße vor die Brust. Siehest du nicht, daß sie alle mit dem Degen in der Faust gestorben sind? Hier stieß er ihn abermals auf diese; Du aber o Unwürdiger! . . . Hier aber flog der Treffbube wieder auf jene Seite. Darauf ergriff er ihn, und rüttelte ihn wie einen, den man vom Schlafe erwecket. Nun wohl! wohl! wir sehen daß die Palmen erlangt sind, wenn wir nur streiten wollen. Weg mit dem ängstlichen Blicke, weg mit der furchtsamen Mine, ermanne dich, o Treffbube! was zitterst du? Wir haben nur noch wenige Feinde zu verschlingen übrig. Zwar drohet noch die unüberwindliche Spadillie, die wahre Kaiserinn unsers Reichs, mit einem Falle, den sie anzurichten gedenket. Aber ihr Schwerdt trifft nur mich, der ich ein Trumpf bin, du aber hast mit schwächern Feinden zu kämpfen. Ja, laß es nun auch seyn, daß sie ganz unvermeidlich siege; sie kann ja selbst nur einmal schlagen, und sodann ist ihre Wuth gedämpft. Wer ist wohl so weibisch, daß er sich davor fürchten sollte? O daß ich selbst noch der Cörkönig wäre, der ich damals war, als ich durch einen besondern Zufall einstmals alle die drey übrigen Könige auf meine Ausforderung fallen sah. Aber so ist mein Alter höher, und die Pflicht bejahrter Feldherren ist nicht sowohl selbst zu streiten, als aufzumuntern und Rath zu ertheilen. Siehe diesen Knebelbart an, der ein Zeuge meiner Weisheit ist. Siehe diesen Degen, diesen Stab, diese Faust an; vor ihnen sind tapfere Helden und ganze Heere gewichen. Hierauf stieß er ihn nochmals auf die Seite, sey nicht so zaghaft, erwache, und streite.

Und hier erwachte auch der Treffbube wirklich. Er sah den König von der Seite an, und stemmte die Arme unter, indem er die Lippen erboßt in einander biß. Er hat Ursache. Denn ich halte dieses für grausam und barbarisch, wenn man die Unglückseligen, da, wenn sie schon niedergeschlagen sind, verhöhnet, und ihnen noch Scham erwecken will, wenn ihre Sachen kläglich und sie selbst in Verzweiflung sind. Da ihn nun also der König zornig sah, so lächelte er wieder ein wenig, aber es war eine übelangebrachte Verstellung, wie die Freundlichkeit derjenigen zu seyn pflegt, die den Groll in dem Herzen, das Liebreiche aber in dem Gesichte haben. Ich meynte es nicht so hönisch, sprach er hierauf; weiter aber hat er nichts, als noch dieses gesagt: Folge mir nach und sey tapfer. Zuvor aber hub er noch seine Handschuhe, die aus Hirschhaut genähet waren, indem er sie unter den steifen Stolpen zusammen nahm, in die Höhe. Auch diese, sprach er, und sah sie an, haben mir öfters im Treffen gedienet. Den Stich, den du hier siehest, ist, wo ich mich recht besinne, ja er ist es, der noch aus meinem letzten Zweykampfe herrühret, in welchem ich mit dem Carobuben stritte.

Wie? Was? Der Carobube! Wer nennt mich, hörte man jemand unter dem Tische sagen. Und es war der Carobube selbst, der es sagte. Man muß wissen, daß diejenigen, welche Einwohner der unterirdischen Reiche sind, alle Thaten, alle Worte, alle Handlungen, und auch die heimlichen Anschläge der Obern, vernehmen. Man bemühe sich, sich in allen diesen geschickt und löblich aufzuführen, auf daß man

man auch den Abgeschiednen hierdurch Vergnügen mache, und seine Ehre erweitere. Was soll ich mich bemühen, vor so wenigen einem Ruhm zu erlangen? Und was ist das für eine Ehre, gesetzt, daß mich auch fünfhundert Bürger loben, wenn ich nicht ansehnlichere und mehrere Zuschauer meiner Thaten habe, wenn mich nicht Cäsar, wenn mich nicht der Schatten des Atticus, und die Seele des erblichen Eugeus, wenn mich nicht Scipio, Virgil und Herrmann preisen? Diese hören und vernehmen alles. Sie beschäftigen sich mit uns, und führen eine in uns gegründete Lebensart. Wie sind die Ursache ihrer Empfindungen, weil unter uns beyden eine Zustimmung und Verhältniß ist. Hierinnen besteht das Leben der Verstorbenen. Wenn wir etwas hier oben unternehmen, so erfreuen sie sich darüber, eben so, als wenn eine Mutter ihre kleinen Töchter unter einander spielen sieht. Sie haben aber insbesondere auf ihre Freunde, auf ihre Kinder, und auf diejenigen Acht, die mit ihnen gleiche Kräfte der Seelen, und gleiche Schicksale haben; sie erwarten nämlich, worzu wir sie anwenden werden. Diese sind also die Aufseher unserer Thaten; sie fordern eine Ehrerbietung voraus, u. unsre Verwandtschaft mit ihnen dauere ewig.

Also erwachte der Carobube, indem er seinen Namen von einem Oberrn aussprechen hörte, so wie wir im Gegentheile, wie man saget, alsdenn gähnen sollen, wenn wir von einem Todten erwähnt werden. Aber wer beschreibt mir die Hestigkeit seines kläglichem Weinsens? Ach! ihr Geister, wie sieng er an damals zu winseln, und was für Klagen durchschallten nicht die

die öden Gegenden dieses düstern Reiches? So wie im Märze ein tapfrer Kater, der bey Nacht auf unbekanntem Dächern herumschleicht, die von halbzerfloßnem Schnee noch schlüpfrig sind, wenn ihn die zarte Hand der Jungfer seine spizigen Krallen mit der Scheere beschnitten hat, gleitet, und durch einen tiefen Fall in den gepflasterten Hof hinunter stürzet; er zuvor, gleich einem todten Kater, die Biere von sich strecket, endlich mit dem Kopfe wackelt, den Schwanz ein wenig rücket, und nur mit leiser Stimme mauzet, sodann aber ein Mordgeschrey und ein erbärmliches Geheule anstimmet, bis endlich in einem andern Winkel ein gleiches Wehklagen sich von seiner Freundin hören läßt, die selber kläglich schreyt, den neuen Gast bedauert, und ihr Mitleiden zu erkennen giebt; da sie denn mit einander heulen, die Mäuse aber alsdann die starkriechenden Speckschwarten verlassen und in die Löcher eilen: So waren auch die Klagen und das Winseln unsers Helden.

Neuntes Buch.

Denn wie konnte wohl der grausame Anblick dieser abscheulichen Wohnungen etwas anders, als Zittern und Wehklagen bey ihm zuwege bringen? Nicht die Finsterniß, die daselbst herrschete, nein dieses, daß die Finsterniß von einem so hellen Lichte umgränzet wurde, verursachete dieses. Denn der Carobube lag an diesem Orte, wo der länglichtrunde Schatten des Lomberisches abgeschnitten wurde, so daß er halb das angenehme Licht, halb aber den braunen und fürchterlichen Schatten erdulden mußte.

D eine

O eine unermessliche Marter! O eine neue Art einer unaussprechlichen Pein! O eine Qual, die dieser Hölle anständig und würdig war, in der man mit Licht und Finsterniß, mit so entgegengesetzten Dingen, peinigte. Wahrhaftig, es war ihn eben so empfindlich, als wenn man einen Theil des Leibes in eine Schweißbank fesseln, und den andern im Schnee baden wollte.

Wie soll ich aber von euch singen? Was soll ich sprechen, ihr bösen Stecknadeln? Ach mörderische Dinger! solltet ihr den Carobuben an diesem Orte nicht bange machen, da ihr öfters Ritter gejaget, und die fleischichten Armen junger Herren unbarmherzig zerstoehen habet. Diese sind die Spieße und die Pfeile der sich weigernden Göttinnen. Aber die Waffen der Götter muß man fürchten. Doch was noch mehr? Sie lagen jetzt ohne Ordnung mit dem Sande und den abgefallenen Schattierpflasterchen vermengt, wie Schwerdter übereinander. Aber was das entsetzlichste unter allen zu seyn scheint, sehet was damals geschehen mußte. Es fiel ein Klumpen Schnupftabak, wie ein abgerißnes Stück von einem Felsen, hinunter ihm auf die Brust, und kam dem Helden vor die Nase. O eine durchdringend heftige Empfindung! O fürchterliche Gestalten! O armer Carobube! O unglückseliger Hauptmann! So hätte dir denn beynabe der unangenehme Schnupftabak, so hätte dir denn dieses beißende Gift fast dein Gehirn zerrüttet. Ja auch so gar die kleinsten Fäserchen in deinem Leibe wurden dir erschüttert, die Lunge wäre bey nahe zerborsten, und es fehlte nicht viel, daß

daß du durch die Nase dein ganzes Eingeweide weggenieset hättest.

Doch welche Worte vernehme ich? Es scheint eine Frau zu seyn, die ich höre, und ihre Stimme ist jungferlich: O Held! der du den kühnen Fuß in diese unbekannte Gegenden, in diese Wüsteneien und in die Hölle selbst, zu setzen dich unterstanden hast, du magst auch seyn, wer du willst. Genug daß du an eben diesen Ort, und durch eben diese Schicksale mit mir zugleich hieher gekommen bist, weigere dich nicht, einer Verlassenen beizustehen, die dich darum bittet! . . .

Mein Fräulein! es war nur Schnupftabak. Sie bemühen sich nicht; antwortete er hierauf, da er glaubte, daß sie mit ihm wegen seines Niesens redete. Doch, sprach er, hätte ich nicht geglaubt, hier eine Schönheit anzutreffen. Ihr raset umsonst, ihr wider mich aufgebrachten Götter, und deine Schmerzen, o Hölle, fühle ich nicht mehr, da ich Sie, mein Fräulein, gefunden habe. Denn, soll ich es sagen, so schien mir die Hölle nur in einer Beraubung des Anschauens derjenigen Dinge zu bestehen, die man schöne nennet. Sehen sie wohl, mein Fräulein, daß sie mir einen Himmel gebauet haben; denn wie könnte das wohl kein Himmel seyn, wo man Schönen, Engel, und Heilige sieht? Doch wer ist diejenige, die meine Schmerzen verringert, und mein Unglück verändert hat?

Du findest hier, sprach sie, die Unglücklichste unter allen denen, die jemals gewesen sind. Gerechter Himmel! was strafest du mich so! Erst ließest du mich

mir die Kräfte und Stärke der Liebe empfinden, und gleich darauf entziehst du mir den Liebsten. Aber ich nenne dich doch nicht grausam; denn ich weis, daß deine Strafen nur Mittel zu Belohnungen sind, und daß deine Plagen zu höherer Zufriedenheit führen. Doch es quälet mich ein heftiger Zweifel; bin ich nicht etwa nur die Einzige, die du ohne Ursache peinigest? Was habe ich dir gethan, daß du mich so empfindlich strafest? Du nimmst mir den, den ich liebe, aus den Armen. Ich weine, er weinet auch. Ist denn dieses genug? Nein, du stürzest mich noch darzu in die Hölle, da ich doch die reinsten Flammen hegte, und die Unschuld selbst bin.

Der Carobube wurde durch diese Reden bezaubert. Er dachte nicht daran, daß er das Kleid sich ausgezogen, und es vom Schnupstabaße gereinigt hätte. Nur diese Fremde hatte sich seiner Seele bemerkt, ihr Ebenbild und die Liebe war in ihn gedrungen, und in seinem Herzen sah man das erhitzte Blut eben so wallen, als wenn man in einen Topf voll siedenden Wassers gebrannte Bohnen wirft, und sie aufkochen läßt. Wer ist er? Wie heißt er, der vom Himmel geliebet wurde, weil sie ihn liebten? rief er mit einer Stimme aus, die seine Bewegung verrieth.

Seinen Namen, sprach sie, haben mir die Götter verborgen. Ich kenne ihn auch nicht; denn ich habe niemals sein Antlitz gesehen. Freylich, nämlich es haben mich die Götter damals beneidet, und mir eine Decke vorgezogen, die ihn mir umhüllet hat. Aber ich habe ihn öfters an diese Brust gedrückt, ich habe des Nachts an seiner Seite gelegen, und ihn des Tages

ges niemals verlassen. Wir sind Nachbarn und gute Freunde gewesen, wir haben auf einerley Art den Eingang einer gewissen Stelle bewachet, wir haben mit einander zu einer Zeit eine Reise unternommen, und haben beyde fremde Dörter gesehen, wir haben auch in einer großen Gesellschaft, die sie die Kirche nannten, neben einander gefessen, ohne daß er mich jemals gesehen hat. Ich kenne ihn auch nicht. Ja, ich glaube, daß wenn er selbst jetzt, o anmuthiger und schöner Held, an dieser deiner Stelle stünde, so würde ich ihn doch nicht kennen. Aber vielleicht führet mich mein Glück, o Himmel gib es! durch mancherley Gefahren noch dahin, daß ich ihn noch dereinst sehen werde. Dieses war nun eine solche Erzählung und eine solche Begebenheit, wie sie unserm Helden gefallen mußte. Was erzählen sie mir hier für ein Räthsel? rief er aus, und was sind dieses für Betrüger:eyen der Liebe? Er wollte eben die Leichtfertigkeit und das grausame Wesen derselben mit seinem Exempel bestätigen, da er denn, indem er das Register seiner eignen Liebesgeschichte durchsuchet, jetzt eben eine dergleichen Begebenheit und eben denselben Umstand findet. Man weiß nämlich, daß er einmahl in ein Gebetbuch gelegt, in die Kirche getragen und einem Prediger von gegenüber gezeigt worden ist. Damals hat er neben einem Schnißbildchen gelegen, welches man auf einer andern Seite zu einem Buchzeichen, so wie manche pflegen, gebraucht hatte. Nur ein einziges neidisches Blatt verhinderte also, daß die Heilige und der Carobube nicht neben einander waren. Was geschah wohl damals nicht in dem Herzen des Helden,

da

da er selbst derjenige war, nach welchem er gefragt, und von dem ihm diese geantwortet hatte. Sehen sie mich an, mein Fräulein, betrachten sie mich, und nehmen sie denjenigen hin, nach welchem sie geseufzet haben.

Hier wurde das Schnigbild roth. Es ist ihr eigen Bekenntniß, versetzte jener, sie haben sich verrathen. Geben sie sich nur willig; denn sie müssen es leiden, ja sie müssen es von mir selbst, ohne mir hierinnen zu widersprechen, hören, daß sie mich lieben. Wagen sie nichts, oder sie sind in der Gefahr, beschämt zu werden. Ach wie vergnügt lebten wir nicht damals, da wir uns das erstemal, und ohne uns gesehen zu haben, liebten! Ich verfluche noch immer meine Neugierde, die mich ins Unglück stürzte, und die damals die Ursache unsers Scheidens war. Ich konnte des großen Lichts nicht entwohnen, in welchem ich vormals gelebet hatte. Ich war begierig, den Tag zu sehen. Endlich stemmte ich mich, ich brauchte Gewalt, die Blätter des Buchs frosteten, ich streckte die Arme aus, und sprengte die beyden Flügel des Gefängnisses, in dem wir lagen, von einander. Das Gesangbuch eröffnete sich, und ich sah den Himmel und den Valerius. Dieser Alte entriß mich nun damals, mein Fräulein, ihren Armen; er nahm mich aus dem Buche, und hat mit heftiger Stimme drey Stunden lang gekiffen, bis ihn endlich seine Tochter zu Füßen fiel. Herr Vater, sprach sie, das Lied ist gar zu schön, dahin ich ihn, es mir zu zeichnen, geleget habe. Hierauf wurde ich wieder von ihm in ihren Schuß gegeben; sie nahm mich an, und ich wurde

April. 42. A a be

de, als der Bierzigste, unter das Kriegsheer der neun und dreyßigen gesteckt.

Hierauf erzählte nun die ausgeschnittene Heilige die wunderbaren Führungen, durch welche sie bis hieher geleitet worden war, und mischte zuweilen verliebte Bethörungen mit unter, wie sie in ihrem widrigen Glücke nur da Erleichterung gefunden hätte, wenn sie das Andenken von ihm bey sich erregt habe. Sie beschloß aber ihre Geschichte mit derjenigen Begebenheit; da sie heut mit Florentinen aus der Bethstunde getragen worden, und aus dem Buche auf die Erde gefallen sey, welches man aus Unbedachtsamkeit mit in die Spielstube genommen hatte, ohne daß man demjenigen nachgedonnen, daß es ein ungeschickter und einfältiger Fuß eines so schönen Zimmers sey.

Nunmehr redeten sie nichts mehr, von den geschehenen Dingen, sondern sie erneuerten ihre vorige Liebe. Man hörte Klagen und mitleidig seyn, Freude, Umarmungen, Zärtlichkeit, und alles, was eine heftige Liebe zu einer solchen Zeit, in den Herzen der Helden, zu erwecken und zu verursachen vermögend ist; alles dieses wurde in dem schläfrigen Reiche des schwarzen Pluto vorgenommen.

Zehntes Buch.

Ihre zärtlichen Handlungen und die durchbringenden Reden bewegten aber auch die Geschöpfe unter dem Lombertische. Staub, Sand und Steine rührten sich, da sie, wie von den besetzten Liedern des Daphneus herumgezogen und weggerissen wurden. Man sah einen Floß mit zwanzig Schritten quer über die Stube

Stube kommen, und noch ein anderer, der wie die cyprische Venus, aus fruchtbarem Wasser gezeuget war, zog die geschwinden Beine zusammen, indem er die Mäuslein derselben und ihre Sehnen, wie einen stählernen Bogen, spannte; er schoß los, er hüpfte, und setzte sich auf das Blatt einer Rose, mit welchem Blumenwerke der Kähm des Bildchens ausgefüllet, und mit welchem die Heilige gleichsam besäet war. Alle Schatten, die in der Stube waren, liefen zusammen, und versammelten sich um sie beyde herum. Deren sind aber in jedem Zimmer unzählig viele, die alle ihre besondern Pflichten haben, und von denen es kömmt, wenn sich etwas in der Stube, wie man so spricht, begehet. Repophilax kletterte an der Schürze der Florentine hinan, und hing also, wie die Papogeyen, an den Vorhängen, oder wie die schwarzen Feuermäurerlehrer bey dem Fischerstechen sich auf den Dächern und Bäumen anzuhalten pflegen. Er hat aber Florentinen mit seinen Krallen einen dünnen Faden im Sußige entzwey getreten, und das Loch dürfte fast weiter reißen. Also machten es auch alle übrigen Geister; sie hörten zu, sie waren stille, sie spitzten ihre Ohren und sperreten die Schnäbel auf. Asmodagirothelunviathanfergalus aber sprang auf das Tischgestelle, auf welches er sich setzte; er schlug die Hände in einander, und steckte den Kopf voraus, die Beine aber hingen weit über das Gestelle hinunter; denn er ritt auf demselben. Man saget, daß er bitterlich geweinet habe, und daß sehr häufige Thränen aus seinen rothen Augen herab geflossen sind. Doch sehet nur dort den geschäftigen Psyllarchos an; er sehet

mit einem Sprunge über alle andere Geister, aber weil kein Zwischenraum mehr übrig war, so sprang er den übrigen auf die Köpfe, die ihn mit ihren Hörnern wieder in die Höhe warfen. Wie? sprach er, soll ich nicht an einer Geschichte Theil nehmen, die sich in meinem Reiche zugetragen hat? Soll ich nicht diejenigen Klagen und Bitten vernehmen, die vielleicht selbst an mich gerichtet sind? sollen die übrigen vermögend seyn, mich hiervon abzuhalten? O nein! er ist viel zu fein, er weis noch andre Arten, die heimlichen Worte und Thaten zu vernehmen, als nur diejenigen, die gewöhnlich sind. Er will sie auf eine künstliche Art hören. Dort liegt eine Strickenadel, nach dieser läuft er hin, und diese bringt er herben geschleppt. Er weis wohl, daß die Bewegung, vermittelst eines Körpers, eher fortgebracht werden kann. Daher machte das Gespenst sich etwas länger, und stund auf den fördersten Spitzen seiner Fußzehen, die Nadel aber stemmte es an die Zähne und auf den Fußboden, und nachdem es mit den beiden Händen sich die Ohren zugehalten und verstopfet hatte, so konnte es jedes Wort viel gewisser, viel heftiger, viel stärker, viel deutlicher und lauter vernehmen. Denn der Schall und die Töne werden durch eine solche Erschütterung mit mehrerer Gewalt in das Gehirn fortgepflanzt. Es kamen auch noch einige schlechtere und unberühmte Schatten von einem Wandleuchter und von der Vorhangsquaste herzu gelaufen; kurz, es war damals ein allgemeiner Aufbruch der Geister unter dem Lomberische.

Durch

Durch diesen Aufruhr und durch dieß Gelärme erwachte nun Hölündchen, so hieß der Schooßhund, der vorher in dem Schooße der weichen und fleischigten Benigne geschlafen, und ihn gewärmet hatte. Er sprang auf, und leckte Benignen mit der Zunge. Die tiefe Höle aber, die er durch die Schwere seines Leibes eingedrückt hatte, gab sich wieder in die Höhe, und das Frauenzimmer empfand dadurch eine eben so große Erleichterung, als die Brust des überwältigten Riesen Typhous erleichtert wird, wenn er ein Erdbeben erregt, und die Gebirge, die auf ihm liegen, in die Höhe wirft. Aber selbst das Hündchen, der Hüter dieser herumschweifenden Schatten, und das Schrecken der Hölle fing mit solcher Heftigkeit zu bellen an, als wenn er drey Zungen und drey Häse hätte. So wohl war diese Hölle eingerichtet, daß es auch nicht einmal den schwarzen Wohnungen an einem Cerber fehlte. Er würde sich nicht zur Ruhe begeben oder geschwiegen haben, wenn nicht Ileschen, die Hausjungfer, herben geeilet wäre. Diese ist unsere Proserpine. Sie hat ein dreysaches Reich, nämlich auf Erden, bey den Unterirdischen, und im Himmel. Eigentlich sollte sie zu den mittlern Gottheiten gezählet werden; diejenigen aber haben gleichwohl auch einige Beweischümer für sich, die sie den Niedern und Untern zuschreiben wollen; da andre hingegen, und besonders einige junge und neue Gelehrten, sie ihrer Kleidung nach, wohl als eine vornehme und obere Gottheit verehren dürften. Und vor dem letztern sind so gar einige geschriebene Zeugnisse vorhanden. Dem ein Poete, der ihr einmals

Opfer gebracht, und sie in einem Gedichte besungen hat, hat sie in dem gestirnten Himmel selbst an die Stelle des Mondes gesetzt, der bey der Nacht herum zu laufen pflegt. Aber von ihrer Liebe zu Jagen, und von dem Actäon, hat er gänzlich geschwiegen, und daher will ich auch schweigen, und nichts davon sagen, daß sie den Sterblichen öfters bengestanden, ohne daß man sie zuvor, wie vor Alters, auf den Kreuzwegen angeruffen habe. Jetzt aber verrichtete sie das Amt der unterirdischen Juno; sie bückte sich und erlaubte unserm Orpheus seine Euridice, welche sie beyde auf ihren Händen trug, wieder zu den Obem herauf zu führen.

Fünftes Buch.

Hier fand er nun die Sache noch in Nichts verändert. Man war eben hier oben noch so lasterhaft, wie vorhin, und bemühte sich, durch Hinterlist den Sieg, die Ehre und den Reichthum zu erhalten. Die Cörzweye, ein Trumpf von sehr geringer Stärke, ließ sich bald Anfangs von der Spadillie niederschlagen. Denn dem Tode und dieser zu widerstehen, ist eben dasselbe. Aber sie machte sich noch an einem mächtigern, und auch diesen überwand sie, wie sich dieses der Cörkönig selbst vorher verkündigt hatte. Kaum hatte sie ihn aufgefordert, da er ihr schon aus der Hand der Benigne beherzt entgegen sprang, und indem er herab setzte, so klirrte das Eisen von seinem Harnische, und die Haare flogen ihm hinterwärts. Dieser alte Herr erschien demnach auf dem Kampfsplatze und stritt mit ihr, und war mit einem

einem Kleide angethan, das keine Falten hatte. Gewiß er war ein tapftrer König. Denn er siegte, wenn er wollte, und suchte nur immer neue Lorbern, da ihn doch die friedsamten Oliven eben so herrlich gekrönet hätten. Aber er hat niemals die Ruhe geliebt, sondern er siegte immer und wollte immer siegen. Ja er soll, weil er fast der Triumphe überdrüssig war, die er von Völkern seiner Art davon zu tragen pflegte, einmahl selbst mit denen Göttinnen zu streiten, und auch hier die Ehre zu überwinden gesucht haben. Eben wie Alexander, nachdem er in wenig Jahren die Welt mit seinen Siegen durchreiset war, dort überwinden wollte, wo die Götter wohnen. Doch jetzt erfährst du endlich auch, unruhiger und allzu kriegerischer König! daß es möglich ist, dich zu überwinden. Du wirst mitten in deinen Siegen hingerrissen, eben so wie jener endlich die Welt, das heißt, sein Königreich, verlassen mußte, das er bis an die Grenze des Himmels erweitern wollte; und eben so wie jener, den ein ganz enger Sarg noch in sich faßte, ob ihn gleich vorher die Welt zu enge schien. Endlich also hören unsere Begierden doch einmal auf, nämlich da, wo die Könige eben diejenige Erde zu ihrer Verwesung haben, in der die Gebeine eines Bettlers vermodert sind. Du König der siegreichen Herzen, sage an, was hast du für einen Vorzug vor der Cörzweie, und vor deinen eignen Unterthanen. Ihr seyd beyde in den viereckigten engen Rämern eingeschlossen, ihr werdet beyde zu einer Zeit und von einer Hand getödtet. Nur daß die eine ihrer Natur gemäß die Welt verläßt, der andre aber, der mit

den Göttinnen streiten wollte, in seiner Narrheit dahin genommen wird. Die Ehre machet es eben, wie der Wein; denn sie berauschen beyde. Wie nun einer der bey einem Schmause sich von dem starken Weine einnehmen und überwältigen läßt, zwar Anfangs alle zum Trinken auffordert; die Ehre der Vornehmsten unter den Säusern zu seyn, davon zu tragen suchet, sich über die andern erhebt, und da er mit seinem eignen ihm bestimmten Maasse des Weins noch nicht zufrieden ist, von seinem Nachbar fordert: Hernachmals aber davon trunken wird, und taumelt, und mit seinen Handlungen den Gästen zum Gelächter wird: Ich sage, eben so machen es diejenigen, die sich in der Ehre nicht satt saufen, und das ihnen bestimmte Maass nicht halten können; eben so machte es Alexander und der Cörfönig, als wie es diejenigen machen, die zuletzt die Lustbarkeiten verlassen müssen: und die, wenn ihnen vorher ein langer Saal zu enge wird, noch eine enge Sänfte fasset.

Nun bildete man sich ein, daß die Spielerinn keinen Vorzug vor Zulianen haben würde, und so spielte Pique an, womit sie den Vorten zu machen suchte. Es war dieses nur eine schlechte Pöbelkarte: Aber Benigne hatte die Pique dame noch, mit dieser stach sie drüber, und bekam hierdurch zwei Leisten, die ihr nichts nütze waren; die Spielerinn aber schmeiß ihren Buben zu, und wünschte Benignen zu diesem Stiche, mit lauter Stimme und mit einer freudigen Mine, Glück. Benigne soll aber geantwortet haben, daß sie unglücklich seyn würde, wenn sie öfters auf die Art flegen, und die Wahlstatt behalten sollte.

Zwölf.

Zwölftes Buch.

Man wird aber vorjest kein Lob von der Schönheit der Piquedame hören. Denn wenn der Dichter auf die Messe dem Homer nachahmen, und auf den Bänken singen wird, so wird er sie an eine Tafel nageln, und alles mit einer Ruthe den Zuschauern insbesondere zeigen. Schauen sie doch ihre unvergleichliche Gestalt, bewundern sie das Kohlschwarze ihrer Haare, jest belieben sie auf ihre weisse Hand Achtung zu geben, und so will er sie durch alle ihre übrigen Glieder führen, und den Vorzug eines jeglichen Stückweise betrachten lassen. Jest aber verdienet sie vielmehr einen Fluch, weil sie, durch eine unvorsichtige Tapferkeit, das Spiel hat gewinnen helfen.

Nun will ich noch zuletzt von dem Treffbuben singen. Er führte die Fahne seines Reichs, in diesem Spiele aber hat er zuerst keine Gestalt und Größe in den silbernen Spieltellern erblickt. Erst sah er sich an, und weil er sich noch nicht kenne, so meynete er, daß er derjenige wäre, mit dem er zu kämpfen hätte. Tritt näher, o ungestalter Kriegsmann, tritt ein wenig näher, damit ich dich treffen kann. Er sah hier, daß auch der andere redete, aber daß dessen Worte keinen Laut von sich gaben. Darauf hielt er ihm die Spitze seiner Fahnen vor, aber sein Bild that eben dieses, und es hatte das Ansehen, als wenn sie mit Fahnen fechten wollten; endlich schlug er nach ihm, und da wurde er erst gewahr, daß es ein Schatten sey, mit welchem er gestritten hatte; der Haß ward in eine Liebe und Bewunderung, der ungestalte Kriegsmann aber in einen schönen Ritter verwandelt. Denn er

war ein Stuzer, und bildete sich viel auf seinen Adel ein. Die andern Ritter tragen das Ordensband über die Brust; aber ich will nicht der ritterlichen Bier rath denjenigen Platz vergönnen, sprach er, der nur den Schönen angehöret, und trug ihn daher, zum Zeichen daß er Fessel trüge, an seinen beyden Füßen. Valentin Claudier hat diesen Mann zuerst zum Ritter geschlagen. Das Band ist gelb und der Ordensspruch ist dieser: V. C. Kartenmacher allhier.

Also ward der Krieg geendiget, und die Frucht von ihm ist der Tribut, den die Ueberwundenen bezahlen mußten. Da nun Florentine die Marquenschachtel eröffnen wollte, ey was für ein Wunderwert! siehe so waren die langen Marquen, in glatte Fische verwandelt worden. Sie hatten über einander gelegen, und die runden Ausgänge von ihnen, hatten sich unter einander die Schuppen eingedrückt. Da fuhren sie auf dem glatten Tische, wie auf dem schlüpfrigen Gewässer herum, und würden unfehlbar etwas geredet haben, wenn sie nicht Fische gewesen wären. Die kleinen viereckigten Marquen aber, die wie Caro gestaltet waren, sah man gleichfalls, zum Merkmaale daß Eder gesieget hatte, in lauter Herzen verwandelt.

Jeso empfand nun Benigne vornehmlich, aber zu späte, die Beschwerlichkeiten des Kriegs; denn sie hatte am meisten verlohren. Indem sie nun hierüber auf höchste entrüstet war, und das Feuer von ihrem Zorne in den Augen, und das ungestüme Wesen davon in ihren Händen hatte, so wollte sie sich noch, bey ihrem Weggehen, das Halsband zurechte rücken,
Aber

Aber der Angriff war viel zu heftig, und sie riß die Schnure entzwen, an der die runden Zierrathen der Mohren, die man im Meere findet, gereiht waren. Da liefen nun die schönen silberfarbneen Perlen mit vielem Geprassel in ihren Busen und auf die Erde hin. Sie hat sie aber alle, bis auf dreye, wieder gefunden. Die eine von ihnen ist in ein Grübchen gefallen, welches der ungeschickte Vormund, als er sich im sitzen, so sehr auf seinen Degen gestemmet, gestern mit seinem Ortbande in die Bretter eingebrücket hatte; die andere wurde entzwen getreten, und die dritte, die ihre Schwestern suchet, läuft noch immer ängstlich aus einem Winkel der Stube zu dem andern hin.

Ihr aber, o Mufen, steigt wieder auf den Par-
naß, denn ich will hier mein Gedichte endigen. Das
Werk ist vollkommen genug, denn es hat länger, als
selbst der Krieg gewähret. Wäre dieses eine Nothwen-
digkeit des Heldengebichtes, so wäre dieses das erste.
Hierinnen übertrifft es den Gesang des Homers, der
nicht eher als mit der Welt vergehen wird. Nun
kann ich sterben, wenn ich will! nur daß man den
Lombertisch mit Tuch behänge, und daß der Karten-
maler die Karten mit schwarzem Papiere beklebe.
Doch nein, was soll dieses leere Gepränge? Lasset mich
nicht ansagen, wenn ich gestorben bin, schweiget nur
mit euren Sterbeliedern, und lasset die Glocken ruhen;
Denn ich habe mir ein Denkmaal aufgerichtet, das
der Africaner lesen, und der in China be-
wundern wird.

C. S. S.

Zween

* * * * *

Zween Wandrer.

Eine Fabel.

Zwween Wandrer überfiel die Nacht.
 O Bruder, nimm dich ja in Acht!
 Dies Kunz, vom Schrecken eingenommen,
 Damit wir nicht vom Wege kommen,
 Dort läßt sich schon ein Irrlicht sehn,
 Nur daß wir uns nicht selber blenden,
 Und uns nach diesem Lichte wenden;
 Sonst ist es um den Weg geschehn.

Schon gut! rief Belten, schweige nur!
 Doch Bruder, wenn ich die Natur,
 Und was ein Irrwisch sagen wollte,
 Nur einmal recht verstehen sollte.
 Gelehrte nennen es die Dunst,
 Die aus den Sümpfen aufgestiegen.
 Ich weiß nicht, ob die Leute lügen,
 Mich hintergehn, ist keine Kunst.

Sag, Belten, ob du thöricht bist?
 Du weißt nicht, was ein Irrlicht ist?
 O dürst ichs nur bey Nachtzeit wagen,
 Ich wollte dirs wohl anders sagen.
 Ist's wahr, daß du kein Irrlicht kennst?
 Das Schrecken sagt mirs im Gemüthe,
 Ein Irrlicht, daß mich Götts behüte,
 Ein Irrlicht, das ist ein Gespenst.

Des

Den Drachen haßt zu doch gefehrt,
 Der, wie zu Stephens Zeit geschehn,
 Bey Kleindorf im Vorüberziehen,
 Getreid und Kälber ausgefpien.
 Das, was der Drach im Großen heißt,
 Das nenn das Irrlicht nur im Kleinen.
 Denn da sie bloß bey Nacht erscheinen;
 So sind sie wohl kein guter Geist.

Nein, Kunz, nein, sag ich! Nimmermehr,
 Ein Irrwisch ist kein wütend Heer!
 Ich werde, mit Erlaub zu nennen,
 Doch auch noch wohl Gespenster kennen.
 Ein Rübezahl, ein solches Thier,
 Als zu Gehofen ebedessen
 Die Ruch im Edelhof besessen,
 Dieß sind Gespenster, glaube mir!

Ein Irrwisch muß was anders seyn.
 Kunz. Wie, Welten, nennst du diesen Schein?
 Welt. Ich nenn ihn Irrwisch. K. Ist's erhöret?
 Wer hat dich wieder das gelehret?
 Ein Irrlicht heißt's; kein Irrwisch nicht!
 So spricht man ja mein Lebetage.
 Welt. So spricht man ja: ich aber sage,
 Daß alle Welt ein Irrwisch spricht.

Kunz. O Welten, sey nicht lügenhaft.
 Ich hab es auf der Wanderschaft
 Und Bruder, ohne viel zu schwören,
 Von Meistern Irrlichte nennen hören.

Bey

Bey diesem so erbigten Streit
Gerathen beyde von dem Stege
Auf ihres Irrlichts krumme Wege,
Bey aller der Gelehrsamkeit.

Wo, rief drauf Belten, sind wir nun?
Ist das nicht ein verwünschtes Thun!
Damit wir beyde sinnreich irren,
Mußt ein Geschwäg uns noch verwirren.
Da wir die Sache nicht verstehn:
So zankten wir noch um den Namen.
Damit wir ja vom Wege kamen,
Du Disputirsucht lohnst uns schön!

C. F. Gellert.

Phyllis an Silvander.

Mein Herr,

Wie wenig schalkhaft sind sie doch, daß sie ihre Schwachheiten so offenherzig gestehen! Haben sie mich verstanden, daß sie mich nicht lieben sollen? Sie sagen: ja, und machen dadurch, daß ich Ihnen wieder einen Dank schuldig bin. Es kann Ihnen nicht verdrüßlich fallen; Denn was man gerne wissen mag, muß doch nicht unangenehm seyn. Ich wundre mich sehr, wie sie auf die Liebe kommen, und besonders, wie sie mir dieselbe vorsegen können. Soll denn auch ich nicht einmal die einzige unter dem Frauenzimmer seyn, die sie nicht lieben wollen? Mein Silvander; wenn sie noch einen Tropfen Blut

Blut in ihrem Herzen haben, der keiner Schönen zugehört, so behalten sie ihn, und verschwenden ihn nicht bey der Phyllis, welche dergleichen Güter nur ungerne besitzt. Sie schreiben mir, daß zwey Dinge zugleich liebenswürdig seyn können; darf ich sie als einen Philosophen um den zureichenden Grund befragen, warum sie ihre Liebe vielmehr auf mich, als auf eine andere werfen? Jedoch vielleicht sind sie im Stande, auf zwey Seiten mit gleicher Stärke zu lieben. So künstlich habe ich wenigstens noch niemals lieben können; dahero weis ich auch nicht, ob es möglich ist. Allein ich will sie mit Leibnizen wiederlegen, gesetzt, sie wollten mich und eine andre lieben, so würden wir beyde einen Gegenstand ausmachen, der aus einer andern und mir zusammen gesetzt wäre. Woraus ein Ding zusammen gesetzt ist, dieses heißt man Monaden; folglich würden sie zwey Monaden lieben, zwey Dinge, die keine Seiten hätten. Auf welcher Seite wollten sie uns ansehen? Können sie lieben, was sie nicht sehen? Wie, mein Herr, fällt Ihnen die Antwort schwer? Ich dachte wohl, daß ich sie mit Leibnizen überwinden würde. Kommen sie zu mir, wenn es ihnen gefällt; und weil sie ihre Liebe so lange verbergen wollen, bis ich sie darum befrage, so können sie auch diese mitbringen. Sie werden sich aber wundern, daß ich mir das Fragen gänzlich abgewöhnt habe. Aber bleiben sie auch bey ihrem Vorsatze; denn ich weis, daß sie öfters ein Ding ungefragt thun. Ich bin jeho selten alleine. Leibniz ist mein täglicher Umgang. Jedoch sollen sie auch nicht ohne Zeitvertreib bey mir seyn. Ich will ihnen die Bücher

des

des Ovidius von der Kunst zu lieben vorlegen; und wenn sie diese durchgelesen haben, so verreissen sie noch einmal; ich wette, sie werden sich nach ihrer Wieserkunft nicht mehr mit der Gewogenheit der Phyllis zu trösten suchen.

*** ** ** ** **

Eine anakreontische Ode.

Sylvia, verstatt es mir,
Ich will igt den Wein besingen.
Ließ ich doch so oft von dir
Meine Leyer zärtlich klingen.

Wein, du machst mich froh und reich;
Alles Leid kannst du versüssen;
Wein, du machst mich Göttern gleich;
Wein, du lehrst mich feurig küssen.

Durch dich lieb ich erst recht schön;
Und wie sollt ich sie nicht lieben?
Sylvien nur einmal sehn,
Reizt genug zu zarten Trieben.

Ja, so lang ich zärtlich bin,
Bin ichs nur bey deinen Blicken,
Gieb dein Herze Damon hin,
Wenn mich andre je entzücken.

Liebe, mischt sich allezeit
Deine Lust in meine Töne?
Zimmer singt die Zärtlichkeit,
Und allein von dir, o Schöne.

G. v. H.

Ende des Aprilmonats.

Belustigungen
des
Verstandes
und des
Witzes.

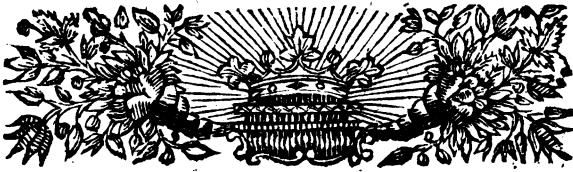
Et prodesse volunt & delectare — *Horat.*



Auf das Jahr 1742.
Maymonat.

Leipzig
Verlegt Bernhard Christoph Breitkopf.

Digitized by Google



Die Schmeicheln.

Ein Lehrgedichte.

An Fr. J. W. B. geb. G.



u, die von Jugend auf begierig nachgedacht,
Was Menschen wirklich groß, und recht zu
Menschen macht,

Der Jugend größten Lohn doch nie so reizend findest,
Als ihren innern Werth; die du beherzt ergründest,
Was unser Herz mit List in tiefe Klüfte senkt;
Daß uns sein Trieb allein entzückt, oder kränkt,
O Freundin, deren Haß ich gleich verdienen könnte,
Wosfern ich deinen Werth einmal vollkommen nennte,
Dir weis ich dieses Blatt! Dein Herz ist wie mein Herz;
Empfind einmal mit mir den großmuthsvollen Schmerz:
Daß Menschen, die sich doch vor andern Thieren ehren,
Selbst schmeicheln, und den Schwarm verdammter
Schmeichler hören.

Vergebens hab ich mich drey Wochen lang gequält,
Und, um ein Lobgedicht, die Sylben abgezählt:
Umsonst ist aller Fleiß, und aller Zwang gewesen;
Was ich mit Angst gereimt, muß ich mit Ekel lesen.

Nicht etwa, daß mein Geist die Bürger dieser Welt,
Aus Mißsucht, und Verdruß, durchaus für Thoren hält;
Nein! Weil mein redlich Herz fast nicht ein Wort ent-
decket,

Daß nicht der Schmeichler Mund, durch den Gebrauch,
beslecket.

Trajan, der für sein Land mit eignen Augen wacht,
Sich, durch der Bürger Wohl, groß, reich und furchtbar
macht,

Gesetze giebt, und hält, kein prächtig Laster schonet,
Bescheidne Tugend sucht, und vor der Welt belohnet,
Ist, deucht mich, genug gerühmt, wenn ihn mein frommer Geist
Den Vater seines Reichs, die Lust der Menschen heißt.
Raum aber laß ich nach, so hieß man auch Tyrannen:
So fühl ich meinen Sinn vom Eifer übermannen.

Er haßt in dieser Schrift der Laster Eigenthum,
Und sinnt, und sinnt umsonst auf einen größern Ruhm,
Und sucht der Schmeichelen, durch deren Gift, auf Erden,
Die Helden ungerühmt, die Mörder Helden werden.

Die Brut, die Eigennuß und Niederträchtigkeit,
Beym Orkus vorgebracht, die Schande dieser Zeit,
Die falsche Schmeichelen, war kaum ans Licht gekommen,
Als sie die Ehrsucht schon auf ihren Arm genommen,
Und gleich geküßet hat. Die Ehrsucht, deren Blut
Nur nach der süßen Frucht der Arbeit rasend thut,
Die Arbeit aber selbst aus feiger Faulheit fliehet,
Und alle Lorbern haßt, die sie bey andern siehet.
Die, sag ich, nahm das Kind der Mutter von dem Schooß,
Und zog es, nach und nach, mit ihrem Speichel groß;
Sie ließ die junge Brut den Staub von ihren Füßen,
Zu ihrer Sättigung, aus hoher Gnuß, genießen.

Ihr

Ihr Wachsthum war der Fall von Tugend und Verstand,
 Ihr Blick hat Redlichkeit und Freyheit ganz verbannt;
 Von ihres Athems Dunst, der leyder! zum Verderben
 Ganz unerschöpflich bleibt, sah man die Ehre sterben.
 Ihr Auge war halb frech, halb voll Bescheidenheit,
 Ihr Angesicht nie schön, doch ward es, nach der Zeit,
 Mit Schminken übertüncht, die ihr die Keimsucht
 brachte,

Die sich, aus Hungersnoth, zu ihrer Sklavinn machte.
 Ihr Herz, der Bosheit Schatz, der Lügen Aufenthalt,
 Siebt Wangen, Stirn und Mund nicht einerley Gestalt;
 Sie lacht, und weint zugleich, und dieses Ungeheuer
 Vergöttert und verflucht ein Ding mit gleichem Feuer,
 Wie es ihr Vorthheil heischt. Gleich Anfangs war ihr
 Schritt

Von kluger Furcht bestimmt, ein ungewisser Tritt;
 Sie kroch, und gieng nicht recht: Doch jetzt muß man
 bekennen,

Man sieht sie ganz getrost durch alle Sassen rennen.
 Das einze, was die Scham von ihrer Brust erlangt,
 Ist, daß sie eben nicht mit ihren Händen prangt.
 Ihr Wis verbirgt sie stets; wem wollten sie gefallen?
 Sie hat, wie man entdeckt, an statt der Finger, Krallen.

Indeß wird ihre Macht, durch ihrer Zuhler Schaar,
 Die ganz unzählbar ist, stets weiter offenbar.

Ihr unverschämter Fleiß baut auf der ganzen Erde,
 Aus braver Leute Schimpf, den Lastern Opferheerde.
 Ihr Gift schleicht unvermerkt durch alle Stände fort;
 Ja zehnmal, wie man sagt, hat man den heiligen Ort;
 Von dem die ewigen und reinsten Lehren schallen,
 Mit tückischer Gewalt, doch fruchtlos, angefallen.

So weit der Eigennüz die scharfen Klauen streckt,
 So weit hat diese Pest die Seelen angesteckt;
 Des Schmeichlers Weibrauch dampft um lichte Fürstentronen,

Bedeckt der Laster Heer, die an den Höfen wohnen,
 Macht Adel, Stadt und Land verderbt, und frech und blind,
 Und nimmt die Hütten ein, wo reiche Schäfer sind.
 Der Wahrheit Stral entflieht vor dieser dicken Wolke,
 Und glänzt nur hier und dar bey manchem wilden Volke,
 Das man barbarisch heißt, weil es noch Menschheit fühlt,
 Der Tugend Namen nicht für freche Laster stiehlt,
 Ja sie sonst nicht gekannt, bis es, durch Blut und Morden,
 Europen ähnlicher, und nun gestittet worden.

Wer weiß bey dieser Pest, was groß und schimpflich ist?
 Ein Wütrich, dessen Arm die Welt in Fessel schließt,
 Sein einziges Befeh in seinem Schwerdte findet,
 Und seiner Größe Macht auf andrer Schwäche gründet,
 Der, wie Philippus Sohn, das Unglück einer Welt,
 Für seiner Gottheit Ruhm noch viel zu wenig hält,
 Und größte Welten sucht, und unter hundert Himmeln
 Sich das Vergnügen wünscht, die Körper zu zerstückeln,
 Der oft ein treues Heer zu seiner Mauer braucht,
 Und dann den Heldenarm noch in die Abern taucht,
 Die halb erkaltet sind, der wird von tausend Zungen,
 In Winkeln zwar verflucht, doch öffentlich besungen.
 Er heißt so gut ein Held, als jener, dessen Arm
 Aus Liebe für das Recht, der Feinde größten Schwarm,
 Beherzt zu Boden streckt, und sich zuerst besieget,
 So bald der andern Stahl zu seinen Füßen lieget.
 Ja, wenn Miltiades, durch weise Tapferkeit,
 Von des Darius Wuth ganz Griechenland befreyt,

Und

Und Paros bloß verläßt, um Ehre zu erwerben:
 So läßt ihn gar Athen in Schimpf und Ketten sterben.
 So kehrt man alles um. Des Geizes schlimmster Knecht
 Heißt doch Aëtræus' Freund, und edel und gerecht.
 Wer kennt nicht den Crispin, der das Gesetz verehret,
 Und ganz genau erfüllt, wenn es sein Gut vermehret,
 Sonst aber standhaft bricht; der unersättlich bleibt,
 Mit Ziffern ohne Zahl ein Land zu Bettlern schreibt,
 Von Witwen Thränen wächst, und voller Hochmuth
 schäumt,

Wenn ihn des Schmeichlers Kiel zum Aristides reimet.

Lobt man nicht stets so grob: so lobt man doch zu viel,
 Vergißt der Billigkeit genau gestecktes Ziel,
 Und pflegt dem kleinsten Geist des Cato Ruhm zu geben,
 Dem bloß die Furcht verwehrt, recht lasterhaft zu leben.

O! Vorwurf unsrer Zeit! Und gleichwohl, wie mich
 deucht,

Ist eines Schmeichlers Amt nicht eben allzuleicht.

Er muß, soll man ihn einst der Menschen Scheusal nennen,
 Nicht faul noch schläfrig seyn, und viel vertragen können.

Betrachtet den Trimalch, den Stand, Geburt und
 Pracht,

Vor tausenden erhöht, doch niemals groß gemacht,
 Der auf den kleinsten Zweck die größten Mittel wendet,
 Aus schlecht getroffener Wahl sich mit viel Kosten schändet,
 Und in der Schwelgerey, wodurch er sich verirrt,
 Bey Klugen abgeschmactt, und klein, und elend wird!
 Und seht! wie muß Norban, um einen Blick zu kriegen,
 Der ihm sein Heil verspricht, sich in dem Staube schmiegen?
 Die Nacht, wo ihn der Rest von dem Gewissen nagt,
 Die ihn, indem er wacht, und auch im Traume plagt,

Die Nacht kann kaum dem Stral der Morgenröthe
weichen :

So steht man ihn gebückt zu seinem Helden schleichen.

Sein eigennützig's Herz erforscht mit banger List,

Weich Laster diesem Tag des Reichen Endzweck ist?

Sein Auge heftet sich an seines Abgotts Stirne,

Doch mit Behutsamkeit. Er martert sein Gehirn,

Zu wissen, was er denkt? Trimalch ist vornehm - still,

Denkt viel, und denkt doch nichts, weis selbst nicht, was
er will,

Knackt seine Finger los, als sollten sie zersplittern;

Und hustet drey mal laut; Morban fängt an zu zittern,

Und spricht, indem er Muth und List zusammenrafft :

„Ach! göttlicher Trimalch! Du bist zu tugendhaft!

„Dein Trieb, dein edler Trieb, den Staat recht wohl zu
lenken,

„Wird dich noch vor der Zeit = Ach! Nur daran zu denken,

„Macht deinem treuesten Knecht die größte Höllenqual.

„Was sinnst du denn so nach? Erhole dich einmal!

„Laß dich das Wohl der Stadt, der Bürger Wünsche
rühren!

„Mein Gott, was würde man an dir, Trimalch, ver-
liehren!

„Du bist der Länder Schatz, des Krieges Seel und Hand,

„Der Wissenschaften Ruhm; dein himmlischer Verstand

„Sorgt selbst, wenn sich dein Glanz bey einem Feste zeigt,

„Daß unsre Handelschaft, durch dein Vergnügen, steigt.

„Dein zärtlicher Geschmack, der alle deine Pracht

„Des Stifters Wise gleich, und ganz beseelet macht,

„Zwingt die entfernte Welt, trotz allen blinden Spöttern,

„Dich, u. durch dich dein Land, mit Ehrfurcht zu vergöttern.

Hier

Hier zieht Trimalch das Maul. Morban schwört einen Eid:
 Die Krone seines Werths sey, die Bescheidenheit.
 Drum würd er ihn gebückt bis zu der Brust verchren,
 Doch sollt er nie ein Wort zu seinem Ruhme hören.
 Trimalch sieht nach der Uhr; der Schmeichler thut
 entzückt,

Lobt seinen tiefen Geist, und nennt das Land beglückt,
 Zu dessen Ruhm und Flor dergleichen Herren leben,
 Die auf den Lauf der Zeit so sorgsam Achtung geben.
 Der Reiche wird vergnügt; sein Sklave nimmt es wahr,
 Und macht, durch fremdes Licht, auch seine Stirne klar.
 Der erste pfeift; er lacht. Trimalch fängt an zu scherzen;
 Morban lacht, daß er bebt, und fühlt in seinem Herzen
 Doch Ekel und Verdruß. Und doch bezwingt er sich,
 Macht seines Abgotts Feind, durch Lügen, lächerlich,
 Die er im Vorrath hat, und sucht des Thoren Willen,
 Noch eher, als der Thor, in allem zu erfüllen.

Wer zählt des Schmeichlers Müß, wenn er zur Tafel
 sitzt,

Und in der Dienstbarkeit bey großen Festen schwißt.
 Kaum fühlt er, was er schmeckt; die reinsten Töne schallen,
 Allein er hört sie nicht; sein Eifer zu gefallen,
 Macht ihn stets Unruhvoll. Schertz, Freude, Traurigkeit,
 Verwundrung, Ekel, Quaal, Furcht, Hoffnung, Feinds-
 schaft, Neid,

Und was Trimalch verlangt, muß seinen Mund regieren,
 Sollt er gleich in der Brust das Gegentheil verspüren.
 Vom Morgen bis zur Nacht fühlt er die Tyranney,
 Der allzeit schimpflichen und schwebren Schmeicheley.
 Was ist sein Lohn dafür? Die Freyheit, viel zu hoffen,
 Und dann verzagt zu seyn, wenn gar nichts eingetroffen.

Ein Trunk, ein voller Wanst, ein halb vergiftet Blut,
 Und, wenn er glücklich ist, ein schlaue gestohlnes Gut.
 Er braucht zu seinem Schimpf viel größere Beschwerden,
 Als Sokrates gebraucht, ein weiser Mann zu werden.

Ihr aber, die der Schwarm der Schmeichler stets
 umzirkt,

Und deren Hochmuth schwillt, so bald ihr Weibrauch wirkt,
 Ihr, die ein offnes Maul des Pöbels gleich entzündet,
 Ist Tugend und Vernunft bey euch nicht ganz ersticket,
 Ist euch, was Ehre heißt, nicht gänzlich unbewußt:
 So thut nur einen Blick in eines Schmeichlers Brust?
 Ihr werdet eure Schmach auf den Altären schauen,
 Die ihr aus Schwachheit wünscht, und seine Hände bauen.

Hört, Gnatho, dessen Keim auf euern Tafeln tobt,
 Der Kleider, Silberwerk, und Hund und Pferde lobt,
 Der euch die Ewigkeit, mit Mund und Feder schenket,
 Hat mir einmal entdeckt, was seine Seele denkt,
 Wenn euch sein Wisz bestürmt. Er glaubt, daß euer Geiß,
 Von Eigenliebe blind, die Lügen Wahrheit heißt;
 Daß ihr zu blöde seyd, euch selber zu erkennen,
 Und das nur halb zu seyn, was euch die Schmeichler
 nennen.

Er glaubt, und schwört darauf, daß euch, zu dieser Pflicht,
 Der nöthige Verstand, so wie der Muth, gebracht,
 Daß ihr den wahren Ruhm, der Tugend Lohn nichts achtet,
 Und nur aus dummer Lust, nach ihrem Schatten schmachtet.
 Er glaubt, daß euer Herz von schlechten Trieben schlägt,
 Die Last der Eitelkeit in faulem Blute trägt,
 Die Wahrheit tödlich haßt, und seinen Himmel fühlet,
 So bald des Schmeichlers Mund in seinem Schlamm
 wühlet.

Er

Er traut euch zu, daß ihr voll Ungerechtigkeit,
Voll Bosheit und Betrug, den Räubern ähnlich seyd,
Die vom Gewissen frey, mit List und Frechheit rauben,
Was sie in Ewigkeit nicht zu verdienen glauben.

Er denkt, daß ihr getrost der heiligen Vorschrift lacht,
Die uns ein tief Gesetz aus wahrer Demuth macht,
Kurz, daß ihr wohl verdient, daß euch der Schmeichler
Rotte,

Die ihr durch Gaben lockt, vor aller Welt verspottet.

Ist's möglich, daß euch noch die Stimme süße klingt,
Die voller Ungestüm mit Loben in euch dringt?
Stinkt euch der Weibrauch nicht? O! lernt euch end-
lich schämen,

Die Zeichen eures Schimpfs so muthig anzunehmen.
Gesetzt, man redet war, gesetzt, daß euer Werth
Das Opfer wohl verdient, womit man euch beschwehrt;
Entzückt euch denn ein Schall von pöbelhaften Tönen,
Die eure Tugend so, wie tausend Laster, krönen?
Der Beyfall eines Mannes, der sich voll Weisheit zeigt,
Den uns sein Herz ertheilt, sein frommer Mund ver-
schweigt,

Macht uns weit mehr berühmt, als wenn viel tausend
Narren,

Aus Dummheit, oder Geiz, vor unsrer Größe starren.

O Freundin! unsern Bund stüzt keine Schmel-
cheley.

Ist auch sein Adel nicht von allen Fehlern frey:
So weiß ich, daß wir doch, bey unsern treuen Trieben,
Einander weniger, als strenge Wahrheit, lieben.

E.



Send

Sendschreiben,

darinnen untersucht wird,
ob der Scherz über den ephesischen
Tempel der Diana bey einigen Alten artig
oder abgeschmackt sey.

Werther Freund,

Ich beantworte heute nur ein Theilchen Ihres gestrigen Schreibens: Das übrige kann ich ihnen morgen mündlich sagen. Denn ich bin von Ihnen überzeugt, daß Sie mir unsern Briefwechsel nicht zu Last machen wollen.

Sie sind nicht der einzige, der dem Herrn N. im Säbnen Gesellschaft leistet, wenn an denjenigen Einfall gedacht wird, den, ich weis nicht ob einer, oder mehrere von den Alten, darüber gehabt haben, daß sich die Einäscherung des ephesischen Tempels der Diana, und die Geburt Alexanders des Großen zu gleicher Zeit zugetragen. Das, was wir mit dem Namen des Einfalls, des Scherzes, des Witzigen, des Sinnreichen belegen, das gehört mit seinem ganzen Haufen unter die Gerichtsbarkeit des Geschmacks, oder anders zu reden, unter diejenigen Dinge, von welchen die wenigsten Leute genugsam deutliche Begriffe haben. Ich brauche Sie aber nicht zu erinnern, daß

daß die Urtheile in Dingen von dieser Art einer großen Verschiedenheit fähig sind.

Es wundert mich also nicht, daß Sie einmal keinen Gefallen an einem Dinge finden, das dahin gehört; sondern das befremdet mich, daß Sie sich wundern, weil ich andrer Meynung bin, als Sie; oder weil ich anders denken kann, als Herr N. . . Ich lasse ihm alle seine Verdienste, die er haben kann: Und Sie wissen selbst, daß ich ordentlich mit Hochachtung von ihm spreche. Allein, ich weis nicht, wie ich dazu komme, daß mir es nicht erlaubt seyn soll, von seiner Meynung abzugehen. Er hat viel gute Eigenschaften an sich; aber ein Stück gefällt mir nicht an ihm. Denn so sehr ich es an gewissen Gelehrten misbillige, daß ihnen alles roh vorkömmt, was nicht von den Alten aufgetragen worden ist; eben so sehr muß ich darüber lachen, wenn andern alles brand-richt riecht, was sich ein wenig über das Jahr 1600 rückwärts schreibt. Herr N. gehöret unter die letztern; und wenn Sie mir es zur Sünde anrechnen, daß ich in diesem Stücke über ihn lache: So muß ich Ihnen sagen, daß ich, im Falle er auf seiner Meynung bleibt, diese Sünde mit ins Grab nehmen werde. Und wer weis, ob ich nicht noch die boshafte Freude habe, Sie auch zu dieser Sünde zu verführen, deren Wesen darinnen liegt, daß man in Sachen, die den menschlichen Verstand angehen, den gebenedeyten Hochmuth besitzt, nicht dem Ansehen anderer, sondern seiner eignen Einsicht allein zu trauen.

Jetzt will ich weiter nichts von Ihnen, als dieses, daß Sie nicht etwa denken sollen, Herr N. . . sey
der

der erste, der den Cicero tadelte, weil dieser den Einfall lobet, von dem die Rede ist; und daß Sie mir erlauben sollen, künftig in Gesellschaft von ihrer Meynung abweichen zu dürfen, wenn ich, wie dießmal, Gründe meiner Abweichung anzugeben weis.

Damit Sie mehr als einen zugleich sehen, der hier den Cicero nebst dem Urheber des Scherzes zu tadeln für gut befindet; so will ich Ihnen die Anmerkung übersezt herschreiben, welche Davies bey Cicerons 27 Cap. des 2 Buchs von der Natur der Götter, gemacht hat. Ich überseze sie vielleicht nicht schön; ich weis aber, daß ich es nicht schlimmer mache, als die Uebersetzer. Die Stelle heißt so: „Diesen Scherz
 „(über Dianens Tempelbrand) schreibt Plutarchus
 „dem Hegeßias von Magnesia zu; er fället auch ein
 „ganz ander Urtheil davon. Seine Worte im Leben
 „Alexanders sind davon folgende: Alexander ward
 „den sechsten des Monats Hekatombäon, und also
 „an dem Tage gebohren, an dem der Tempel der ephesischen Diana abbrannte. Hegeßias von Magnesia,
 „hat also über diesen Umstand eine gewisse Scharfsinnigkeit gesagt, welche aber so frostig ist, daß sie
 „diese ganze Feuersbrunst auslöschten könnte. Denn
 „er sagte, es sey ganz natürlich, daß der Tempel weggebrannt sey, indem Diana gleich bey der Geburt
 „Alexanders beschäftigt gewesen. Ich gehe zwar,
 „fährt Davies fort, höchst ungerne von Cicerons Meynung ab: Allein die Liebe der Wahrheit befiehlt
 „mir, zu gestehen, daß mir Plutarchs Urtheil gründlicher vorkömmt. Herr Buhurs, ein Mann
 „von ganz feinem Wize, saget im ersten Gespräche
 von

„von der Art wohl zu denken, und lange vor ihm der
 „gelehrte Turnebe in 4 Cap. des 27 Buchs seiner
 „vermischten Anmerkungen, eben dieses. Die große
 „Liebe zu scherzen, welche die Alten am Cicero be-
 „merkt und getabelt haben, hat denselben dahin ge-
 „rissen.

Ich weis nicht, ob Sie den Cicero bey der Hand
 haben, oder sich seiner Stelle, welche zu dieser Anmer-
 kung Gelegenheit gegeben hat, genugsam erinnern
 können. Ich weis aber, daß wir ihn in der Gesell-
 schaft nicht hatten. Ich will also, weil ich einmal
 an das Ausschreiben gekommen bin, seine Worte
 auch hersehen, welche die Ehre seines Wises schänden
 sollen. „Timäus, spricht er, hat hierbey, wie sonst
 „öfters, einen artigen Einfall. Nachdem er in seiner
 „Geschichte gesagt hat, daß in der Nacht, in welcher
 „Alexander gebohren worden, der Tempel der Dia-
 „na zu Ephesus weggebrannt sey, so sezet er dazu,
 „daß dieses kein Wunder sey, weil Diana, da sie bey
 „der Niederkunft der Olympias seyn wollen, nicht
 „habe zu Hause seyn können.

Was ich hserbey nur im Vorübergehen erinnere,
 ist dieses, daß ich es in Ansehung des Urhebers von
 diesem Einfalle, welcher beyhm Plutarch Hegesias,
 beyhm Cicero aber Timäus heißt, lieber mit dem letz-
 tern, als mit dem erstern halten will. Die Gründe
 dieser meiner Wahl verschweige ich Ihnen dießmal:
 Weil dieser Umstand nichts zu unserm Zwecke bey-
 trägt; und mein gegenwärtiges Schreiben nicht zum
 Glückwunsche auf eine mit Ihnen vorgegangene Ver-
 änderung bestimmt ist, und also nicht gedruckt wer-
 den

den soll. Denn wenn aus dem Blatte, worauf ich schreibe, ein Schediasma oder eine Commentatiunkel werden sollte: So müßte ich noch viele Gelegenheiten mitnehmen, zu zeigen, daß ich alte Bücher gesehen hätte. Ich müßte mir einbilden, daß der Leser fragen würde, ob dieser magnesische Hegeſias des Plutarchus eben derjenige sey, der die Leute beredet hat, daß sie sich gehängt und erstochen haben; wie viel Leute gelebt haben, die Timäus heißen; welcher von ihnen der Geschichtschreiber sey, von dem bey uns die Rede ist; was Pythagoras gelehrt, und wie Plato das Büchlein von der Weltseele durch seine Auslegungen verdrehet habe: Und alle diese Fragen müßte ich auf eine gelehrte Art beantworten; und in den Anmerkungen, wie Davies über den Cicero, den Anacreon mit neuen Emendationen herausgeben. Allein da ich keinen Vorwand habe, Sie auf die Gasse zu rufen, und Ihnen diese Sachen laut zu sagen, das ist auf Französiſch, mich drucken zu lassen: So müssen Sie mir es verzeihen, daß ich bey der Hauptsache bleibe, und Sie es, ohne zu sehen, glauben heße, daß ich die ehrlichen Leute habe nachschlagen können, aus welchen ich mich in meinen Anmerkungen breit gemacht haben würde.

Doch es scheint, mein Brief wird lang, ich mag gelehrt thun wollen, oder nicht. Und ich hätte es bald vergessen, daß ich heute noch mehr zu thun habe, als an Sie zu schreiben. Ich hoffe, ich werde nunmehr kurz seyn: Wenigstens bin ich es willens.

Ich weis nicht, ob sie, um mich zu verstehen, eine Erklärung dessen, was man Einfall und Scharfsinnigkeit

nigkeit nennt, nöthig haben. Das werden Sie hoffentlich wissen, daß es dieser Art von Gedanken wesentlich ist, an dem Dinge oder der Begebenheit, wovon die Rede ist, etwas wahrzunehmen, das nicht einem jeden gleich in die Augen fällt, oder gar noch nicht bemerkt worden ist; und gleichsam die Theile des Ganzen in einer ganz besondern Art der Verhältnisse, à la vue d'oiseau, wie die Zeichenmeister reden, vorzustellen. Ein Einfall kann ferner, wie Sie auch wissen, ernsthaft oder lustig seyn. Wie Ernst und Scherz unterschieden sind, das will ich jetzt nicht sagen. Denn wenn Sie es nicht wissen, so fühlen Sie es doch: Ueber dieses ist von dem erstern jetzt nicht die Rede. Und soll ich von dem letztern ja etwas gesagt zu haben scheinen, so ist es dieses, daß ein Scherz entsteht, wenn z. E. die Sache nichtswürdig ist, und man den daran bemerkten Umstand als sehr wichtig vorträgt; oder wenn man den Umstand so anzeigt, daß man von einer ordentlicher Weise sehr hochgehaltenen Sache so wie von einer niedrigen, gemeinen, oder geringen spricht. Dieses alles kann angenehm, oder beißend, anständig oder bäuerisch, artig oder abgeschmackt, und ich weis nicht, auf wie vielerley Art sonst, geschehen.

Die Professoren des Scharffsinnigen sehen unter den Gesetzen desselben immer dieses voran, daß das Scharffsinnige wahr seyn soll. Ich will also zuörderst hierbey eine Anmerkung machen; weil Sie mich sonst einmal unrecht verstehen könnten, wenn ich spräche, der Scherz des Limäus ist wahr. Man muß in diesen Fällen dieses Wort nicht in allzulogi-

schem Verstande annehmen. Wenn Sie sich darüber wundern, daß ich dieses sage: So erinnern Sie sich doch nur, daß die Wörter: der Scherz ist wahr, als ein Satz, der einen dem Ernsthaften entgegengesetzten Begriff in sich hat, schon selbst gebietzen, daß man die Wahrheit, von der die Rede ist, nicht mit dem Werkzeuge messen müsse, nach dem es zutrifft, daß alle Triangel drey Seiten und Winkel haben. Der merkwürdige Umstand, den man bemerkt, ist manchmal nur zum Scheine so, wie man sagt: und es ist öfters dem, der uns darauf weist, nie in den Sinn gekommen, das für völlig wahr auszugeben, was er von uns betrachtet wissen will; sondern er weist uns nur, wie die Sache in das Auge fällt; so wie man bey vergoldeter Arbeit nicht allezeit begehrt, daß man sie für gülden halten soll. Bey dem Scherze hat also auch die scheinbare Wahrheit statt; und wer eine so runzlichte Stirn hat, daß er dieses nicht zugeben und den Urheber des Scherzes nicht nach dessen Absicht beurtheilen will, dem wollte ich rathen, in einem so hohen Alter nicht mehr vom Scherze zu reden, und darüber zu urtheilen.

Es ist mit denen Dingen, die den Gegenstand des Scherzes ausmachen, wie mit denen Gemälden beschaffen, welche verschiedne, und manchmal ganz entgegengesetzte Bilder vorstellen, nachdem man sie von der rechten, oder von der linken Seite, oder gerade von vornen betrachtet. Wer scherzet, der sieht die Sachen von der Seite an, wo sie eine neufränkische und wundersame Ansicht haben, und wo eben das Pergament, das von vorne einen Heiligen zeigt, den
Augen

Augen einen Dubelfack vorstellet. Dieses muß ihm auch meines Erachtens eben so erlaubt seyn, als es dem Copernikaner ist, zu sagen, daß die Sonne aufgeht. Ich will nicht haben, daß der Scherz keiner andern, als der scheinbaren Wahrheit, fähig sey. Denn man kann die schärfste logische Wahrheit doch noch in Begleitung solcher Umstände aufführen, daß sie die Mine des Scherzes vollkommen an sich hat. Allein man soll dem Scherze nur erlauben, auch die scheinbare Wahrheit in seinen Diensten zu haben, und sich es endlich vorstellen, daß in vielen Fällen eben da der Scherz abgeschmactt seyn würde, wenn das wirklich wahr wäre, was man vorgiebt.

So viel will ich jetzt von der Einfallstheorie voraussetzen; und nunmehr die Ausübung derselben in Ansehung des Gedanken, den wir untersuchen, darnach prüfen. Darinnen sind wir eins, daß sie scherzhaft, und nicht ernsthaft ist. Es fraget sich also nur, ob sie die Eigenschaften eines vernünftigen, feinen und anständigen Scherzes habe. Und dieses behaupte ich, trotz dem Turnebe, Buhurs, Davies und allen ihren Bewunderern; wiewohl ich mich bedacht haben würde, um derentwillen die Feder zu ergreifen, wenn ich nicht den Cicero und den Plutarch, als die Hauptpersonen der Parteyen, ansähe; und wenn nicht Ihr Wille, werther Freund, einen so kräftigen Einfluß auf meine Handlungen hätte.

Damit ich Sie nun selber urtheilen lassen kann, wieferne der Scherz, welchen Cicero lobet, von gehöriger Güte sey: So muß ich eine Anmerkung von der Frau Diana machen. Denn ich will Ihnen nicht allein

zeigen, daß dieser Einfall, für sich selbst nicht ungereimt sey, sondern auch, daß er durch den Umstand der Person nicht abgeschmact und ungereimt werde. Denn wie ich mir die Sache vorstelle, so ist es, überhaupt zu reden, dazu, daß der Scherz wahr sey, genug, daß er nichts an sich ungereimtes in sich habe. Und dieses nehmen Sie doch hoffentlich wohl an dem Einfalle wahr, von dem wir reden. Diana wurde ja für die Göttinn der Kreißenden und Gebärenden gehalten, und war dießfalls Generalhebamme. Also war es ja natürlich, daß sie auch der Olympias in ihren Kindesnöthen beystehen mußte; da besonders diese eine königliche Person war, und ihr kleines Söhnchen künftig so eine ansehnliche Rolle in der Welt spielen sollte. Wenn sich nun Diana nach Pella erhub; so konnte sie nicht zu Ephesus seyn: Denn, man kann sich nicht, wie Sie selbst zuweilen sprechen, in zwey Stücke thellen, und an zween Orten zugleich seyn. Ja, werden Sie sagen, zwischen mir und einer Göttinn ist ein großer Unterscheid. Aber nein, mein Herr; besinnen Sie sich nur. Die heidnischen Götter konnten auf einmal nur an einem Orte seyn; und wenn Jupiter in Aethiopien schmausete; so war er so lange nicht im Himmel. Oder wenn sie lieber von der Frau Diana selbst ein Beispiel wollen; so saß sie ja auf dem Altare vor der Thür der Kreißenden Alkmene, als sie von der Galanthis betrogen wurde. Ich sage nichts, wie Sie sehen, als was die Grundsätze der heidnischen Religion selbst fest stellen: Und wenn man diese als richtig annehmen könnte: So würde es gar eine logische Wahrheit seyn, daß Diana,

na, als Vorsteherinn der Kreißenden, wegen Amtsverrichtungen, an ihrem Tempel nicht habe können löschen helfen; wiewohl alsdann die Frage wäre, ob man nunmehr damit spotten dürfte. Es hat also mit der Bemerkung des Grundes, warum Diana ihren Tempel so hinbrennen lassen, in dieser Voraussetzung, so gar logisch seine Richtigkeit.

Wenn Sie mich aber ferner fragen, ob dieser Umstand auch besonders, in Ansehung des Hegeſias, Timäus und Cicero, eine feste Wahrheit sey: So antworte ich: Von dem ersten weiß ich es nicht. Von dem andern sage ich, in Betrachtung des Charakters, den uns die Alten von ihm hinterlassen haben, wahrscheinlicher weise, nein. Und von dem dritten ist es ausgemacht, daß er den Umstand, der in dem Einſalle der erstern bemerkt wird, nicht für in sich selbst wahr, sondern nur für eine scheinbare Wahrheit, insofern er der gemeinen Meinung gemäß war, gehalten, und eben, weil die Sache in sich betrachtet ohne Grund war, den Spott darüber gelobt hat. Aber dieses ist, wie ich gesagt habe, schon genug, den Einfall wahr zu benennen. Denn ich habe bereits erinnert, daß dem Urheber desselben öfters an nichts weiter etwas gelegen ist, als daß man zugeben soll, die Sache scheine so. Ueberhaupt demnach betrachtet, so ist der Scherz wahr; und weil er wahr ist, überhaupt gerechnet, auch nicht abgeschmackt.

Da aber etwas zwar an sich selbst richtig, wahr, und also auch nicht ungereimt seyn; aber doch durch die Umstände unanständig, frostig, abgeschmackt, niederträchtig und pöbelhaft werden kann: So muß

ich auch dieses letztere von Ciceros Scherze, (denn so nenne ich ihn, weil er ihn lobet) noch ablehnen. Wenn dieses geschehen seyn wird, so wird man hoffentlich im übrigen wenig daran auszufehen haben.

Ein Scherz kann durch die Umstände abgeschmact werden, wenn man zu der Materie, woraus man den Scherz erschaffen will, etwas gar zu erhabnes, hohes, und heiliges wählet, und es dadurch gleichsam entweihet. Hieher gehören z. E. die Personen großer Herren, die noch leben, und an dem Orte, wo der Scherz vorgebracht und bekannt gemacht wird, verehret werden müssen, imgleichen die Religion, die der, welcher scherzet, für seine erkennt, folglich seinem eignen Urtheile nach hochzuhalten hat, und den Endzweck nicht haben kann, solche lächerlich zu machen.

Wollen Sie also den Grund wissen, warum sich Plutarchus wider Ciceros Liebling erklärt? Hier liegt er. Ihm, dem Plutarch, konnte er freylich frostig und abgeschmact scheinen; weil er, wie Sie aus seinen Schriften wissen werden, ordentlich Hochachtung und Ehrerbiethung für die Familie der Götter bezeigt; und ein Mann war, bey dem die heidnische Religion, wie sie auch seyn mochte, in Ansehen stand. Eben also dieser Scherz kann zum Beweise dienen, wiefern man auf die Wahrheit bey der Bemerkung des Umstandes an dem Dinge, womit man scherzet, dringen müsse. Denn da dem Plutarch die Sache mit der Diana als eine wirkliche Wahrheit vorkommt: So erkläret er sich, daß er nichts Wisliges, sondern etwas ungemein Frostiges in dem Scherze finde:

finde; dahingegen dieses nicht seyn würde, wenn die Gottheit der Diana in seinem Verstande weniger Wahrheit hätte.

Machet denn aber auch Cicero den Einfall dadurch frostig, daß er etwa von einer Sache redet, für die er Hochachtung zu haben vorgiebt? Nein, werther Freund. Weder Timäus, noch er, hat mehr Ehrerbietung gegen die Diana gehabt, als Sie und ich. Und es wundert mich, daß dieses den neuern großen Scharfsinnigkeitsrichtern nicht hat in die Augen fallen müssen, da Cicero den Scherz des Timäus in eben dem Buche lobet, welches er in der Absicht geschrieben, die Irrigkeit der heidnischen Götterlehre zu zeigen; und welches so deutlich auf diesen Zweck geht, daß man es nach der Zeit als eine Schrift, welche der christlichen Lehre aufhülfe, durch den Rath zu Rom, entweder verbrannt, oder sonst zernichtet wissen wollen. Cicero hat also keine Gottheit beleidigt, keinen Satz seiner Religion zum Lustigmachen gemisbraucht, und also keine Abgeschmacktheit als schön und witzig vorgebracht. Ist etwas davon zu sagen, so ist er vielmehr zu loben, als zu schelten, daß er sich des scharfsinnigen Einfalls des spöttischen Timäus noch einmal zu dem guten Zwecke bedient hat, dem albernen Volke Gelegenheit zu geben, daß es an das läppische seiner Religionsmeinungen gedenken, und sie endlich fahren lassen möchte.

Er that doch unrecht, sagen Sie vielleicht, daß er von einem durchgängig hochgeachteten Wesen auf eine solche Art sprach, die diesem Wesen unanständig war; ob es gleich bey ihm selbst nicht in Ansehen stand.

stund. Man muß der gemeinen Meynung etwas nachgeben, und, wenn man klüger ist, als andre, für sich Flug sehn.

Ehe ich hierauf antwortete, muß ich etwas nur mit zweyen Worten erinnern. So viel ich mich besinnen kann: So hat Buhurs keine besondere Ursache seiner Verwerfung des timäischen Scherzes angegeben. Den Turnebe habe ich nachgeschlagen. Allein anstatt etwas zu sagen, woraus sich ein Grund nehmen ließe, für oder wider die Artigkeit des Einfalls ein Urtheil zu fällen, so saget er weiter nichts, als daß Plutarch so, und Cicero so denke, und daß dergleichen Possen im Timäus mehr stünden. Ich glaube also, Turnebe, Buhurs und Davles gründeten sich heimlich auch auf den Einwurf, den ich hier von Ihnen, mein Herr, vermuthete. Ich bitte Sie aber, thun Sie sich auf dieser Herren Gesellschaft nichts zu gute. Ich werde durch deren Ansehen niemals bewogen werden, von dem Grundsatz, daß man wissen, und schweigen müsse, vorthellhafter zu denken, als ich thue.

Vielleicht bilden Sie sich ein, es stecke eine große politischphilosophische Weisheit hinter demselben. Verzeihen Sie mir aber, wenn ich sage, daß es eine sehr unedle, und Ihnen und allen vernünftigen Leuten sehr unanständige Meynung sey. Wie es scheint, so würde ich, wenn es auf Sie, und auf diese Herren ankäme, wohl noch die Irmenisäule, den Radigast, und ich weiß nicht, was für Götter verehren; und weder von Wiederherstellung der Wissenschaften, noch von der Reformation der Glaubenslehren etwas wissen.

wissen. Und dieses sind doch solche Dinge, daß ich lieber nie geböhren zu seyn wünschte, wenn ich jenes thun, und von diesen nichts wissen sollte. Von Ihnen, Ihres Orts, weis ich, daß Sie eine unschuldige Wahrheitsliebe verleitet hat, den Scheingründen Beyfall zu geben, welche diese Art der heimlichen Weisheit einführen wollen. Sie werden also keinen Zorn auf mich werfen, wenn ich darum bey einem Scherze etwas ernstlich rede, weil auch mich die Wahrheitsliebe wirksam macht. Ich weis wohl, daß es viel Leute giebt, welche ein philosophischer Hochmuth denken heißt, daß sie andre Erdschwämme mit eben so großer Wohlstandigkeit irren sehen, und die Wahrheit bey sich behalten können, als Gott vom Himmel die Thoren auf Erden schaut. Ich bescheide mich auch, daß man einen andern in Dingen, die in die menschliche Glückseligkeit überhaupt keinen Einfluß haben, alleufalls irren, und zum Exempel einen Rühhirten glauben lassen könne, daß die Erde wie ein hölzerner Zeller gestalt sey. Dieses sage ich aber auch ungeschweut: Verwünscht sey der Weltweise, der einen schädlichen Irrthum, ich sage, einen schädlichen Irrthum, im menschlichen Geschlechte entdeckt, und denselben nicht öffentlich anzeigt! Meynen Sie, ich solle dieses nicht allenthalben sagen: So antworte ich fürs erste, daß ein großer Philosoph meinen Fluch nicht für strafbar, sondern nur für lächerlich ansehen kann; weil die Wünsche nichts helfen. (per §. 1--)

Fürs andre wollte ich rathen, wenn man dieses nicht sagen dürfte, daß man lieber gar aufhören möchte, künftig von Wahrheit und Philosophie viel zu reden:

In dem ich der Meinung bin, daß man solche philosophische Quaniten auf allen hohen Schulen vom Magisterexamen abweisen sollte. Kurz, schädliche Irrthümer herrschen lassen, und heilsame Wahrheiten verschweigen, ist schändlich; und die falschen Meinungen von der Gottheit nicht unter die schädlichen Irrthümer zählen, ist sehr schwach geurtheilt.

Ist dieses, so hat Cicero, mit seinem Beyfalle in Ansehung des Scherzes über die Diana, nicht gesündigt. Vielmehr ist er an andern Orten unter meinem Fluche. Denn damit Sie sehen, daß ich ihn nicht aus einer blinden Hochachtung und Liebe vertheidige, weil es mein Cicero ist: So table ich es ohne Bedenken, wenn er es dem Plato hier und da nachberhet, daß man, wenn man den Vater der Welt gefunden habe, nicht öffentlich von ihm reden dürfe. Da sollte man ihn tadeln; und da sollte man zeigen, daß man weniger Schwachheit, und mehr Wiß und Muth, als er, besäße; anstatt, daß man sich, mehr als er, einer niederträchtigen Menschenfurcht bey solchen Grundsätzen verdächtig machet, und zeigt, daß man alle Wahrheit abzuschwören fähig sey, wenn einem mit einem Flohstiche gedroht werden sollte.

Folgen Sie mir also immer diesesmal; und lassen Sie den Cicero unter solchen Umständen immer spotten, oder den Spott loben. Ist doch der Prophet Elias in diesem Stücke auch ein Ciceronianer gewesen. Und Sie sehen gar leicht, daß, wenn Cicero unrecht gethan haben soll, Elias auch straffällig ist. Ich weis nicht, was Sie für eine Bibel haben: In meiner aber weis ich, daß Elias gelobt wird, weil er den Baal

Baal verhöhnt, und seine Priester zum Besten gehabt hat. Wenn Ihre Bibel die Sache eben so erzählt: So fordre ich Sie auf, es noch einmal zu wagen, und den Cicero zu schelten. Denn Sie sind ein Gottesgelehrter: Und ich traue Ihnen nicht zu, daß Sie eins von den lächerlichen Geschöpfen sind, welche immer in der Gottesgelahrtheit und in der Weltweisheit in einer und eben derselben Sache zweyerley glauben.

Damit Sie übrigens sehen, daß ich dem Cicero gar nichts zu schenken begehre, so will ich zugeben, daß er vielleicht darinnen gefehlt habe, daß er seinen Beyfall nicht lieber dem Cotta, als dem Balbus, in den Mund gelegt hat. Indessen läßt sich auch hier zu seiner Vertheidigung sagen, daß es dem Balbus, der im übrigen die Götterlehre vertheidigt, sehr wohl anstehe, bey einer solchen Schwachheit, als die gemeine Meynung von der Diana war, so wenig blinden Eifer und so viel Unparteylichkeit durch diesen Scherz zu zeigen. Ueberhaupt werden Sie wissen, daß es bey dem Cicero nicht allezeit so genau darauf ankommt, welche Person er etwas sagen läßt. Und ist dieses ein Fehler; so ist es einer, der zur Hauptsache nichts be trägt. Denn es mag den Scherz loben, welche Person da will: So giebt doch jeder Theil zu, daß sie ihn in Cicerons Namen lobet, der auf die große Diana nichts hielt, und gerne gesehen hätte, daß auch andre nichts auf sie hielten. Und so, dünkt mich, ist es klar genug, daß man den getadelten Scherz in Cicerons Munde nicht mehr frostig oder abgeschmackt nennen darf. Außerdem wird ihm, wie ich

412 Schäfergedichte auf den Abschied

ich nochmals hoffe, die Schärffinnigkeit niemand absprechen.

Wie Sie mir gesagt haben, so kommen Sie im Traume öfters mit einigen Kunstrichtern zusammen. Wenn sie also den Turnebe, Buhurs, Davies, N. und Consorten, bey Gelegenheit sprechen sollten: So sagen Sie ihnen, daß sie entweder bessere Gründe beybringen, oder schweigen sollen. Dem Plutarch aber rathen Sie, daß er Ciceros Bücher von der Natur der Götter noch einmal recht bedächtig lesen solle; so werde gewiß der Scherz des Hegestias keine Lampe mehr auslöschten. Sonst versichern Sie ihn meiner Hochachtung; sich selbst aber, daß ich mit aller Ergebenheit sey Ihr

aufrichtiger Freund,
M. Tulipe.

* * * * *

Schäfergedichte

auf den Abschied einiger guten Freunde.

Ich Armer! läßt mich auch der Freunde letztes Paar!
Daß von Budorgis her mir noch geblieben war,
Damot u. Corplas, die sich nur längst verbunden,
Die ich drey Jahre hier geliebt und treu befunden.
War mir die Jugend lieb: so war sie mirs um euch!
Und ihr verlaßt mich nun, und alle zween zugleich!
Ihr sucht das Vaterland! ich bleibe noch zurücke.
Geht, liebste Freunde, geht; ich wünsch euch tausend
Glücke.

Dies

Dies ist der schönste Tag; er ist nicht kalt nicht schwül,
 Der Bäume Blüte fällt durch leichter Winde Spiel,
 Die Blumen müssen selbst mit gaukelndem Bewegen
 Zum Anblick reizend seyn, und seinen Duft erregen.
 Geht, weil ihr gehen müßt; ich bleibe, weil ich muß.
 Gebt mir die treue Hand, und nehmt den letzten Kuß,
 Und laßt mich diesen Tag betrübt zu Ende bringen;
 Ich will ein Lied von euch, ihr treuen Hirten, singen.
 So weit die Flur sich streckt, folgt euch mein Auge noch,
 Und wenn ihrs nicht mehr hört, ruf ich mit Seufzen doch:
 Geht, liebste Freunde, geht; ich wünsch euch tausend
 Glücke.

Wie wunderbar ist nicht das menschliche Geschick!
 Zehn Jahre kenn ich euch. Ich bin euch vorgeeilt
 In dieses fremde Land; ich habe mich verweilt,
 So lang ihr außen bleibt, bis daß ihr endlich kamet,
 Und mich in euren Bund von neuem wieder nahmet;
 Euch hab ich treu geliebt; mit euch hab ich gelebt,
 Mit euch hab ich bisher nach Glück und Ruh gestrebt.
 Ich finde sie vielleicht hier, wo ich Fremdling heiße:
 So lange mir Montan bey dem noch schwachen Fleiße
 Mit Rath und Güte hilft, Montan, der Tristen Zier,
 Und Philurenens Freund. Ihr Liebsten aber, ihr
 Bedenkt ins Vaterland, das ich wohl nie erblicke!
 Geht, liebste Freunde, geht; ich wünsch euch tausend
 Glücke.

Ihr geht? Bedenket doch, was sucht ihr für ein Land?
 Steht nicht Elisen in strenger Krieger Hand?
 Der streifende Soldat ist muthig, aufzupassen,
 Und wird auch euch vielleicht nicht ungeplaget lassen.
 Ihr

414 Schäfergedichte auf den Abschied

Ihr seyd sehr klein und schwach, und könnt nicht wider-
stehn,

Ihr müßtet oft aus Furcht durch manchen Umweg gehn.
O daß kein Unglück euch das Ziel der Lust verrücke!

Geht, liebste Freunde, geht; ich wünsch euch tausend
Glücke!

Geht; wenn der Himmel will, so wird es friedlich seyn;
Es wird sich Stadt und Feld der Ruhe doppelt freun:

Weil das vielmehr gefällt, was wir entbehren müssen.

Geht, daß nur bald und oft an den berühmten Flüssen

Ein nachgemachtes Lied und künstlich Saitenspiel,

Das in Damötens Hand scharf ins Gehöre fiel,

Der Schäferinnen Ohr zu eurer Günst entzücke.

Geht, liebste Freunde, geht; ich wünsch euch tausend
Glücke!

Du guter Corylas, erhebe deinen Mund,

Und mache, weil du kannst, am Oderstrande kund,

Wie schön und auch wie schlecht hier der und jener singe,

Wie der natürlich reiz, und der die Stimme zwingt.

Bergnügt, so wie ihr könnt, das reizende Geschlecht,

Wenn ihr gefällig seyd, und zärtlich thut und spricht,

Damit man euch aus Dank oft Kranz und Bänder

schicke.

Geht, liebste Freunde, geht; ich wünsch euch tausend
Glücke!

Hat je mein Wünschen Kraft: So findet, was ihr sucht,

Seyd euren Freunden lieb, genießt des Fleißes Frucht;

Es müssen allemal die euch vertrauten Heerden

In Milch und Wolle reich, und jährlich stärker werden.

Eilt

Eilt, weit der Frühling euch den Weg beliebter macht,
O Himmel, führe sie, und nimm sie stets in Acht,
Bis wer sie wünscht und liebt, sie in die Armen drücke!
Geht, liebste Freunde, geht; ich wünsch euch tausend
Glücke!

Kömmt jemand unter euch, der mich entfernt noch kennt,
Der mich zu sehr verlangt, der mir ein Glücke gönnt:
Den grüßt, und meldet ihm mein sehnliches Verlangen,
Ihn redlich und vergnügt persönlich zu umfassen.
Auch mich reizt das um mich verdiente Vaterland,
Ich wünsch Ruhe und Brodt aus seiner reichen Hand:
Doch, Hoffnung, Furcht und Fleiß behalten mich zurücke.
Geht, liebste Freunde, geht; ich wünsch euch tausend
Glücke!

Damit man hierherum an euch auch künftig denkt:
So hab ich schon für euch zween Kränze durchgeschränkt,
Die soll man an dem Ast der euch bekannten Linden,
Der eure Namen trägt, als euer Denkmal finden,
Dazu ein Saitenspiel, so gut ich es geschneigt.
O könnt es dauern seyn! denn ich vermag noch igt,
Bey armer Zärtlichkeit, kein kostbar Freundschaftstück.
Geht, liebste Freunde, geht; ich wünsch euch tausend
Glücke!

Gottlob Benjamin Straube.



Einige

* * * * *

Einige
Pflichten der Mannspersonen,
in Absicht
auf das Frauenzimmer,

auf eine neue, kurze, deutliche, bündige und
angenehme Art erwiesen.

Zu diesen Gedanken hat mir ein großer Phi-
losoph und ein artiges Frauenzimmer,
zwo Gattungen von Personen, die bey mir
viel Hochachtung haben, Gelegenheit gegeben.
Der Philosoph ist Herr Wolf, und das Frauen-
zimmer die Phyllis, von welcher eine Antwort auf
Germanns Brief in dem ersten Stücke der Belu-
stigungen vorigen Jahres steht*. Herr Wolf hat in
einem Theile seiner marburgischen Nebenstunden zu
zeigen gesucht, wie ein Arzneygelehrter den Sternkun-
digern nachahmen müsse: Und Phyllis sieht die Manns-
personen als Spielsachen des Frauenzimmers an.
Sie

* Ich weis zwar nicht eigentlich, ob ich diese Phyllis unter
die Mannspersonen, oder unter das gelehrte oder unge-
lehrte Frauenzimmer rechnen soll. Doch weil uns alles
angenehmer ist, was wir vom Frauenzimmer haben; so
will ich immer die erste Gelegenheit meiner Gedanken
einem Frauenzimmer zuschreiben. Dieß zum Grunde
gelegt, so kann ich auch versichert seyn, daß sie ein arti-
ges Frauenzimmer ist, weil sie mit Germann Briefe
wechselt.

Sie wird es mir nicht übel nehmen, wenn ich mit vorhergehender Versicherung aller Hochachtung gegen ihre Person, unbekannter Weise, und gegen ihr Geschlecht, bekannter Weise, ihren Satz umkehre, und die Mannspersonen als Kinder, die Frauenzimmer aber als Spielsachen ansehe, und zu zeigen suche: Wie die Mannspersonen bey Beobachtung ihrer Pflichten in Absicht auf das Frauenzimmer demjenigen nachahmen sollen, was Kinder mit ihren Puppen thun.

Ich verbinde mich nicht, alle diese Pflichten systematisch auszuführen. Ich habe auch Herrn Wolfs Abhandlung nicht bey der Hand, daß ich die meinige darnach einrichten könnte. Ich wage nur einen kleinen Versuch, wie man das principium reductionis oder den Grund der Verfehrung hier anbringen könne, da das, was in einem Falle geschehen muß, aus dem, was in einem ähnlichen Falle geschieht, hergeleitet wird. Man wird von mir eine philosophische Schärfe nicht fordern; denn diese würde weder mich im Schreiben, noch andere im Lesen belustigen.

Es wird niemand daran zweifeln, daß zwischen den Mannspersonen und dem Frauenzimmer eben die Verhältniß ist, wie zwischen den Kindern und den Puppen. Zum Beweise dürfte ich mich nur darauf berufen, daß viele Mannspersonen in ihrer Aufführung bey dem Frauenzimmer im höchsten Grade kindisch sind, und daß viele Frauenzimmer nicht viel mehr oder doch nicht viel vernünftiger zu reden wissen, als eine Puppe. Doch ich will diese Gedanken nicht zum Grunde meiner Abhandlung legen. Die Aufführung der Kinder in Absicht auf ihre Spielsachen,
 : Maym. 42. D d soll

soll mir zur Betrachtungen über die Pflichten der Mannspersonen, in Absicht auf das Frauenzimmer, Gelegenheit geben.

Wie man nicht leicht ein Kind antreffen wird, das ein abgefagter Feind von Spielen ist, so läßt sich auch die Regel mit einer moralischen Allgemeinheit abfassen, daß alle Mannspersonen dem Frauenzimmer gewogen sind. Oft sind es diejenigen am meisten, denen man es am wenigsten zutrauen sollte, wie Kinder, die in Gegenwart Fremder recht alcklug thun, oft am liebsten spielen. Es giebt Kinder, die Confect oder Obst den Spielsachen vorziehen. Und eben so ist manchen Mannspersonen eine mit Speisen und Weingläsern beschwerte Tafel

wichtiger, als weis und rothe Wangen.

Sagedorn.

Aber sie bekehren sich öfters sehr pldßlich.

Die junge Phyllis kömmt gegangen,

Und man erblickt, wo so viel Liebreiz blüzt,

Nichts wichtiger, als ihre schöne Wangen.

Eben ders.

Ein guter Freund von mir steht in den Gedanken, die tiefsinnigen Gelehrten, und insbesondere die tiefsinnigsten unter den tiefsinnigen Gelehrten, die Mathematickverständigen, wären dem Frauenzimmer am gefährlichsten. Doch er wird mir erlauben, hieran zu zweifeln, so lange er mir unter den Leandern, Horazern, Dronten, Crasten, den Chevallern und Marquis und allen andern Comödienhelden keinen zeigen kann, der von einer gegebenen krummen Linie den radium Arculi zu finden gewußt, oder dem es bekannt gewesen

fen wäre, daß ein Sternkundiger der Königin Berenice ihre tête moutonnée (ich weis nicht, ob ich im Deutschen sagen soll; ihr Mutonschen, ihr Budehden, oder ihr Schafföpfchen) unter den Gestirnen verewigt hat.

Auch über der Kinder Gemüther hat die Schönheit Gewalt. Meine Vorgängerinn, Phyllis, merket es an, daß die Kinder gerne schöne Spielsachen haben. Der Grund davon läßt sich aus der Psychologie zeigen. Doch das ist die Materie einer viel gelehrteren und tieffinnigern Abhandlung, als gegenwärtige seyn darf. Jetzt nehme ich dieß aus der Erfahrung an, und rechtfertige aus dieser Erfahrung auch die Mannspersonen, bey denen die Schönheit eine nöthen Ursachen ist, warum sie ein Frauenzimmer hoch halten. Doch sie sollen hier nicht auf die Schönheit allein, sondern auf andere Vollkommenheiten, die ein Frauenzimmer lebenswürdig machen, sehen. Auch dieß lehret sie das Beyspiel der Kinder. Man schenke einem Kinde eine Schäferinn mit dem artigsten Wachsgefichte, und mit einem großen Fischbeinrocke und einer neumodischen Haartour, wie die Schäferinnen bey den Nürnbergern und die Tragödienheldinnen bey den Franzosen gehen; das Kind wird mehr Freude darüber haben, als über ein Drechslerpüppchen, das ein apfelrundes Gefichte und ein Spänchen, statt der Nase hat: Allein man gebe dem Kinde die Wahl unter der vorigen Schäferinn, die weiter zu nichts tauget, als auf dem Fleck stille zu stehen, wo man sie hinsetzet, und unter einer Puppe, die etwa zu gewissen Bewegungen geschickt ist, oder an der es sich mit

aus- und anziehen beschäffigen kann: Ich bin versichert, es wird nach der letzten greifen, gesetzt daß sie kein so schönes Lärchen hätte. Sieht also das Kind nicht auf mehr Vollkommenheiten, als auf die bloße Gestalt? Ich werde ihm so gar einen guten Geschmack zuschreiben, wenn es ein weißes und wohlproportionirtes Wachsblüchlein, einem Hampelmann, den seine Häßlichkeit vollkommen macht, vorzuziehen weis. Aber hier will ich die Anwendung nicht machen. Es ist besser, daß etliche Mannspersonen einen übeln Geschmack in Absicht auf die Schönheit des Frauenzimmers haben, als daß sie alle einen guten Geschmack hätten. Allzueinige Urtheile sind hier öfters die Quellen von gefährlichen Uneinigkeiten. Und wo wollten Gesichter, die ihre Ungestalt hinter nichts, als hinter den Geldsack, verbergen können, Männer herbekommen, wenn nicht manche Mannspersonen den Kindern gleichen, die, wenn sie ein Kleid voll Fittergold blendet, eben nicht darauf sehen, ob die Gesichtszüge ihrer Puppe so gar regelmäßig sind. Das wird ein schläfriges Kind seyn, das, wenn es sich aus vielen Spielsachen etliche nehmen soll, keinen Entschluß fassen kann, sondern die Wahl seiner Wärterin oder Mutter überläßt: Allein des andern Eigensinn werde ich auch nicht bittigen können, welches dasjenige haben muß, was es sich einmal in den Kopf gesetzt hat, man mag ihm darüber Vorstellungen machen, wie man will. Eben so wird der gehorsame Sohn kein Lob bey mir verdienen, der mit vollkommener Gleichgültigkeit erwartet, was ihm sein Vater für eine Ehegattin aussucht. Die Vergnügungen

gungen werden gewiß sehr matt seyn, die ein solcher Kalksinn mit feinem Schaze genießen wird: Doch vielleicht ist dieser Fehler nicht allzu gemein. Mehr verfallen in den entgegengesetzten, und wählen wider die Vernunft, und wider den Willen ihrer Eltern; und ihre Wahl ist desto schädlicher, weil daraus nicht etwa, wie bey den Kindern, der Verlust des wenigen Gades, das ein Spielzeug kostet, sondern ihr und ihrer Geliebte Unglück folget.

Wenn der wächserne Engel Verstand besäße, den das kleine Suschen so lieb hat, wie würde er sich nicht die Gunst seiner Beherrscherinn zu Ruhe zu machen wissen, die lieber alle übrigen Spielsachen, und was ihr noch angenehmer ist, als die Spielsachen, alles Confect entbehren würde, ehe sie diesem Bilde das geringste thun ließe. Die fleischernen Engel (wenn ich mich einer Lebensart bedienen darf, die noch im Anfange des jetzigen Jahrhunderts schön war) besitzen nur allzubiel Verstand, die Gewalt zu merken, die sie über ein Herze haben; und sie werden diese Gewalt allzuleicht misbrauchen, wenn man sich nicht frey zu stellen weis, ob man gleich ein Sklave ist. Wo ich mich nicht irre, so steht in den Regeln ohne Verdruß zu lieben, die vor Herr von Camiz aus dem Französischen übersezt hat, etwas, das hieher gehört. Meine Leser werden mich entschuldigen, daß ich ihnen die Verse nicht herschreiben kann. Ich habe meinen Camiz einem Frauenzimmer gegeben, und sie hat selbigen so lange bey sich, daß ich hoffe, sie werde mich und mein Buch so glücklich machen, ihn zu behalten. Auf dem Christmarckte, der bey uns vor den letzten

Wahlachtsfesten gehalten ward, traf ich die Frau *** an, die sich ihren zweyjährigen Knaben nachtragen ließ. Das Kind ergözte mich durch sein unschuldiges Lächeln über die Menge von Spielsachen, von denen es da das erstemal so viel beisammen sah. Es las sich aus einer Bude das aus, was ihm am besten gefiel. Aber es bezeigte keine störrische Begierde, das vor allen andern zu haben. Es gab mir so gar willig sein Schäschen, da ich es verlangte, und verbiß auch bey so zartem Alter den Schmerz, den ihm der Verlust eines kaum besessnen Gutes machte. Glückseliges Kind! dachte ich bey mir, wenn du in etlichen Jahren gegen die lebendigen Spielsachen so viel Gleichgültigkeit bezeigen kannst!

Weil niemand für seine zukünftigen Thorheiten Bürge seyn kann, so will ich auch nicht dafür reden, daß ich mich einmal verlieben könnte. Auf diesen Fall habe ich an meine zukünftige Herzenskönigin eine Liebeserklärung im Voraus fertig gemacht, indem ich mich befürchtete, ich möchte hernachmals in allzu großer Verwirrung seyn, wenn ich sie brauchte. Diese Liebeserklärung läßt sich vielleicht hier anbringen. Für die beyden ersten Sylben ist leerer Platz gelassen. Ein jedes Frauenzimmer, das einen zweysylbigen Namen hat, kann solchen hinein setzen, wenn es ihr gefällig ist. Sollte aber auch eine, deren Name drey oder vier Sylben hat, gerne denselben in dieser Ode sehen, so beliebe sie nur zu befehlen, ich will ihr alsdann zu Gefallen die ganze erste Zeile ändern. Hat doch wohl mancher Dichter eher einem Thoren zu gefallen, ein ganzes Gedichte geändert,

Ode.

D D G.

— — kann mein Blut mir geben,
 Doch sie macht mir keine Pein;
 Unterthan will ich ihr leben,
 Aber nicht ihr Sklave seyn.
 So soll sie kein Herz verehren,
 Wie das meine sie verehrt:
 Doch, will sie es lieben lehren,
 Halte sie es liebenswerth.

Ja, ihr Blick soll mich entzünden,
 Lenket ihn die Freundlichkeit:
 Keine Blut werd ich empfinden,
 Wenn er mir Verachtung dräut.
 Eh ich mich zu Tode sehne,
 Wird ich mich von ihr befreyn.
 Ist sie gleich, wie Engel, schöne,
 Grausam, wird sie häßlich seyn.

Zannchen hatte einer Jungfer mit einem allerliebsten Wachsgesichte, auch ihren Namen bengelegt. Diese beyden Namensschwestern waren rechte Hertzensfreundinnen. Das lebendige Zannchen redete gegen das andere mit der größten Vertraulichkeit: Und ungeachtet das leblose Zannchen von diesen Neben gerade so viel verstund, als vieles Frauenzimmer von den Versen ihrer Liebhaber; so machte es doch eine recht verständige Mine dazu, und konnte sich rühmen, niemals mit einem Worte oder mit einer That seiner Gespielinn Verdruss gemacht zu haben, dafür es denn auch allezeit in dem besten Plaze der Spielfäche auf das sorgfältigste aufgehoben ward.

D d 4

Doch

Doch, eine so beständige Freundschaft, und ein so großes Glück konnte das tyrannische Schicksal ohne Neid nicht ansehen. Ja, es suchte das unmenschliche Ergößen, die belebte Freundin zur Mörderin der unbelebten zu bestimmen. Bey einer der größten Vergnügungen, die sich beyde mit einander machten, führte es der ersten unvorsichtige Hand so unglücklich, daß die unschuldige Gefellinn einen ihr tödtlichen Sprung vom Tische auf die Erde that. Das Gesichtchen gieng in Stücken. Wo das Gesichte verdorben ist, da ist eine Puppe bey den Kindern, wie ein Frauenzimmer bey Mannspersonen, todt. Zannchen! wo ist der Meister in der Kunst zärtlich zu klagen, der deine thranenden Augen, deine reizenden Hände, deinen ächzenden Mund lebhaft genug abschildern kann? Eine halbe Stunde vergeht, eh du ein Zuckerbild, das man dir darbeut, ansiehst. Du erblickst es endlich, du ergreifst es, und ein lächelndes Ergößen darüber vergräbt den vorigen Schmerz.

Ich ziehe aus diesem Exempel keine Regel. Ich habe es nur hieher geschrieben, um es nicht zu vergessen, wenn ich etwa einmal einem Witwer ein Hochzeitgedichte machen werde, der sich mit seiner ersten Frau wollte lassen ins Grab legen, da sie ihn in Wochen starb.

Zannchens Schatz, der kleine Philipp (den das ist bekannt, daß bey uns ein vierjähriges Mädchen einen fünfjährigen Schatz haben muß) ist ganz anderes Sinnes, als seine Liebste. Weit gefehlt, daß er sich über den Untergang seiner Spielsachen betrüben sollte; er bringet sie vielmehr selbst zu seinem Vergnügen

gnügen um: Kein österreichischer Husar hat so viel preussische Soldaten hingerichtet, als er Puppen. Das Spielzeug, das er mit der größten Sehnsucht erwartet, und mit der größten Freude empfangen hat, ist allzu glücklich, wenn es ihn drey Tage lang belustigen kann, und nachdem kein Unglück weiter hat, als mit Verachtung in den nächsten Winkel geworfen zu werden. Die grausame Gemüthsart dieses Knaben hat seine hausbärtige Mutter auf den Einfalt gebracht, daß sie ihm die Spielsachen, die bey ihm lange in Gewogenheit bleiben sollen, nur selten giebt, und daß sie ihn öfters mit einer Puppe mehr als einmal erfreuet, wenn sie solcher etwa ein neues Kleid gegeben, oder sonst eine Veränderung von der Art mit ihr vorgenommen hat.

Die Gunst eines Frauenzimmers ist bey vielen Mannspersonen nur

Ein flüchtig Wohl, das Wahn und Sehnsucht färben.

Haller.

Die Schwierigkeiten, dieselbe zu erhalten, machet sie ihnen schätzbar. Sind diese Schwierigkeiten überwunden, so handeln sie, wie Lippchen, das sich ein halbes Jahr auf den heil. Christ gestreuet hat, und seit dem Anfange des Decembers fromm gewesen ist, und sich doch schon den andern Weihnachtstferntag aus allen erhaltenen Spielsachen nichts mehr machet. Ihr ganzer Lebenslauf steht beym Hagedorn in einer Zeile:

Erblicken, wünschén, sehn, genießen, und sich scheiden.
Ein Frauenzimmer, das über die Herzen solcher Mannsbilder lange herrschen will, muß den Monar-

den nachahmen, die ihre Unterthanen mehr durch Grausamkeit, als durch Liebe, regieren. Wie die Poeten auch dasjenige nicht verschweigen können, was ihren eigenen Absichten schadet, so hat der englische Dichter Cowley seine Geliebte selbst erinnert, sich gegen ihn als eine Gebietherinn, und nicht als eine Frauindinn aufzuführen. Seine Gedanken sind ungescheh folgende: *

Du mußt als Königin, soll man dich weise nennen;
Zwar nicht Tyrannin seyn, doch nicht zu viel vergönnen.
Nest wünsch ich dich allein, du scheinst mir eine Welt:
Doch überwind ich dich, so bin ich, wie der Held,
Mit dem nach Scythien die Griechen siegend bringen:
Ach! sprach er, soll ich denn nur eine Welt be-
zwingen?

Die Göttinn, die entfernt sich meinem Auge zelt,
Wird nur ein Weibsbild seyn, wenn sie sich näher neigt:
Laß deine Gürtigkeit mich nicht zu vieles lehren,
Ein Stiff, der viel gelernt, pflagt Götter schlecht zu ehren.
Doch überdieses wird vielleicht ein Mittel seyn, viele
dergleichen flüchtige Seiten beständiger zu machen,
wenn ein Frauenzimmer sich bemüht, ihnen so viel
Vollkommenheiten zu zeigen, daß ihnen die bestän-
dige Betrachtung einer einzigen so leicht keinen Ueber-
druß machen kann; und wenn es an das gedancket,
was Haller seiner Doris sagt:

Die Schönheit fesselt dir die Geister,
Und deine Tugend hält sie fest.
Ich würde noch allerlei sagen können, wenn ich mich
länger aufhalten wollte. Ich würde von den Kin-
dern
* Siehe Cowleys Mistress. p. 32. Against Fruition.

bern reden können, die vor Meide gleich zu weinen anfangen; wenn andere ihre Puppen nur ansehen wollen; von denen Kindern, die ungeachtet sie selbst einen Ueberfluß am Spielzeuge haben, sich dennoch die Zeit lieber mit dem verkürzen, was fremden gehört; von denen, die sich um die nichtsmürdigste Puppe mit einander zanken; von denen, die gerne schöne Puppen haben, und gleichwohl darnach nicht wissen, wie sie damit umgehen sollen; von denen, die immer noch gerne puppen, wenn sie ihr Alter gleich schon zu ernsthaften Beschäftigungen bestimmt, u. s. f. Doch ich habe schon so lange gespielt, daß ich befürchte, meine Leser werden es bey nahe überdrüssig seyn. Vielleicht halten es mir auch wohl einige für übel, daß ich auf die Handlungen der Kinder so viel Aufmerksamkeit richten können. Doch diesen werde ich antworten, was Grotius seinem Freunde antwortete, der ihn wegen Lesung des Terenz tadelte: Knaben lesen den Terenz anders, als erwachsene, sagte er. Wenn ich mit Säckchen tändele, so habe ich dabey öfters ernsthaftere und nützlichere Betrachtungen gehabt, als ein junger Herr, wenn er mit seinen Schönen die galantesten (artigsten würde doch nicht galant genug klingen) Unterredungen gehalten. Man sey nicht etwa so einfältig, und bilde sich ein, ich habe durch diese Abhandlung die philosophischen Sätze, auf die ich mich hin und wieder gestützt, verspotten wollen. Man erniedriget hohe Wahrheiten nicht, wenn man sich bisweilen damit belustiget. Die Mathematik hat nichts von ihrer Hochachtung verlohren, seitdem Hugen, Bernoulli, Sauveur und andere sie bey den
 Spiel-

Spieleu angebracht haben. Des Herrn Wolfs Name wird auch nicht entweiht werden, wenn er neben der Phyllis ihrem steht. In dem Hirtengebichte Virgils, da zweene Schäfer einander Käsel aufgeben, (es ist mir zu mühsam, aufzustehen und nachzuschlagen, welche Ekloge es sey) saget einer zum andern: Wenn du mein Käsel auflösen wirst,

Eris mihi magnus Apollo.

Der andere spricht; wenn du meine Frage beantwortest wirst,

Phyllida solus habeto.

Das Glück, die Phyllis zu besitzen, wird also so hoch geschätzt, als die Ehre, dem Apollo verglichen zu werden. Ein Name, dem das Alterthum so viel Hochachtung erwiesen, kann wohl neben Herrn Wolfs Namen stehen.

z.

* * * * *

Betrachtung

Bei Gelegenheit des Kometen.

Durchs Glas, das unsre schwachen Blicke
Zur Kenntniß ferner Welten stärt,
Ward gestern, mit verschiednem Glücke,

Der Erdball, der ist brennt, bemerkt.

Des heitern Himmels blaues Leere

Stellt sich des einem Auge dar;

Der findet, in dem Sternenhette,

Statt des Kometen, den Polar.

Wohl!

Wohl! endlich hab ich ihn gefunden,
 So ruft der dritte halb entzückt;
 Er ruft, und sieht sein Glück verschwunden,
 Indem die Hand das Rohr verrückt.

Der Schönen Wünschen und Bemühen
 Hält selbst den Unbestand nicht fest;
 Sie sehn ihn durch die Gläser fliehen,
 Wie er das Rohr, das wankt, verläßt.

Was macht den Stern vor uns verschwinden?
 Heßt unsern Fleiß wohl sein Betrug?
 Nein, ihn gewiß durchs Rohr zu finden,
 Sind wir nur nicht geschickt genug.

Geschichte, du sollst mir ist zeigen,
 Was wir in keiner Fabel sehn.
 Heiß Männer von dem Laster schweigen,
 Mit welchem sie die Schönen schmähn.

Man braucht nicht lange nachzufinnen,
 Wenn mancher sie für falsch erklärt:
 Ihr Herz zu kennen, zu gewinnen,
 Fehlt ihm Geschicklichkeit und Werth. X.

Beweis, daß der Verfasser der lettres germaniques wirklich so gestorben, wie in der Vorrede erzählt wird.

Der Richter von der Deutschen Weisheit
 Erblaste durch des Fiebers Hitze.

Du Leser, glaubst vielleicht, es sey nur ein Gedicht;
 Siehst du den Anstoß denn in seinem Werke nicht?

M. Abraham Gotthelf Kästner.

Philo-

* * * * *

Philosophisches Sendschreiben

über

eines ungenannten Verfassers, vernünftige Gedanken von der natürlichen Freyheit.

Mein Herr,

Sie haben mir, unter andern gelehrten Neuigkeiten der verwichnen Messe, auch eine kleine Schrift mitgetheilet, welche vernünftige Gedanken von der natürlichen Freyheit verspricht. Ich habe dieselbe mit derjenigen Aufmerksamkeit durchgelesen, welche die abgehandelte Materie verdiente, indem ich mir die Hoffnung machte, solche hier in ein neues Licht gesetzt zu sehen. Allein, wenn ich die Wahrheit freymüthig bekennen soll, so bin ich in meiner Hoffnung niemals mehr, als hier, betrogen worden. Gewiß, ich würde in die allergrößte Verwirrung gerathen seyn, wenn mich der Verfasser dieser neuen Abhandlung von der Freyheit, von seinen Sätzen überredet hätte. Denn es sind diese solchen Wahrheiten zuwider, welche man nicht anders, als für höchst vernünftig und gewiß, halten kann. Die Freyheit zu handeln wird dadurch, sowohl dem höchsten Wesen, als den Menschen, gänzlich bennommen; indem man entweder das Ansehen haben will, oder sich auch ernstlich bemühet, daß man sie diesen allein

allein zueigne. Man jaget sie ganz und gar aus der Welt, unter dem Scheine, daß man ihr ihren eigentlichen und beständigen Sitz anweisen wolle. Man beschreibt sie so, daß man nicht nur selbst wohl sieht, sie könne dem allerweisesten Gotte unmöglich zukommen, sondern daß auch, wie ich versichert bin, wenigstens alle vernünftige Leute hohe Ursach haben, über denjenigen zu zörnen, der sich untersteht, ihnen einen so schimpflichen Fehler, als diese erdichtete Freyheit ist, bezulegen. Denn da bisher alle Welt geglaubet hat, die Freyheit wäre ein Gut, welches vornehmlich weise Männer besäßen; so ist hier alles dergestalt umgekehrt, daß der größte Thor, als der freyeste Mensch, und der Weiseste dagegen, als der elendeste Knecht einer unvermeidlichen Nothwendigkeit erscheint. Was dünkt ihnen von diesen neuen Wahrheiten? mein Herr. Können sie glauben, daß ein Weltweiser denselben betreten werde, der nichts ohne zureichenden Grund annimmt? Mir scheint es wenigstens, als wenn diese Erfindung, außer ihrem Urheber und etlichen andern allzuneuglichen Gemüthern, hauptsächlich nur denen gefallen könne, welche derselben ihre Freyheit zu danken haben.

Sie, mein Herr, von der Billigkeit dieses Urtheils zu überführen, wird nicht nöthig seyn, alles zu prüfen, was in der gedachten Schrift, von der Freyheit Gottes und der Menschen gelehret wird; sondern ich werde nur den Begriff, welchen ich darinnen von der Freyheit überhaupt gefunden habe, etwas aufmerkamer erwegen dürfen, um dasselbe völlig zu rechtfertigen.

Die

Die Freyheit ist, nach der Erklärung unsers Philosophen, eine Eigenschaft eines Geistes, vermöge welcher er unter einerley Umständen so, und auch anders, handeln kann.

Sie werden mir erlauben, daß ich meine Gedanken über diese Erklärung in drey Anmerkungen einschleße, davon die erste die Art und Weise betreffen soll, wie dieselbe heraus gebracht worden; in den andern beyden werde ich theils eine Zweydeutigkeit in derselben bemerken, erweisen und nach dem Sinne ihres Urhebers wegräumen, theils ihre Unmöglichkeit darlegen.

Ich würde von der Art und Weise, wie der Herr Verfasser zu seinem Begriffe von der Freyheit gekommen ist, nichts sagen, wenn er uns solche nicht selbst mit Fleiß entdeckt hätte. Was ist daran gelegen, möchte mancher denken, wie eine Sache erfunden worden, wenn sie nur gut und richtig ist? Ich würde vielleicht demjenigen selbst also antworten, welcher mir zumuthen wollte, diese Untersuchung erst anzustellen. Da aber mein Verfasser den Weg, auf welchem er zu der angeführten Erklärung der Freyheit gelanget ist, selbst deutlich bezeichnen hat: So bin ich ganz andrer Meinung, und glaube, darinnen verschiednes gefunden zu haben, was die Richtigkeit derselben verdächtig machet. Die erste Art, nach welcher solches geschehen, ist die Aufmerksamkeit auf die eingeführte Gewohnheit zu reden. Dieses Mittel ist unter den Gelehrten sehr gewöhnlich, und auch in der That gut, wenn es mit gehöriger Behutsamkeit gebraucht wird. Allein eben darinnen scheint mir

mir es hier versehen zu seyn. Der Herr Verfasser will den Begriff der Freyheit durch den Gebrauch zu reden suchen. Dieses heißt, so viel ich einsehe, nichts anders, als man wolle den allgemeinen Begriff der Freyheit so einrichten, daß er allen denen Wesen beygelegt werden könne, welche nach der eingeführten Redensart frey heißen. Nun gesteht er im 2 und 14 §, daß, nach der Gewohnheit zu reden, außer den Menschen, auch noch die guten und bösen Engel, und Gott selbst unter die freyen Dinge gerechnet werden: Dem ungeachtet aber will er auf Gott und die Engel nicht sehen, sondern nur die Menschen als frey annehmen, weil die Vernunft von jenen nichts gewisses lehre; die Freyheit Gottes aber gewissermaßen noch streitig sey. Heißt dieses bey Erfindung eines allgemeinen Begriffes der Freyheit den Gebrauch der Sprache beobachten? Die Freyheit Gottes wird in Zweifel gezogen, weil man sie ihm absprechen will; die Freyheit der Menschen aber vorausgesetzt, weil man sie behaupten will. Auf solche Art leitet man die Begriffe aus den einmal für wahr angenommenen Sätzen her, um diese hernach aus jenen zu erweisen. Der Herr Verfasser hoffet zwar, daß ihm niemand dieses Verfahren verdenken werde, weil er den Begriff der Freyheit erst fest setzen wolle; aber ich weis nicht, worauf diese Hoffnung sich gründet. Darf denn etwan die Regel der Vernunftlehre, welche verbietet, etwas zum Grunde zu setzen, das noch erst erwiesen werden soll, nicht beobachtet werden, wenn man einen richtigen Begriff suchen will? Wenn man dafür gehalten hat, daß die menschliche Freyheit mit

Maym. 42. E e Recht

Recht zum Grunde gesetzt werden könnte; warum suchet man denn hernach dieselbe so ängstlich zu beweisen? Mußte sie aber erwiesen werden; mit was für Recht konnte man sie denn als eine ganz ausgemachte Sache voraussetzen? Die Freyheit der Menschen ist nicht mehr außer Streit, als die Freyheit Gottes. Spinozâ und Hobbesii Anhänger sechten sie eben so stark an, als diese: Die vernünftigsten Weltweisen aber haben, nebst den Gottesgelehrten, beyde stets mit gleichem Eifer verfochten. Was ist doch die Ursache, daß hier unter beyden ein so großer Unterschied gemacht worden? Ich kann wahrhaftig keine andre finden, als weil man sich einmal vorgenommen hatte, die eine zu vertheidigen und die andre zu bestreiten.

Doch der Herr Verfasser ist selbst nicht vollkommen damit zufrieden, daß er den Begriff der Freyheit auf diese Weise gefunden hat, da man das allgemeine von einzelnen Redensarten absondert. Er hält es vielmehr am 29. Blatte für sehr nöthig, denselben auf eine noch bessere und gründlichere Art, als richtig, zu erweisen. Dieses soll geschehen, indem er diesen Satz zum Grunde leget: Wo eine Zurechnung der Handlungen statt findet, da muß Freyheit seyn. Denn derjenige Begriff von der Freyheit müsse nothwendig für den ächten gehalten werden, aus welchem sich die Zurechnung der Thaten begreifen lasse. Dieses ist der andre Weg, nach der Meynung des Herrn Verfassers, wie er zu seiner angeführten Erklärung gelanget ist. Allein ich behaupte, daß derselbe entweder noch unrichtiger, als
der

der erste, oder von ihm nicht unterschieden ist. Denn man setzet den gedachten Satz zum Grunde, entweder weil man davon überführt ist, oder weil ihn alle Welt für wahr hält, ohne auf dessen wirkliche Richtigkeit zu sehen. Ist das erste; so muß man ihn erweisen können. Kann man ihn erweisen; so muß man schon beydes von der Freyheit und Zurechnung deutliche Begriffe haben, als durch deren Vergleichung mit einander allein ein rechter Beweis geführt werden kann. Folglich kann dieser Satz, in so fern man ihn als Wahrheit erkennet, nicht dienen, einen allgemeinen Begriff von der Freyheit daraus herzuleiten. Man kann ihn daher nicht anders zu diesem Zwecke brauchen, als wenn man ihn als eine sehr gewöhnliche Redensart ansieht, die jedermann im Munde führt, um deren Wahrheit man sich aber noch nicht bekümmert. Dergestalt läuft nun alles wieder auf die erste Art hinaus, da man von einzelnen Redensarten einen allgemeinen Begriff absonderte. Wenn dieses der Herr Verfasser erwogen hätte, so würde er sich vielleicht nicht so sehr darüber verwundern, als er auf der 35 Seite seiner Abhandlung thut, daß noch niemand bisher diesen Weg erwählet, obgleich alle die Freyheit als ganz nothwendig zur Zurechnung der Thaten angesehen. Die Weltweisen haben nämlich bisher geglaubt, die Sätze müßten aus deutlichen Begriffen, und nicht die Begriffe aus den Sätzen gemacht werden; worinnen aber der Herr Verfasser vermuthlich anderer Meynung ist. Ich schliesse diese Anmerkung mit der Erinnerung, daß derselbe so viele Weitläufigkeit gar nicht

gebraucht hätte, eine richtige Erklärung der Freyheit zu finden. Er suchte ja nur eine bloße Erklärung des Wortes; wer konnte es ihm denn wehren, solches nach seinem Gefallen einzuschränken? Niemand hätte dawider mit Recht etwas zu sagen gehabt, wenn nur die Gewohnheit zu reden dabey nicht hindangesezt und in der Erklärung selbst nichts widersprechendes wäre angenommen worden. Denn beydes hätte sie ungereimt und falsch gemacht.

Sie, mein Herr, erkennen verhoffentlich hieraus zur Genüge, daß es keine unnütze Bemühung sey, auf die Art und Weise, wie jemand zu seinen Begriffen gelanget ist, Achtung zu geben. Sollte ich mich aber doch dabey etwas länger, als ihnen nöthig zu seyn schien, aufgehalten haben, so hoffe ich dießfalls bey ihnen leicht Vergebung zu finden, indem es sich nicht allezeit thun läßt, der Deutlichkeit unbeschadet mit wenig Worten viel zu sagen. Nunmehr will ich, meinem Versprechen gemäß, zur andern Anmerkung über die Erklärung unsers Philosophen fortgehen, wo ich eine Zweydeutigkeit in derselben anzeigen und wegräumen muß. Es verdienet dieser Punct um so viel mehr dero Aufmerksamkeit, da ich ihnen damit den Grundirrtum der gegenwärtigen ganzen Schrift, und die Quelle aller ungewöhnlichen Lehrsätze derselben zu entdecken hoffe. Ich zweifle daher nicht, daß sie mit ihren Gedanken noch ferner folgen werden.

Unser Herr Verfasser findet bey der Wolfischen Erklärung der Freyheit unter andern auch dieses auszusagen, daß sie zweydeutig sey. Unerachtet es nun
etwas

etwas leichtes wäre, dieselbe in diesem und den meisten andern Stücken zu rechtfertigen; so will ich mich doch damit nicht aufhalten; zumal da im Fortgange genugsam erhellen wird, daß sie des Herrn Verfassers seine beyweitem übertreffe. Es ist mir genug, daß ich ihm an seinem eignen Beispiele zeigen kann, es sey leichter, Zweydeutigkeiten anzumerken, als zu vermeiden. Er ist scharfsichtig gewesen, eine zu entdecken, die, wenn sie vorhanden wäre, nichts auf sich hätte; und darüber hat er eine andre übersehen, welche er billig hätte wahrnehmen sollen. Denn sodann hätten wir vielleicht eine ganz andre Abhandlung von der Freyheit zu lesen bekommen. Die Freyheit wird von ihm als eine Eigenschaft eines Geistes beschrieben, vermöge welcher er unter einerley Umständen; so und auch anders handeln kann. Der Vorzug, welchen diese Erklärung vor der gemeinen verlangt, steckt in den Worten, welche durch eine besondrer Schrift vor den übrigen erhaben sind. Ob nun diese Bestimmung ganz neu, und in den übrigen Erklärungen auch nicht der Kraft nach enthalten sey, das will ich iso nicht ausmachen. Ich halte dieselbe für ganz gut, und meinet halben mag sie auch neu heißen. Aber darauf kömmt eigentlich hier nichts an. Dieser Zusatz machet in der bisherigen Lehre von der Freyheit keine Veränderung, ob es gleich der Herr Verfasser und die andern Freunde seiner Meynung dafür halten. Es ist ganz etwas anders, worauf man zu sehen hat, wenn man wissen will, wo der Grund seiner seltsamen Lehre und der damit verknüpften theils unbecquemen theils schädlichen

E e 3

lichen Folgen liegt. Ich glaube denselben in den Worten: **so und auch anders handeln kann**, gefunden zu haben. Es ist klar, daß damit angezeigt werden soll, ein freyes Wesen müsse sich gegen zwei entgegen gesetzte Handlungen gleichgültig erhalten. Dieses kann sowohl von den natürlichen Kräften, als von den moralischen Eigenschaften eines Dinges, verstanden werden. Daher entsteht eine Einteilung der Gleichgültigkeit, in die physikalische oder natürliche, und in die moralische. Der hochberühmte Herr Pastor Wagner hat diesen Unterschied und dessen Nutzen in seinem trefflichen Buche von der Freyheit des Willens so wohl erkläret, bewiesen und erläutert, daß ich mich billig darüber verwundere, daß unser Herr Verfasser nicht mit einem Wörtchen hat merken lassen, ob ihm solcher bekannt gewesen, wie man doch mit Grunde vermuthen könnte. Ueberhaupt muß ich bey dieser Gelegenheit erinnern, daß er die Gründe seiner Gegner nirgends mit einem Finger berührt hat; da ich doch unmöglich glauben kann, daß er dieselben für so gar nichtswürdig gehalten habe. Imgleichen hat er nicht eine einzige Schwierigkeit, die mit seinen Lehren verknüpft ist, angeführt und zu heben gesucht. Soll ich glauben, daß er keine gesehen habe? Ein so blödes Gesicht kann ich keinem Weltweisen zu trauen. Denn ich werde unten etliche anführen, die er nothwendig wahrnehmen mußte, und die schon der Mühe werth waren, daß er sie beantwortete. Ich halte daher allerdings dafür, daß er sich gescheuet, dieselben rege zu machen, weil er sie nicht benzuliegen gewußt hat. Dem
sey

sey aber wie ihm wolle, so muß der angeführte Unterschied zwischen der natürlichen und moralischen Gleichgültigkeit hier sehr wohl erörtert und erwogen werden; weil die Richtigkeit und Unrichtigkeit des gegenwärtigen Begriffs von der Freyheit lediglich darauf ankömmt, ob diese, oder jene, oder alle beyde Arten der Gleichgültigkeit in demselben verstanden werden. Ob nun gleich unser Herr Verfasser nichts ausdrückliches davon angezeigt hat, so sind doch in seiner Schrift Spuren genug vorhanden, auf welchen wir zur Gewißheit in dieser Sache gelangen können. Ich bin denselben mit Fleiß nachgegangen, und fürchte nicht zu irren, wenn ich sage, daß er zur Freyheit so wohl die natürliche, als moralische Gleichgültigkeit unumgänglich nöthig machte. Sie werden mir beypflichten, wenn ich einige Stellen aus seiner Abhandlung anführe, welche meinen Ausspruch bestätigen. Zwar von der natürlichen Gleichgültigkeit wäre fast nicht einmal nöthig, zu beweisen, daß sie von unserm Verfasser zur Freyheit erfordert werde; indem sich solches schon versteht: ich will aber doch nur ein einziges anführen, damit gar keine Ursache zum Zweifel übrig bleibe. Im 23 §. heißt es: Titius wirft einen Stein vom Dache herunter, welcher Casum tödtet, indem er ihm auf den Kopf fällt: alsdenn wird der Tod Casti nicht dem Steine, sondern vielmehr Titio zugerechnet, der ihn herunter geworfen. Eben so, wenn Titius Mævium vom Boden wirft und Casum dadurch tödtet, so wird der Tod Casti ebenfals nicht Mævio, sondern Titio

zuzurechnen seyn. So schlecht auch diese Exempel zu seyn scheinen, so sollen sie doch, wie aus dem Zusammenhange erhellet, dem Satze zur Erläuterung dienen: Daß einem, der nicht die wahre Ursache einer That ist, solche auch nicht zugerechnet werden könne. Nun ist aus der Sache selbst klar, daß man darum weder den Stein, noch den Mävius für die wahre Ursache des Todes Caji hält, weil es beyden in gegenwärtigen Umständen ihren physikalischen oder natürlichen Kräften nach nicht gleichgültig war, Cajam todt zuschlagen oder nicht. Da nun, nach des Herrn Verfassers Geständnisse, derjenige nicht frey ist, dem man seine Thaten nicht zurechnen kann; dem Steine aber und Mävio der Todschlag Caji darum nicht zugerechnet wird, weil sie ihrer Natur nach nicht anders handeln konnten: So ist hieraus mit völliger Gewißheit zu ersehen, daß die natürliche Gleichgültigkeit, da man zu zwey entgegen gesetzten Handlungen gleich viel Kräfte hat, von unserm Herrn Verfasser bey der Freyheit allerdings erfordert wird. Ich lasse es bey diesem Beweise bewenden, weil ich ihn zu meiner Absicht für hinlänglich halte, und will nun auch zum andern ausmachen, was mein Verfasser von der moralischen Gleichgültigkeit bey der Freyheit hält. Es besteht dieselbe, nach der bereits gegebenen Erklärung, darinnen, daß zwey entgegengesetzte Handlungen einem Wesen, in Ansehung seiner moralischen Eigenschaften, gleich möglich sind. Man setze, zum Exempel, daß einem sehr ehrbegierigen und muthigen jungen Prinzen, wie ehemals dem Achilles, die Wahl gelassen würde, ent-

entweder bey einer stillen und trägen Lebensart ein hohes Alter zu erreichen, und endlich unberühmt zu sterben, oder nach unzähligen löblich verrichteten Thaten in der besten Blüthe der Jahre aus der Welt zu gehen, und einen unsterblichen Ruhm zu hinterlassen: so würde in dem Gemüthe dieses jungen Herrn keine moralische Gleichgültigkeit gegen die vorgelegten zwey Stücke angetroffen werden. Denn auf der einen Seite ist etwas, das der brennenden Ehrbegierde einer moralischen Eigenschaft desselben, zuwider läuft, auf der andern hingegen findet sich etwas, das ihr sehr gemäß ist. Daher könnte es ihm, in dieser Absicht, nicht gleich möglich seyn, beyde von den vorgeschlagenen Lebensarten zu erwählen, sondern er müßte, vermöge einer moralischen Nothwendigkeit, zu der letztern stärker getrieben werden, als zu der ersten. Wenn er sich nun auch wirklich zu jener entschloße, was meynen sie wohl? Würde man seinen Entschluß frey nennen dürfen? Unser Herr Verfasser sagt nein dazu; weil er eine moralische Gleichgültigkeit gegen entgegengesetzte Handlungen bey einem Wesen finden muß, ehe er ihm die Freyheit zugesteht. Dieses beweist zum ersten, seine Erklärung der Wahl, die man im 32 und 40 S. antrifft. Wählen, heißt es daselbst, ist, eine Sache der andern ohne Grund, nach einem bloßen ungegründeten Einfall und Eigensinne, vorziehen. Nach dieser Beschreibung geht da keine Wahl vor, wo man in Betrachtung der Vortreflichkeit, des Nutzens, der Bequemlichkeit oder sonst eines vernünftigen Grundes, eines dem andern vorzieht. Folglich

darf keiner, der da wählet, aus einem von allen diesen oder einem ähnlichen Grunde, eins aus vielen auslesen, bey Strafe, augenblicklich seine Freyheit zu verlieren; sondern sein Gemüth muß gegen die vorgelegten Sachen in einer solchen Verfassung stehen, daß es sich weder durch das Gute, welches an dieser wahrgenommen wird, noch durch das Böse, welches an jener zu finden ist, dahinbewegen lasse, diese liegen zu lassen, und jene zu nehmen. So kann man von einem vernünftigen und tugendhaften Manne, der etwas darum unterläßt, weil es unrecht ist und Schande nach sich zieht, und ein anders thut, weil er dadurch Ehre zu erlangen, und Gott und seinen Mitbürgern zu dienen hoffet, nicht sagen, daß er unter einer schändlichen und rühmlichen That die rühmliche erwählet habe; indem er sie der andern nicht ohne Grund, sondern aus wichtigen Ursachen vorgezogen hat. Da nun der Verfasser im 32 §. ausdrücklich saget, daß das Wählen, in diesem ist erklärten Verstande, eine Eigenschaft eines freyen Dinges sey, auch Gott im 40 §. um deswillen die Freyheit abspricht, weil ihm keine solche Wahl zukommen kann; zu einer solchen Wahl aber eine moralische Gleichgültigkeit nothwendig gehöret: So ist hieraus offenbar, daß, nach seiner Meynung, keine Freyheit ohne moralische Gleichgültigkeit seyn kann.

Ich sollte nicht meynen, daß hierwider etwas eingewandt werden könnte. Denn da ich die eignen Begriffe meines Gegners angenommen, und daraus, wie mir deucht, richtig geschlossen habe: So wird wohl niemand sagen können, daß ich die Meynung desselben

ben entweder nicht verstanden oder verkehrt vorgestellt hätte. Dem ungeachtet will ich doch diese Sache, woraus ich hernach vieles schließen werde, noch mit einem neuen und sehr hellen Beweise bekräftigen. Ich setze zum Grunde, daß die moralische Nothwendigkeit der moralischen Gleichgültigkeit dergestalt entgegen stehe, daß, wo eine sich findet, die andre nicht seyn kann, und wo die andre nicht seyn darf, die erste nothwendig zugelassen werden muß. Wer den Begriff von beyden gegen einander zu halten beliebt, der wird hiervon keinen Beweis verlangen. Nun schließe ich: Wer einem Wesen die Freyheit zu handeln um deswillen versagt, weil die Handlungen desselben nach einer moralischen Nothwendigkeit geschehen, der verlangt bey der Freyheit eine moralische Gleichgültigkeit. Jenes thut der Herr Verfasser, indem er daraus, daß Gott nichts mit seinen Vollkommenheiten streitendes thun kann, im 38 S. beweist, daß die Handlungen Gottes nicht frey geschehen; daher ist es sonnenklar, daß er bey der Freyheit eine moralische Gleichgültigkeit verlangt. Ich könnte dergleichen Beweise noch mehr anführen, wenn ich glaubte, daß man an dem Satze, den ich dadurch erhärten will, noch ferner zweifelte. Da aber solches nicht zu besorgen ist, und ich mich über dieses der Kürze zu befließigen habe; so können die angeführten genug seyn. Hiermit hoffe ich aber auch das ausgerichtet zu haben, was ich mir in dieser Anmerkung vorgenommen hatte; nämlich eine Zweydeutigkeit in des Herrn Verfassers Begriffe von der Freyheit anzumerken, zu erweisen, und nach dessen Sinne aus dem Wege zu

zu räumen. Also folget die dritte Anmerkung, welche den Nutzen der gegenwärtigen an den Tag legen wird.

Denn nunmehr wird es leicht seyn, mein Herr, Sie zu überführen, daß der Begriff, den unser Philosoph sich und andern von der Freyheit gemacht hat, unter die viereckigten Zirkel gehöre, oder sich selbst widerspreche.

Gott kann, vermöge seiner Vollkommenheiten, nicht anders handeln, als er wirklich thut. Er handelt daher mit der höchsten moralischen Nothwendigkeit. Da nun zur Freyheit eine moralische Gleichgültigkeit gehört: So kann Gott nicht frey in seinen Handlungen seyn. Aber, die Freyheit ist eine Eigenschaft eines Geistes, das ist, etwas, welches allein in dem Wesen eines Geistes gegründet ist. Folglich kömmt die Freyheit einem Geiste, vermöge seines Wesens, zu. Daher muß sie allen Dingen zugeschrieben werden, welchen das Wesen eines Geistes zukömmt. Da nun Gott ein Geist ist: So ist er auch frey. Vielleicht möchte man denken, eine Eigenschaft bedeute hier eine solche Beschaffenheit, die zwar einzig und allein einem Geiste, aber nicht einem jedweden, und in so fern er ein Geist ist, zukomme. Allein zu geschweigen, daß diese Entschuldigung eine eitle Ausflucht ist, welche dem Verfasser durch den 32 §. seiner Abhandlung benommen werden kann, als woselbst er das Wort Eigenschaft ganz anders gebraucht hat; so ist überhaupt gar nicht zu vermuthen, daß er ihm diese neue Bedeutung beylegen werde. Sollte ein Weltweiser in seinen Schriften, den so wohl hergebracht

brachten Unterschied zwischen einer Eigenschaft und Zufälligkeit nicht beobachten? Sollte er die Tugenden und Laster, die Gelehrsamkeit und Unwissenheit Eigenschaften eines Geistes nennen? Sollte er aus Liebe zu dieser seltsamen Art zu reden, den durchgängig angenommenen Satz der Weltweisen verwerfen, daß die Eigenschaften von einem Dinge nicht abgesondert werden können, sondern ihm nothwendig und beständig zukommen? Dieses müßte aber mein Herr Gegner alles thun, wenn er die gedachte Bedeutung des Wortes Eigenschaft behaupten wollte. Da nun dieses nicht seyn kann; so mache ich nunmehr, ohne alle Gefahr zu irren, noch diesen Schluß wider ihn: Daß seine Erklärung der Freyheit einen wahren Widerspruch in sich halte, indem aus derselben ganz ungezwungen zween Sätze herfließen, welche einander schlechterdings widersprechen.

Doch dieß ist nicht das einzige widersprechende, was man in dem neuen Begriffe von der Freyheit findet. Mein Herr sind ohne Zweifel mit mir einig, wenn ich dafür halte, daß derjenige Begriff unmöglich sey, welcher mit einem der ersten Gründe aller Wahrheit und Erkenntniß streitet. Sie sind auch vorlängst sowohl, als ich, überführt, daß unter die allerersten Grundwahrheiten vornehmlich auch diejenige gehöre, welche man zu unsern Zeiten unter dem Namen des Satzes des zureichenden Grundes, mit so großer Hestigkeit bestritten und vertheidiget, gescholten und gepriesen, und endlich glücklich behauptet hat. Sollte mein Herr Verfasser diese große Wahrheit nicht erkennen; so werde ich mir doch darum die Mühe nicht nehmen,

nehmen, sie wider ihn zu beweisen. Wen so viel gründliche Schriften scharfsinniger Männer nicht haben überführen können, bey dem würde ich ganz gewiß nichts ausrichten. Sondern ich nehme für bekannt an, mein Gegner mag es zugeben oder nicht, daß alles, was in der Welt geschieht, keine einzige Handlung der Menschen ausgenommen, seinen hinlänglichen Grund habe, warum es vielmehr geschieht, als unterbleibet, wie auch warum es vielmehr so, als anders geschieht. Ist dieses richtig (es kann aber von keinem Wachenden geleugnet werden) so ist nichts widersprechenders zu finden, als dasjenige Uding, welches der Herr Verfasser Freyheit nennet. Denn dazu wird ja als eine nothwendige Eigenschaft erfordert, daß man wählen, das heißt, ohne allen Grund nach einem bloßen ungegründeten Einsalle und Eigensinne, ein Ding den andern vorziehen könne; daß man in einer vollkommenen Gleichgültigkeit gegen Gutes und Böses, gegen Strafen und Belohnungen gegen Ehre und Schande stehe. Wo trifft man denn dieses Ungeheuer an? Bey Gott nicht; das sey ferne! aber bey den Menschen soll es sich aufhalten. Ich möchte wohl fragen, was der Verfasser unter diesem Namen für seltsame Geschöpfe verstünde? Denn unter den vernünftigen Einwohnern des Erdbodens entsinne ich mich nicht dergleichen gesehen zu haben. Was würde der Herr Verfasser wohl antworten, wenn ihn jemand fragte: Ob er als ein freyes Wesen gehandelt hätte, da er seine Abhandlung von der natürlichen Freyheit geschrieben? Spräche er nein, so würde er sich nicht für den Urheber der

derselben ausgeben können, und alsdenn wüßte ich nicht, wo wir sie herbekommen hätten: Antwortete er mit ja, so würde man schließen, daß er etwas gethan, wozu er durch keinen vernünftigen Grund, sondern bloß durch einen ungegründeten und thörichten Einfall bewogen worden. Würde er nun diese Folge zugeben? Ernstlich von der Sache zu reden, so handelt ein jeder Mensch, er mag so weise oder so einfältig seyn, als er will, nach gewissen Grundsätzen und Vorstellungen, die entweder deutlich, oder klar, oder auch wohl nur dunkel in seiner Seele sind. Wer diese Grundsätze und Vorstellungen weis, die sich jemand machet, wenn er eine Handlung vornimmt, der kann daraus begreifen, warum derselbe dieses und nicht jenes, so und nicht anders thut: Ob im übrigen die Grundsätze an sich wahr oder falsch, die Vorstellungen richtig oder unrichtig sind, daran ist hier nichts gelegen. Folglich liegt in denselben der zureichende Grund einer jedweden Handlung, die mit Wissen und Willen geschieht, verborgen, und es ist nie die allergeringste ohne einen solchen verrichtet worden. Da wir nun alle, vermöge unsrer moralischen Natur, gegen zwei Sachen, davon wir eine als gut und heilsam, die andre als böse und schädlich erkennen, nicht gleichgültig seyn können; sondern das Gute dem Bösen, das Heilsame dem Schädlichen um so vielmehr vorziehen müssen, je deutlicher wir beydes erkennen: Da wir auch ferner alle Handlungen, die wir wissenschaftlich und vorsehlich verrichten, sonderlich die, worauf ein Theil unsrer Glückseligkeit ankömmt, als gut; hingegen die Unterlassung derselben als böse oder doch wenig-

wenigstens als nicht so gut ansehen: So folget hieraus ganz unfehlbar, daß alle Handlungen, die wir mit Willen thun, nach einer moralischen Nothwendigkeit geschehen, welche bey einem jedweden Menschen, nach dem Maaße seiner Einsicht, Klugheit und Tugend größer oder kleiner, bey Gott aber als dem allervollkommensten Wesen, im höchsten Grade zu finden ist. Hingegen die moralische Gleichgültigkeit gegen entgegengesetzte Handlungen streitet mit der Natur eines vernünftigen Wesens, je mehr es vernünftig ist, und kann weder den Menschen, noch den Engeln, noch Gott selbst zukommen. Diejenige Freyheit derothalben, zu welcher solche als nothwendig erfordert wird, ist ein Gedicht, welches nirgends in der Welt wirklich angetroffen wird.

Nachdem also die Unrichtigkeit des neuen Begriffs von der Freyheit am Tage lieget: So will ich mit ihrer gütigen Erlaubniß, nur noch etwas wenigens von der Schädlichkeit desselben, in Ansehung der damit verbundenen Lehren, hinzufügen.

Ich muß zwar besorgen, daß ich dem Herrn Verfasser dadurch misfallen werde, wenn er anders diese Blätter zu lesen bekommen sollte, indem er sich in seiner Vorrede ganz besonders ausgebethen hat, daß ja niemand bey Beurtheilung seiner Gedanken den Begriff einer gefährlichen Sache mit einmischen möchte. Allein es wird auch verhoffentlich zu meiner Entschuldigung bey ihm dienen, wenn ich ihn gewissenhaft versichere, daß ich nichts gefährliches in seiner Schrift gesucht, noch vielweniger in dieselbe hineingebracht habe: daß es aber auch nicht in mei-

ner

ner Gewalt gestanden, dasjenige nicht zu sehen, was er selber gefährliches hineingesetzt hat. Dieses will ich nun nicht etwan alles mit Fleiß zusammen suchen, vergrößern, und ihm als seine ausdrücklichen Lehren bemessen; sondern ich will davon nur ein Paar Proben anführen, um seine Meinung noch weiter zu widerlegen.

Der Begriff von der Freyheit, welchen sie mit mir erwogen haben, ist an sich nicht gefährlich. Denn was sollte daraus für Gefahr zu besorgen seyn; daß ein Gelehrter bey einem Worte etwas anders denket, als andre? Ist dasjenige eine unmögliche Sache, was er sich dabey vorstelle, so betrügt er sich zwar; indem er das, was nichts ist, für etwas wirkliches hält; man kann es aber doch nicht gleich einen gefährlichen Irrthum nennen. Allein, so bald mit einem Worte, dessen gewöhnliche Bedeutung man verändert hat, solche Begriffe verbunden werden; welche ihm nur zukommen, wenn ihm die alte Bedeutung gelassen wird; so müssen aus dieser Vermischung widerwärtiger Begriffe nothwendig solche Sätze entstehen, welche allezeit ungereimt und öfters gefährlich sind. Dieses ist hier geschehen, und ich muß es beweisen. Der Satz, welcher in der ganzen Abhandlung als eine ausgemachte Wahrheit angesehen worden: Daß da, wo keine Freyheit ist, auch keine Zurechnung der Thaten statt finde, ist eine natürliche Folge des gemeinen und wahren Begriffs von der Freyheit. Man hat also sehr übel gethan, und zu vielen schädlichen Folgen Anlaß gegeben, daß man den alten Begriff der Freyheit verworfen, einen ganz

andern angenommen, und doch den gedachten Satz als eine Wahrheit beybehalten hat. Denn da aus dem neuen Begriffe richtig bewiesen werden kann, daß Gott keine Freyheit habe, so folget aus der Verbindung dieses Schlußes mit jenem Satze, daß bey Gott keine Zurechnung der Handlungen statt habe; das heißt, daß man Gott das, was er thut, nicht zu rechnen könne. Wem man seine Thaten nicht zu rechnen kann, den darf man nicht für die wahre Ursache derselben halten (§ 23.); folglich kann Gott nicht für die wahre oder moralische Ursache seiner Thaten gehalten werden. Ist nun Gott, wie hieraus weiter fließt, nicht der wahre Urheber der Welt, unsers Wesens, alles des Guten, das wir genießen: Welch eine Thorheit ist es denn (man verzeihe mir diese thörichte Redensart) ihn als den Schöpfer der ganzen Welt anzubethen, als unsern Vater zu verehren, als unsern höchsten Wohlthäter über alles zu lieben, zu preisen, und ihm zu danken? Wäre es nicht eben so klug, der Sonne alle diese Ehre zu erweisen, als welche durch ihre Wärme das Wachsthum aller Dinge befördert, allen lebendigen Geschöpfen das Leben erhält, und durch ihr Licht das schönste in der ganzen Natur, den Tag, hervorbringt? Denn alle diese Wohlthaten empfangen wir von derselben auch durch eine Nothwendigkeit ihrer Natur, eben so als von Gott. Welch eine häßliche Mutter, der diese Kinder ähnlich sehen!

Im 45 §. wird gesagt, die Handlungen Gottes gehörten zu seinem Wesen; und daraus schließt man, daß sie schlechterdings nothwendig sind. Wer dieses glaubet,

glaubet, der muß zugeben, daß dasjenige, was aus den Handlungen Gottes schlechterdings nothwendig erfolgt, auch schlechterdings nothwendig sey, und zu Gottes Wesen gehöre. Denn da es der Herr Verfasser im 27. §. nicht leiden will, daß man ein Ding frey nenne, welches von einem freyen Dinge auf eine nothwendige Art hervorgebracht worden; so kann es ihm noch weniger gefallen, etwas für zufällig zu halten, was von einer schlechterdings nothwendigen Ursache eine schlechterdings nothwendige Wirkung ist. Folglich wäre er genöthiget, zu vertheidigen, daß die Werke Gottes nothwendig wären, und zu Gottes Wesen gehörten. Ist nun dieses richtig geschlossen, so zeige man mir doch den Unterschied zwischen Spinoza's Thorheiten und diesen Sätzen, welche aus der neuen Meynung von der Freyheit hergeflossen sind.

Ich mag nicht weiter gehen, noch dergleichen Folgen mehr machen, indem ich dem Herrn Verfasser nicht damit beschwerlich zu seyn, sondern nur die Falschheit und Schädlichkeit seiner Lehre von der Freyheit darzulegen verlange. Und hierzu können die angeführten genug seyn. So richtig aber auch diese, wie mir deucht, gezogen sind, so will ich sie ihm doch gar nicht als seine wahrhafte Meynung bemessen. Denn sie sind viel zu gottlos und ungereimt, als daß man einen Mann, welcher Versicherungen seiner guten Absicht, und Proben seiner Einsicht in den Zusammenhang der Wahrheiten gegeben hat, ohne Unrecht damit belästigen könnte.

Indessen sehen Sie, mein Herr, wohl ein, woher alles widersprechende in den Begriffen, und alles

schädliche in den Folgen derselben entstanden ist, nämlich nicht daraus, daß unser Herr Verfasser stärker, als seine Vorgänger darauf gedrungen, daß zwei entgegengesetzte Handlungen einem freyen Wesen unter einerley Umständen gleich möglich seyn müßten; denn dieser Zusatz ist uns gar nicht zuwider; sondern lediglich daraus, daß er die physische oder natürliche mit der moralischen Gleichgültigkeit vermenget hat. Man versuche es und nehme an, daß in seiner Erklärung bloß eine natürliche nicht aber zugleich eine moralische Gleichgültigkeit verstanden werde; so wird sein Begriff mit dem anstigen völlig übereinstimmen, und nicht der mindeste Widerspruch mehr darinnen zu finden seyn. Aber Gott wird auch noch ferner, wie bisher, frey heißen müssen, alle sonderbare Sätze des Verfassers werden ihre Stütze verlieren, und die Zurechnung der Thaten wird bey Gott und den Menschen, noch nach wie vor, statt finden; obgleich beyde nicht ohne zureichenden Grund, und nach einer moralischen Nothwendigkeit handeln.

Dies ist die Rechtfertigung meines gleich anfangs gefällten Urtheils über diese Schrift. Sie, mein Herr, haben die Freyheit, meine Erinnerungen mit aller der Scharfsinnigkeit zu prüfen, welche Sie sonst in philosophischen Untersuchungen zu zeigen pflegen. Ich mache mir indessen gleichwohl die Hoffnung, Ihren Beyfall zu erhalten. Sollten Sie aber, wider Vermuthen, anderer Meynung seyn, so wird doch gewiß dieser Unterschied unsrer Gedanken der Uebereinstimmung unsrer Gemüther keinen Schaden zufügen.

Johann Michael Heinze,
von Pangenfalte.

Die

 Die Blumen und die Göttinn Flora.

Eine Fabel.

Zephir regte sein Gefieder,
 Durch die aufgetaute Flur,
 Und die freudige Natur
 Nahm den grünen Umhang wieder,
 Als des Crocus zarte Spitze
 Sein noch kaltes Beet durchstach,
 Wo ihn, von dem schwarzen Eise,
 Doris weicher Finger brach.

In den Locken dieser Schönen,
 Fühlt er bald sein süßes Glück,
 Und sieng an, mit stolzem Blick,
 Andre Blumen auszuböhen.
 Welch ein Kind des schönen Lenzen,
 Dacht er bey sich, gleichet mir?
 Nicht ein Blättchen sieht man glänzen,
 Ich nur steh in voller Zier.

Raum war noch ein Mond verstrichen,
 Und ein ganzes Blumenchor
 Trat in bunter Pracht hervor;
 Nur der Crocus war erblichen.
 Unter Zephir's lauen Sohlen,
 Wuchs schon Klee und Tausendschön;
 Doris Finger brach Vialen,
 Und den Crocus ließ sie stehn.

Auch das Betscher gieng verlornt,
 Und mit gleich betrübtem Sinn
 Eilt es, nebst dem Crocus, hin,
 Und entdeckt ihr Leid der Floren.
 Göttinn! war ihr banges Klagen,
 Uns beschimpft der Schönen Hand,
 Die an uns, vor wenig Tagen,
 Ihre liebste Zierde fand.

Kinder! lautete mit Lachen,
 Hier der Göttinn tröstend Wort:
 Doris thut euch keinen Tott,
 Ihr verlangt zu große Sachen.
 Zeit und Schönheit muß verfliegen;
 Doris liebt euch blühend nur;
 Ihr verwelkt, sie läßt euch liegen,
 Doris folget der Natur.

Dem Ruhm läßt sichs sehr schwer entsagen,
 Der einmal uns die Brust gerührt.
 Der graue Tänzer wird sich wagen,
 Bis er den letzten Preis verliert.
 Wenn eine Schöne längst veraltet,
 Wenn eines Dichters Blut erkaltet,
 Puzt die sich noch, und dieser singt,
 Und schätzt sie denn die Welt geringe;
 Wer hat die Schuld? Der Lauf der Dinge,
 Der alte Narren nicht verjüngt.



Der

* * * * *

Der Spiegel.

In einem Spiegel, dessen Schimmer,
In Philurerens schönstem Zimmer;
Ein reizungsvoller Hausrath war,
Fand sich kein eitles Widersprechen;
Er stülte seines Vorwurfs Mäcken,
Recht rein und ungekünstelt dar.

Zwey purpurfarbne seidne Bänder
Umfaßten seine Silberänder,
Und hielten seines Glases Saß.
Die Wahrheit konnt er nicht versthweigen;
Denn Philurerens Reiz zu zeigen,
Hielt er sich jederzeit gefaßt.

Als einmahl diese seine Schöne,
Mit mehr als spöttischem Gehöne,
Der klugen Chloris Reiz belacht:
Lief sie gleich zu ihm hin und fragte:
Bin ich nicht schöner? Ja, sie sagte:
Was gleicht wohl meiner Schönheit Pracht?

Es schien, als ob ihn dieß verletzte,
Da ihn der Wörter Hauch so nestte,
Daß er bald allen Glanz verloh.
Doch weiß ich nicht, was ihm darneben,
Auf einmal Sprach und Geist gegeben,
Er brachte diese Worte vor:

Beliebte Wirthinn! Edle Schöne!
Du weißt, daß ich von dir entlehne,

* * Das, was dich mir so eigen macht. * * * * *
 Du siehst in mir dein Wachsen grünen,
 Du lachst; und spielst mit holden Mienen,
 Und siehst, wie auch dein Spiegel lacht.

Woinst du, so weiß ich vorzufellen,
 Wie aus der Augen trüben Quellen,
 Ein Bach mit Silberwellen wallt.
 Umschließt ein kostbar Kleid die Glieder,
 So zeigt dir gleich mein Silber wieder,
 Wie schön dich die Natur gestalt.

Und so kannst du mich reizend machen,
 Durch Wachstum, Kleider, Thränen, Lachen:
 Doch dieß ist nur ein falscher Schein.
 Allein, wenn sich, auf meinen Flächen,
 Verstand und Tugend Stralen brechen:
 Will ich dein Schönheitsrichter seyn. 3.

* *

Ein Schreiben Von vernünftiger Erlernung der Sprachen und Wissenschaften auf nie- dern Schulen.

Mein Herr,

Man hat mir gesagt, sie wären seit etlichen
 Monaten mit einer Sammlung verschiede-
 ner deutschen Schriften beschäftigt. Bey
 dieser Gelegenheit bekommen sie vermuthlich viele
 Briefe

Briefe von gelehrten Männern zu lesen. Ich zweifelte aber doch nicht, Sie werden sich auf mein Bitten die kleine Gewalt anthun, und einen Brief, eines jungen Menschen ansehen, welcher nur vor wenig Wochen die niedern Schulen verlassen hat, und im Begriffe steht, auf eine hohe Schule zu ziehen, um, gewöhnlicher Massen, längstens binnen drey Jahren zu absolviren. Daß ich mir diese Freiheit nehme, dazu veranlaßt mich ein Umstand, von dessen Wichtigkeit ich Sie bald überführen will.

Ich habe mich sechs Jahre lang in einer Schule aufgehalten; welche vor allen übrigen Schulen einen Vorzug, und zugleich den billigen Ruhm hat, daß viele große, und gelehrte Männer den Grund ihres Glücks darinnen gelegt haben. So bald ich die ersten Jahre überstanden, und mich geschickt gemacht hatte, die Sachen mit einer reifern Ueberlegung einzusehen; so ließ ich bey einem unermüdeten Eifer diejenigen Wissenschaften mein Hauptwerk seyn, zu denen ich den größten Trieb empfand, und welche ich für die edelsten unter allen hielt. Ich traue ihnen die Einsicht zu, daß sie von selbst errathen können, worinnen also meine vornehmste Bemühung bestanden habe.

Es ward uns Gelegenheit gegeben, die ältern und neuern Geschichte zu erlernen. Man lehrte uns die Geographie, und andere davon abhängende Wissenschaften. Man bemühte sich, uns einen kleinen Vorschmack von den Rechten eines jeden Reichs, und hauptsächlich unsers Vaterlands bezubringen. Es wurden auf Kosten der Obern Leute gehalten, welche

die Jugend in der französischen und italienischen Sprache unterrichten sollten. Ja, welches bey nahe unglaublich ist, so gar in der deutschen Sprache gab man uns Anleitung. Die mathematischen Wissenschaften wurden getrieben, so viel es auf Schulen möglich ist. Von der Malerey, Musik, und Tanzkunst will ich nicht einmal etwas erwähnen, so wenig, als von der Anweisung, wie man die Buchstaben leserlich, und schön schreiben soll.

Was meynen sie davon, mein Herr? Ich weis, sie lassen mir die Gerechtigkeit wiederfahren, und trauen mir zu, daß ich die kostbare Zeit mit dergleichen Sachen nicht verderbet habe. Es wäre dieses ein Fehler gewesen, welchen man kaum mit dem gelinden Namen einer Jugendsünde hätte entschuldigen können; und ich glaube, meine Enkel würden sich dereinst schämen müssen, wenn man ihnen dergleichen gelehrte Schwachheiten von ihrem Großvater vorwürfe.

Meine Bemühungen waren weit rühmlicher. Lateinisch, Griechisch, Ebräisch, die Redekunst, und die Logik, dieses sind die Wissenschaften, worauf ich mich mit einem uner sättlichen Fleiße, und mit Ausschließung aller andern gelegt habe.

Ist es nicht kläglich, daß man die Jugend zu Erlernung der Geschichte, und besonders unserer gegenwärtigen Zeiten anhält. Dieses vermehret ihre leichtsinnige Neugierigkeit, zu der sie ohne dem mehr als zu geneigt ist. Aus dieser Ursache habe ich mich jederzeit davor gehütet, und ich kann mir ohne eiteln Ruhm nachsagen, daß mir dasjenige, was nach dem

Kau-

Staupe der Helena in Griechenland vorgegangen, weit bekannter ist, als die Unruhe, worinnen Deutschland durch den Tod des Kaisers gestürzt seyn soll. Wozu die Geographie, und zugehörige Wissenschaften nütze, das kann ich nicht einsehen. Ich habe den Weg von der Schule nach meiner Heimath gewußt, ich will ihn auch wohl ohne Geographie nach Leipzig finden. Ich weiß die Namens- und Geburtsstage meiner gnädigen Herrschaft; ich weiß, daß unser Herr Pfarr einen Todtenkopf mit einem Kreuze in seinem Petschaft hat; dieses hilft mir mehr, als wenn ich das ganze Geschlechte, und alle Wapen des Kaisers von Fez und Marocco auswendig könnte. Daß ich die Rechte der Reiche und meines Vaterlands lernen soll, solches scheint mir ein verwegnes Unternehmen zu seyn. Es sind Geheimnisse, welche man nicht erforschen, sondern den Regenten überlassen muß; zu geschweigen, daß man vielmals an den Höfen selbst nicht weiß, was Rechtens ist, wie will man es denn in den Schulen wissen? Die statterhaste Eitelkeit der Franzosen, und die Gemüths Eigenschaften der Italiener haben mir jederzeit einen Abscheu vor ihren Sprachen gemacht. Deutsch zu lernen, klingt gar lächerlich. Unser Thormärter in der Schule konnte gutes Deutsch reden, ungeachtet er niemals in die Lehrstunden kam, und meine Mutter verstund mich allemal, wenn ich um Geld schrieb. Ich habe zwar gegenwärtigen Brief von einem meiner guten Freunde durchsehen, und die Schreibart ändern lassen; dieses geschlehet aber mehr aus einer Gefälligkeit, als innerlichen Ueberzeugung, daß es nöthig sey,

66 Von Erlernung der Sprachen

sey. Daß die mathematischen Wissenschaften auf Schülern getrieben werden, das lasse ich eher gelten. Es kommen doch immer noch griechische Wörter darunter vor. Die Materien, Musik, und das Latein schicken sich am besten für Frauenzimmer, und die Kunst leserlich und schön zu schreiben, für den Mädel. Dem gelehrte Leute müssen schlecht schreiben; dieses ist ein altes Herkommen.

Sagen sie mir aufrichtig, mein Herr, wie gefällt Ihnen dieser Beweis? Nicht wahr, vortreflich? Sollten sie wohl in einem jungen Menschen so viel Verstand, und einen so guten Geschmack suchen?

Die lateinische Sprache kam mir so einnehmend und reizend vor, daß ich mich schäme, ein gebornes Deutscher zu seyn. In der griechischen Sprache fand ich etwas, von dem ich viel zu wenig sage, wenn ich spreche, daß es reizend, und entzückend war. Ich habe mich vielfahls gewundert, warum man sie nicht bey Hofe einführe, und ich bin gewiß versichert, ein Frauenzimmer würde bey einer griechischen Uebersetzung nimmermehr unempfindlich bleiben können. Daß ich ebräisch ohne Puncte verstehe, das ist das wenigste, was ich mir rühmen kann. Die Rebeckunst hatte mich recht bezaubert. Die Regeln und Muster, die ich mir ermähletey waren zwar nach dem neuesten, jedoch nach meinem Geschmacke. Besonders in den Figuren war ich sehr stark. Ich wußte alle ihre Vor- und Zanamen, und meine Neben, die ich hielt, bestanden in nichts, als Fragen, und Anmerkungen. Die Erlernung der Logik war meine ernsthafteste Beschäftigung. Zwar die gemei-

gemeine Art zu denken, hat mir niemals gefallen wollen. Sie ist gar zu deutlich, und die Kunstwörter sind zu sehr gespart. Wenn ich jemanden als ein Gelehrter überzeugen will, so muß meine Uebersetzung kunstmäßig seyn, und ich mag denken, was ich will, so denke ich in forma. Meiner Abschiedsrede kann ich mich ohne eitle Selbtliebe nicht erinnern. Ich handelte von den Rauchsängen der alten Griechen, und Insonderheit der Lacedämonier. In welcher Sprache ich dieselbe eigentlich gehalten habe; solches kann ich ihnen nicht sagen. Wenn ich ihre Ohren nicht beleidigte, so würde ich sie Ebraico-Latino-Græcæ nennen. Dieses letzte Meisterstück meiner Fähigkeit mochte wohl Ursache seyn, daß man mir ein vortreffliches Schulzeugniß gab. Ich werde es mit nach Leipzig bringen, und also die Ehre haben, ihnen Brief und Siegel über meine Geschicklichkeit zu zeigen.

Bis hieher klingen meine Erzählungen ganz vergnügt. Sie werden den wichtigsten Umstand noch nicht einsehen können, welcher mich bewogen hat, an sie zu schreiben. Sie sollen ihn gleich erfahren.

Von der Schule gieng ich nach Hause zu meinem Vater, welcher im Gebürge ein adeliches Rittergut gepachtet hat. Meine Absichten erforderten, daß ich unserm gnädigen Herrn affosort meine Aufwartung machte. Er erkundigte sich nach der Einrichtung der Schule, und besonders meines bisherigen Studierens. Ich erzählte ihm alles, was ich anjeho geschrieben habe, und ich glaube, ich erzählte ihm noch mehr. Seine Aufmerksamkeit machte mich

beredt,

berebt; und ich versprach mir schon im Voraus die Anwartschaft auf eine Pfarre. Allein, wie sehr betrog ich mich in meiner Hoffnung! Urtheilen sie selbst von meiner Bestürzung, die ich empfand; als mir derselbe mit einem ernsthaften Gesichte ungefähr also antwortete: Gewiß, mein Freund, ich bedaure ihn, sein Vater hat das Geld verlohren, und er die Zeit verderbt. Er hat studiert, und ist keinem Menschen zu etwas nütze. Wäre es nicht vermünftiger gewesen, wenn er sich auf diejenigen Wissenschaften etwas mehr gelegt hätte, von denen er glaubet, daß sie so verächtlich und überflüssig sind? Muß er sich nicht schämen, daß er in Griechenland zu Hause, und in Sachsen ein Fremdling ist? Daß er die Gesetze seines Solons versteht, und nicht die geringste Kenntniß von den Rechten seines Vaterlandes hat? Hätte er sich nicht die Sprachen der Ausländer wenigstens nur in etwas bekannt machen sollen; wenn er sie auch allenfalls nicht besser gelernt hätte, als die Deutsche? Wie viel brauchen wir lateinische, und griechische Sprachmeister? Ich table deswegen nicht an ihm, daß er lateinisch, und griechisch gelernt hat. Dieses muß seyn, und ein Gelehrter, der es nicht kann, kömmt mir eben so abgeschmackt vor, als er, da er seine Muttersprache nicht besser versteht. Was glaubet er wohl, daß ich mit meinem Schneider anfangen sollte, wenn er nichts arbeiten könnte, als solche Kleider, wie sie Seneca, und Sokrates getragen haben? Würde der Kerl nicht müssen Hungers sterben, wenn er sonst nichts gelernt hätte? Mit seiner Redekunst locket er keinen Hund aus dem Ofen,

ge

geschweige, daß er die Gemüther der Zuhörer rühren sollte, und seine ganze Logik besteht aus Worten ohne Gedanken. Hat ihm denn niemand auf der Schule gesagt, wie unentbehrlich es heutiges Tages sey, daß man die sogenannten gelehrten Sprachen und Künste, mit den neuern Wissenschaften verknüpfe? Ich konnte dieses nicht leugnen. Ich gestand, daß einige meiner Lehrer mich deswegen vielfach getadelt, und mir meine Bemühung als unnütze vorgeworfen hätten. Ich sagte aber auch, daß andere meinen Eifer aufgemuntert, und mir mit großer Zuversicht prophezehet hätten, ich würde dereinst die Zierde ihrer Schule, eine Brustwehr wider die einreißende Barbaren und eine Stütze des Vaterlandes seyn. Er schüttelte den Kopf und ließ mich mit vielen berben Vermahnungen von sich gehen.

Wie meynen sie wohl, mein Herr, daß mir damals zu Muthe gewesen ist? Wahrhaftig, so sehr hat sich wohl Plato kaum geschämt, als ihn Diogenes durch einen nackigten Hahn, wegen seiner irrigen Meynung, lächerlich machen wollte. Ich gieng ganz bestürzt nach Hause.

Alleine, das war noch nicht genug. Dieser Tag schien recht zu meiner Demüthigung ausersehen zu seyn. Ich fand unsern Hofmeister, welcher seinen Sohn mit vielem Eifer ausgescholten hatte. Ich hörte nur noch so viel, daß er zu ihm sagte: „Du bist mir ein braver Kerl! Du schickst dich zu allem, wie der Esel zum Lautenschlagen. Ein Narre bleibt ein Narre, und wenn man ihn im Mörsel zerstieße. Du kannst nichts, du hast nichts gelernt, du willst nichts lernen, was soll denn endlich
„aus

„aus dir werden? Halte dein Maul, oder! Fort!
 „packe dich! geh mir aus den Augen!“, Ich erstaunte,
 als ich dieses hörte. Wie? dachte ich, unser Hof-
 meister, ein Bauer, ein Mann, der weder lesen
 noch schreiben kann, der versteht die Redekunst!
 Sarkasmus, Diasthismus, Ploki, Anaphora, Elli-
 ppsis, Anhydeton, sind dieses nicht alle die Figuren,
 die ich iezo von ihm gehört habe? Und der Kerl hat
 nicht studirt! Wie geht das Ding zu? Ich redete
 ihn an. Ich fragte ihn, warum er sich so ereifert
 hätte? Was! sprach er, das ist mein Junge, und
 ich soll mich nicht ärgern, daß sich der Schlingel auf
 die faule Seite legt? Neue Wunder! Unser Hof-
 meister versteht auch die Logik. Ist dieses nicht der
 bündigste Schluß in Darii? War es nicht eben so viel,
 als wenn er gesagt hätte: Wer einen ungerathnen
 Sohn hat, welcher sich auf die faule Seite legt, der
 muß sich ärgern; Atqui, ich habe einen solchen un-
 gerathnen Sohn, Ergo muß ich mich ärgern.

Ich muß es ihnen gestehen, mein Herr, ich war
 damals ganz außer mir. Die empfindlichen Reden
 unsers gnädigen Herrn machten mich nur unruhig,
 dieser Hofmeister aber ganz und gar kleinmüthig.
 Gehöret zu einem Gelehrten heutiges Tages mehr,
 als Lateinisch, Griechisch, und Ebräisch; kann auch
 der einfältigste Bauer in Figuren und Schlüssen re-
 den, ohne daß er weiß, wie sie auf griechisch heißen,
 oder in welcher Forme sie sind; wozu mühet denn mir
 mein Fleiß? Warum habe ich mir so viele schlaflose
 Nächte gemacht? Sollte es wohl in der That vernünftiger
 seyn, wenn man auf Schulen sich die Sprachen
 der

der Gelehrten zwar bekannt machet, zugleich aber auch in den neuern Sprachen, und, wie man sie nennt, in galanten Wissenschaften sich übet? Sollte es wohl lächerlich seyn, wenn man sich einbildet, die Erlernung einiger Kunstwörter machten uns zu Rednern und Philosophen?

Nein, ich kann mir dieses nicht bereben. Ich gehe von der einmal gefaßten Meynung nicht ab. Das sey ferne von mir. Und ich werde ihnen, mein Herr, ungemein verbunden seyn, wenn sie mich zu meiner Beruhigung in diesem Urtheile bestärken wollen. Ich werde dafür ohne alle Figur in der besten Forme verharren,

Dero

ergebenster Diener

Jrenäus Mastigophorus,

sonst

Friedrich Geißler genannt.

P. S. Ich habe bey müßigen Stunden des Hieronymus Comitem sine Lectionarium denenjenigen zum Besten in griechische Verse übersetzt, welche der lateinischen Sprache nicht mächtig sind. Weil ich nun glaube, daß es eine besondere Belustigung des Wises abgeben kann: So übersende ihnen diese Uebersetzung zu beliebigem Gebrauche.



* * * * *

Die ihre Nützlichkeit lobende Poesie.

Shr Völker, kommt u. seht, u. fragt nicht, wer ich sey?
Rein, kommt und bringt vielmehr ein günstig Ohr
herbey.

Kennt ihr die Redekunst? ich darf euch die nur nennen,
So wird auch jedermann schon ihre Schwester kennen.
Fragt nicht, weiß Kind ich sey? es ist mir unbekannt,
Den Vater weiß ich nicht, auch nicht mein Vaterland.
Wie soll ich etwa dort, wo Memphis Wundersäulen,
Durch Kunst und Müß. gesetzt, so Luft als Wolken theilen,
Den Ursprung meines Seyns am Trismegistus sehn?
Ich bin noch zweifelhaft, wie ist es denn geschehn,
Daß der mein Vater ist? Ich kann es nicht ergründen.
Doch werd ich noch vielleicht wohl meine Mutter finden:
Die ist, (ich weiß gewiß, daß mich kein Wahn betrügt)
Ein Weib, die schon bereits die grauske Zeit vergnügt,
Die erste Bilderkunst. Das läßt sich doch wohl hören?
Doch gnug! mich hält die Welt viel tausend Jahr in Ehren.
Ein Moses hielt mich schon in meiner Wiege werth:
Wenn ihm des Herren Lob durch Mund und Lippen fährt,
Des Macht den Pharao, mit Reitern, Rosß und Wagen,
In rothe Wellen stürzt, und aus den Fröhner Tagen,
Sein seufzend Israël nach seinem Erbe führt;
Denkt, wie man meinen Geist in seinem Liebe spürt.
Ein Assaph war mein Freund, ein David mir gewogen,
Wenn sie zum süßen Ton die Saiten straffer zogen,
Und

Malherbe stärkt sie noch, und sagt es auch und drüber:
 Mein Volk sey mehr nicht werth, als gute Kegelschieber.
 Ja recht! wenn Überwitz und Hochmuth Regel sind,
 So reißt die Wahrheit dran, die man bey Dichtern findet,
 Und schlägt sie öfters um. Allein, erweget's genauer,
 Mir, die ich Dichter zieh, wird Fleiß und Arbeit sauer,
 Eh man was nütliches von meiner Zucht genießt;
 Weil die Gelehrsamkeit mit mir verbunden ist,
 Und alle Theile dran bey mir gesucht werden.
 Doch redet erst mit mir, und sagt mir, wer auf Erden
 Gelehrt und gründlich sey. Nicht wahr? wer richtig
 denkt,

Wer seine Schlüsse stets fein regelmäßig lenkt,
 Und deutlich definirt, ist schon gelehrt und nütze,
 Daß er die Wahrheit fest vor Neid und Falle schütze.
 Bin ich nicht eben so? wer kömmt in meine Zunft,
 Der nicht dem Stagirit die Regeln der Vernunft
 Erst richtig abgelernt. Die sind es, was mich krönet.
 Wer ist es, der mir nun den schönen Hauptschmuck höhnet,
 Und mich verwerflich macht? Doch seht mich weiter an.
 Bin ich nicht herrlich gmug mit Kleidern angethan?
 Man sieht mich ja so schön in allen Wissenschaften,
 Als sonst den Diamant in goldnen Ketten haften.
 Ich muß belehret seyn, von allem, was man weiß;
 Der Sprachen Unterschied erfordert meinen Fleiß.
 Mich reizet stets ein Buch voll Lehren alter Weisen,
 Hier lern ich, was wir ist für gut und nützlich preisen;
 Was man ein möglich Ding und was unendlich nennt;
 Was ein Conflurus ist, und wie man ihn erkennt;
 Warum Cartesius sein standhaft Ego sage;
 Warum Fardell die Welt bloß in Gedanken trage;
 Warum

Warum Empiricus nichts wahres zugesteht;
 Warum die Erde läuft, und wie die Sonne geht;
 Warum wir von Natur schon löblich leben müssen;
 Natur- und Völkerrecht, das muß ich alles wissen;
 Der Globus steht vor mir, da reis ich durch die Welt
 Zum Nord- und Süderpol, und messe Berg und Feld,
 In Grad und Birkel ab; den Kiel hält meine Rechte,
 Wodurch ich manchen Feind der Wahrheit niederfichte;
 Den Kiel, der manches Land mit Wis und Kunst durchläuft,
 Der Völker Beyfall sucht und nach dem Lorber greift.
 Wohlan! so denkt einmal, so lange noch auf Erden,
 Mein Schmuck, mein Kleid, mein Buch noch hochgeschäzket
 werden,

So lange muß ich selbst der Welt wohl nützlich seyn:
 Zum Nutzen hüll ich mich in solche Kleider ein;
 Zum Nutzen pfleg ich mich mit solchem Schmuck zu zieren;
 Zum Nutzen such ich stets die Feder schön zu führen;
 Doch was erblick ich igt? kömmt dort ein Geist herbey,
 Der Farb und Pinsel trägt? nun weiß ich, wer es sey.
 Hier schickt die Malerkunst den Zeuxis aus dem Grabe,
 Und rühmt, wie viel die Welt ihr guts zu danken habe.
 Tritt, Zeuxis, näher her, so schön dein Pinsel streicht,
 Sprich, ob ihm nicht die Kunst von meiner Feder gleicht?
 Hat deine Wissenschaft, die Farben zu erheben,
 Die Gleichheit der Natur den Trauben umgegeben,
 Und durch den leeren Schein die Vögel aus der Luft,
 Die Durst und Hunger zwang, zum Fraß herzugelut;
 So weiß ich die Natur so schön, wie du, zu malen:
 Aurorens rothe Hand, die stets des Phöbus Stralen,
 Der jeden Tag zur Ruh im Ocean versinkt,
 Erwecket und erhebt, und gölden wiederbringt;

Ein buntbeblühtes Feld, worauf der Zephyr spielt,
 Der Blumen mattes Heer durch sanfte Züge kühlet,
 In die der Morgenthau die Silberperlen reibt;
 Die Rose, die den Sinn mit tausend Lust erfreut,
 Wenn ihr beliebtes Roth durch grüne Knospen stehet,
 Und dann, wenn erst ihr Haupt im vollen Schmucke
 blühet;

Ja Feuer, Wasser, Luft, und was noch sonst die Macht
 Des, der dort oben herrscht, so schön hervorgebracht;
 Weiß ich nicht alles das in wohlgetroffenen Bildern,
 Auch sonder Farbenzier natürlich abzuschildern?
 Seht den mir werthen Brocks in seinen Werken an,
 Der hat, (und hats durch mich und seinen Fleiß gethan)
 Den Abriß der Natur den Völkern vorgefetzt,
 Der zwar das Auge nicht, doch den Verstand ergötzet,
 Und Zeuris Kunst beschämt; wie bin ich nun nichts werth?
 Da sich mein Fleiß u. Ruhm durch solchen Dienst verklärt,
 Daß meine Malerey Sinn und Verstand erfreuet?
 Was heißt es, daß mir nicht die Misgunst Lorber weihet?
 Jedoch noch nicht genug. Zur Lieb und Traurigkeit,
 Zur Straf und Besserung bin ich ja stets bereit:
 Wenn dort Penelope an ihren Helben schreibt,
 Und ihre Liebe fragt, warum er außen bleibet;
 Und wenn ein Mäso sonst des Glückes Zwang verflaget,
 Den seines Cäsars Born bis zum Euxin verjaget;
 Und wenn ein Juvenal des Paris Karrenpoffen,
 Mit scharfen Stacheln trifft; wo ist das hergestoffen?
 Hab ich nicht Gut und Trieb in allen angeregt,
 Und Sinn, Wort, Sylbenmaaß der Feder eingeprägt?
 Bey Höfen bin ich gern, man hält mich da in Ehren,
 August kann vom Horaz gerathne Lieder hören.

Die

Die meine Kinder sind; den Held mach ich bekannt,
 Der Fama geb ich selbst die Thaten in die Hand,
 Und schicke sie damit vom Tagus bis zum Nile,
 Daß jedes fremdes Ohr die tapf're Großmuth fühle.
 Kehrt um! ihr, welchen nicht die Poesie gefällt,
 Eh euch ein Scaliger für keine Menschen hält.
 Kehrt um! ich habe nun mein Nützlichseyn gefunden,
 Ihr Feinde, Palmen her! ihr seyd nun überwunden.

Johann Samuel Portmann.

* * * * *

Allegorie

Von den Widersprechungen in der Liebe.

Sie verlangten neulich von mir, Madame, ich sollte Ihnen die Ursache entdecken, woher doch so viele widerwärtige Leidenschaften in der Liebe vorkämen. Sie wollten, und wie ich nicht zweifle, aus eigener Erfahrung, angemerket haben, daß in dieser Leidenschaft so vieles zusammenträfe, welches gerade wider einander zu streiten schien. Die Ausdrückungen der Dichter, da sie die Liebe bald eine süße Pein, bald eine bittere Lust, bald angenehme Plagen, entzückende Schmerzen u. s. w. nennen, wurden hier zum Beweise angeführt. Sie hielten mir die Stelle aus unserm Opiz vor, wo er seinen verwirrten Zustand in der Liebe beschrieben, und vornehmlich mußten diese vier merkwürdigen Verse dazu dienen:

472 Allegorie von Widersprechungen

Ich fürcht und hoffe doch, ich bitt u. schweig auch stille,

Ich bin wie kaltes Eis und fühle Blut die Fülle;

Ich lös und binde mich; ich wünsche frey zu seyn;

Und wenn ich denn frey bin: So geh ich wieder ein:

Ob ich mich nun gleich entschuldigte, daß ich noch niemals die Wirkungen der Liebe empfunden, und also nicht einmal wußte, ob alle diese Aussprüche wahr wären: So wollten Sie doch diese Ausreden ganz und gar nicht annehmen. Ich mochte Ihnen tausendmal vorstellen, daß man erst von der Wirklichkeit einer Sache überführt seyn müßte, bevor man sich Mühe gäbe, die Ursachen derselben aufzusuchen; weil man sonst eben eine so lächerliche Arbeit thun würde, als einige Gelehrte des vorigen Jahrhunderts, wegen des vermeynten goldenen Zahnes, gethan hatten, den ein Kind mit auf die Welt gebracht haben sollte: Es half alles nichts, und mich dünkt, ich sehe und höre sie noch die fürchterliche Frage thun: Wollen sie mich und so viele Dichter Lügen strafen? So wenig Gewissen ich mir gemacht haben würde, die Dichter der Lügen zu beschuldigen: So unverantwortlich hielt ich es auch, nur von Ihnen zu gedenken, daß Sie fähig wären, eine Unwahrheit vorzubringen. Ich schickte mich also zu der begehrten Untersuchung an, und der Himmel weis, was ich für ein Galimathias würde gemacht haben, wenn es damals zur Erklärung gekommen wäre. Zum guten Glücke aber wurde ich durch die Ankunft des Herrn D * * gestöhret, welcher Sie mit so vielen neuen Zeitungen zu unterhalten mußte, daß wir uns genöthiget sahen, Ihnen eine angenehme Ruhe zu wünschen, ehe er noch mit seinen Erzähl-

zähl-

zählungen halb fertig geworden. Ich habe nach der Zeit fleißig an Dero Aufgabe gedacht, und noch in eben der Nacht die Register fast von der Hälfte meiner Bücher durchgesehen. Allein ich war so unglücklich, nicht das geringste darinnen zu finden, welches mich hätte davon unterrichten können. Nach einiger Zeit besann ich mich, daß Plato, ein alter griechischer Weltweise, vieles von der Liebe geschrieben hätte. Ich blätterte seine Bücher durch, und hatte endlich das Vergnügen, die Auflösung meiner Aufgabe darinnen zu finden. Sehen sie also wohl, Madame, wie der Eifer, einem Frauenzimmer gefällig zu seyn, einen zu den alten griechischen Schriftstellern zurück führen kann. Ist es Ihnen iho eben so angenehm, die Ursache von dem Widerspruche in der Liebe zu lesen, als es Ihnen damals war, solche von mir zu hören: So will ich sie mit meinen eigenen Worten, nach des Plato Sinne, erzählen. Vielleicht hat er sie auch nicht einmal selbst entdeckt; denn er läßt sie von seinem Lehrmeister Sokrates in folgender Geschichte vorbringen.

Jupiter hatte bey der Geburt der Schönheit ein großes Gastmahl angestellet, und viele Gäste dazu eingeladen. Unter andern hatte sich auch der Gott Ueberfluß dabey eingefunden, welcher ein Sohn der Göttinn Klugheit war, und viele Tugenden von seiner Mutter an sich hatte: Nachdem er sich an der Tafel sattfam ergöset! So wollte er auch wieder ein wenig freye Luft schöpfen. In dieser Absicht begab er sich in Jupiters Garten, welcher voller ambrosischen Früchte von allerhand Art hing,
 G 9 5 und

474 Allegorie von Widersprechungen

und seiner reichen Fruchtbarkeit wegen, ein recht anständiger Aufenthalt für den Ueberfluß zu seyn schien. Er verfügte sich in eine von den schönsten Grotten, um welche ein von nectarischen Trauben schwangerer Rebenstock seine schlanken Arme wand. Zu eben der Zeit hatte eine unglückselige Frauensperson, Armuth genannt, von diesem herrlichen Feste etwas gehört. In Hoffnung, sie würde dabey gleichfalls einige Erquickung finden, hatte sie sich dahin begeben. Weil man sie aber wegen ihrer schlechten Kleidung nicht mit an die Tafel gezogen: So suchte sie ihre Ergözung in Jupiters Garten, welcher allen Leuten, von was für einem Stande sie auch waren, offen stand. Hier traf sie von ungefähr den Gott Ueberfluß, in der Grotte schlafend an. Kaum hatte sie ihn erblickt, als sie auch schon von seinen entzückenden Reizungen entzündet worden. Sie legte sich zu ihm, und wußte es so wohl anzustellen, daß sie von ihm schwanger wurde. Jedermann war über diese Begebenheit aufmerksam, und voller Begierde, zu erfahren, von was für einer Natur doch das Kind seyn würde, welches aus so verschiedene Personen mit einander gezeuget hätten. Die Armuth kam endlich nieder, und brachte die Liebe zur Welt. Als dieses Kind aufwuchs: So zeigte es in seiner ganzen Aufführung, was es in der That war; nämlich eine Zusammensetzung von einander entgegen gesetzten Dingen. Da es den Ueberfluß zum Vater hat, welcher, wie ich schon oben erwähnt habe, von der Klugheit herflammet: So ist es verschlagen, listig, sinnreich, voller Ränke, und hat tausenderley Anschläge im Kopfe

Kopfe. Da es aber auch das Kind der Armuth ist: So sieht man, daß es schmeichelt, liebkoset, bettelt, Ueberchen singt, nachfolget, gern auf den Thürschwällen liegt, oder unter den Fenstern steht. Von väterlicher Seiten hat es die Kühnheit, Zuversicht auf sich selbst, den Stolz, die Hoffnung, daß alles gut gehen muß, die Ueberzeugung von seinen eigenen Verdiensten an sich, und wird daher leicht aufgebracht und ist sehr empfindlich. Von mütterlicher Seiten hingegen ist es verzagt, furchtsam, zweifelhaft, niedergeschlagen, voll Sorgen es möchte beleidigen, gar zu unterthänig und niederträchtig. Bald spricht es, als eine Gottheit, von lauter unsterblichen Vergnügungen, ist bis in den Himmel entzückt, und weis von nichts, als Wollust und Freude. Bald wird es von lauter Kummer verzehrt, ist ganz kraftlos, voller Verzweiflung, und dem Tode nahe, da ihm dieses von seiner sterblichen Mutter, jenes aber von seinem göttlichen Vater angeerbet ist.

Hier haben Sie nun, Madame, die Ursache von den widereinanderlaufenden Regungen bey der Liebe. Sagen Sie nicht, daß solche poetisch sey. Ich habe sie von einem Philosophen genommen; und wenn dieses auch nicht wäre; so würden Sie sich doch nicht mit Recht darüber beschweren können, weil Sie durch die Poeten veranlasset worden, mir diese Untersuchung aufzugeben. Ich, 2c. 2c.

Joh. Joach. von Kreuzberg.



Das

* * * * *

Das Pferd und die Bremse.

Eine Fabel.

Ein deutscher Gaul, wohl zugeritten,
 Trug seines Herren dicke Last,
 Mit solchen gleich und stolzen Schritten,
 Als jemals du gesehen hast.
 So leise strich kein Reh vorbei,
 Als dieses Pferd im schnellen Traben.
 Ein schmaler Steg, ein breiter Graben,
 War seinen Füßen einerley.

Es durfte keine Berte fühlen,
 Es hob sich so mehr, als zu leicht.
 Man durfte mit der Zunge spielen,
 So gieng es, wie ein Vogel fliegt.
 Es konnte jeden Zug verstehn.
 Man durfte kaum die Trense rücken:
 So sahst du es, von freyen Stücken,
 Den schönsten Antritt wiegend gehn.

Kaum war ein besser Pferd im reuten,
 Das nie an Stein und Wurzeln sties,
 Das sich so leicht auf beyde Seiten,
 Im vollen Rennen werfen lies.
 Kein Schuß, kein blißendes Gewehr
 Erschreckte diesen Gaul im Gange,
 Er gieng und that, als wüßt er lange,
 Was Bliß und Schuß und Pulver war.

Im

Im Streite trug den Alexander
 Kein solcher stolze Lichte Braun.
 Die Schenkel warf er auseinander,
 Als dürft er nicht der Erde traun:
 Und kam der Sporn: so saßt du ihn
 Sich mit so starken Sprüngen heben,
 Daß selbst der Fahrweg zu erbeben,
 Der Rasen zu verschwinden schien.

Und dieser Schmuck von allen Pferden,
 Im Kreuze hoch, braun von Gestalt,
 Breit auf der Brust, frey in Gebehrden,
 Trug seinen Herrn durch einen Wald;
 Als eine Bremse sumsend zog,
 Ihm, mitten in dem stolzen Gange,
 Ganz durstig auf die rechte Stange,
 An seinem blanken Zaume flog.

Sie leckte von dem weißen Schaume,
 Der heefigt am Gebisse floß.
 Wie, Thier, du nagst an meinem Zaume?
 Du kannst? = = sprach das erhitzte Ross.
 O rief die Bremse, laß mich hier,
 Ich will dich vor den Fliegen schützen.
 Wie, schrie der Gaul, du willst mir nützen?
 Und schüttelte: so flog das Thier.

Die Bremse hatte Rach im Sinne;
 Sie flog, und blieb für Unmuth stumm,
 Und stach ihn schmerzhaft in das Dinne,
 Drauf fuhr der Gaul erhitzt herum;
 Versah es aber doch dabey
 Und blieb, wo sich die Wurzeln strecken,
 Im Schreiten, mit dem Eisen stecken,
 Und fiel, und brach ein Bein entzwey.

Er

Erschrocken, und im vollen Grimme,
 Verlies der Herr das kranke Pferd,
 Und sprach mit aufgebrachtter Stimme:
 Du bist kein besser Schicksal werth.
 Wie thöricht ist es nicht gethan,
 Sich Feindschaft auf den Hals zu laden!
 Der kann uns allemal noch schaden,
 Der mir und dir nicht helfen kann!

C. F. Gellert.

* * * * *

Silvander an die Phyllis.

Schönste Phyllis,

Sie öfter ich ihre Zuschrift lese, desto tiefsinniger werde ich. Ich kann mich kaum in meiner Verwirrung zu rechte finden. Kaum triumphire ich ein klein wenig über unsern werthen Freund Germannen, daß er von seiner Demonstrier sucht etwas nachgelassen, und sich bis zu meinem Wahne zu erniedrigen angefangen, so fallen Sie mich mit einer solchen Stärke an, die ich mir von Ihnen kaum vermuthet hätte. Wer wollte so verwegen seyn, Ihnen zu widersprechen; zumal, wenn sie Leibrißen auf ihrer Seite haben. Wenn Sie mit mir disputiren wollen, und allemal diesen Vorsitzer haben, so muß ich Ihnen auch allemal recht geben. Ihr Beweis ist so stark, als einer von der Art seyn kann. Unterdessen, da ich Sie nicht widerlegen kann, so will ich nur den gegenseitigen Satz behaupten; sie mögen hernach zusehen, welcher falsch ist. Einer von beyden muß es gewiß

gewiß seyn. Wenn Sie und Doris zugleich liebenswürdig sind, so fragen Sie mich um den zureichenden Grund, warum ich nicht vielmehr meine Liebe auf die andre, als auf sie werfe? Ich antworte: Weil ich sie beyde gleich stark liebe. Und dieses ist auch möglich. Denn es hält keinen Widerspruch in sich, daß sie beyde Vollkommenheiten besitzen, daß ich sie an beyden wahrnehme, daß ich ihnen darüber mein Vergnügen bezeige, und daß ich es allen beyden thue, wie sich mir Zeit und Gelegenheit darbieten. Was keinen Widerspruch in sich enthält, das ist möglich: Es ist also möglich, daß ich beyde gleich stark lieben kann; welches zu erweisen war. Ich will noch anmerken, daß ich es thun dürfe. Denn weil ich noch keiner zugeschworen habe, daß ich sie allein lieben wolle; so hindert mich nichts, daß ich nicht die Phyllis so wohl hochschätzen könne, als die Doris, und es ist noch kein Gesetz vorhanden, welches mich einer Untreu beschuldigen kann. Mein Beweis ist so schwer nicht, als der ihrige; denn er ist nicht aus Leibnizen. Ich habe die Erlaubniß, sie zu besuchen. Ich werde mich derselben noch heute bedienen; denn ihr Dydus wird mir vielleicht noch andre Beweisgründe wider Sie an die Hand geben. Halten Sie sich bereit, mit mir zu disputiren. Der Satz soll seyn: Silvander muß die Phyllis dennoch lieben; ich würde ihn mit den stärksten Gründen zu unterstützen wissen. Ich schmeichle mir zum Voraus, daß es vielleicht heißen wird: Ich bin gekommen, ich habe sie gesehen, ich habe sie überwunden.

Silvander.
Herrn

* * * * *

Herrn Sehrflugs Urtheil abgelehnt.

St! Entblößet euer Haupt; Denn es ist ein Urtheil da.

Höre, Gottschee! Sehrflug redet. Hör auch du,
Victoria,

Christiane, Kästner, Pitschel, Schlegel, Rabner, Selter,
Schmidt,

Gärtner, Straube, Zernig, Suro, Hausman u. LeFevre mit
Haupt, Neander, Hagedorn, Peinemann, Kopp, Spalding,
Schwabe,

From, u. wie ihr alle heißet, Herbart, Kaiser, Breitenbauch,
Walther, Portmann, Heinze, Kreuzberg, lachet nicht, es
gilt euch auch.

Alles, was belustiget, das bekömmt hier seine Gabe.

In sechs Zeilen ist von euch kaum ein Körnchen
Witz zu lesen.

Schweig! versetzt ihr. Ey! verzeihet: Sehrflugs Grund
ist klar und klug:

Denn, versichert er, sie sind meine Schüler ja ge-
wesen.

Ist nun dieß; was wollt ihr leugnen? Das ist ja Beweis
genug.

Seine Schüler? sprecht ihr. Wir, die wir ihm theils
gelesen,

Theils mit ihm zugleich gelernet, theils den Sehrflug nie
gesehen,

Theils uns seiner Zucht geschämet? Denkt er, uns durch sich
zu schmähn?

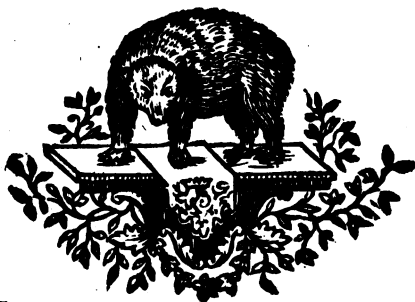
Witzig sind wir; denn wir sind seine Schüler nicht gewesen.

M. Tulipe.

Ende des M. May.

Belustigungen
des
Verstandes
und des
Witzes.

Et prolesse volunt & delectare — *Horat.*



Auf das Jahr 1742.
Brachmonat.

Leipzig
Verlegts Bernhard Christoph Breitkopf.

THE UNIVERSITY OF CHICAGO

PHILOSOPHY DEPARTMENT

PHILOSOPHY 101





Der falsche Orthodor.



Daß ich sagen soll, was ich kaum sagen kann!
Mein Beystand schlägt mich wund, u. spricht,
ich secht ihn an.

Er trägt die Wahrheit vor, und schüzet sie mit Wähnen.
Kann sich ein himmlisch Licht nach Nacht u. Decken sehnen?
Soll nicht vielmehr sein Glanz so ausgedeckt, so rein,
Weitstralend, groß, und hell, als selbst die Sonne, seyn?
Da ich erkennen will: so tritt er mir ins Lichte,
Daß ich mein Aug umsonst nach Gottes Höhen richte.
Zwar führen will er mich; doch kann ich blind nicht gehn:
Der ungewisse Fuß kann nirgend sicher stehn,
Bis ich die Steige seh, und bis ich selbst erkenne,
Wornach ich mit Vernunft, nicht blindem Eifer, renne.
Drum, Führer, wenn du willst, daß ich gehorsam sey:
So mach erst Aug und Herz von deinen Banden frey.

„Man muß nicht zu genau nach allem fragen wollen.
„Du bist zum Folgen da; wir, daß wir führen sollen.
„Wohl dir, wenn sich dein Ohr an unsre Lehre hält:
„Denn unser Mund spricht wahr; drum glaubt uns alle
Welt.

„Wer ja noch widersteht, und künstelt seine Fragen:
 „Dem soll man zum Bescheid: Vernunft, Schwere stille;
 sagen.

Nimmt so, was man vor uns geglaubet und gethan,
 Die ausgelernte Welt für eine Richtschnur an?
 Soll denn der reiche Quell, den wir in uns ernähren,
 Für uns nicht fruchtbar seyn, und sich umsonst ver-
 zehren?

Du siehst den milden Schatz, du siehst, und wirfst ihn weg.
 Gab ihn der Schöpfer dir, o Thor, zu diesem Zweck?
 Wer löscht ein dunkles Licht, weil es nicht helle brennet?
 Vergnügt, wenn er zur Noth, was um ihn ist, erkennet,
 Wehrt eine Hand dem Wind, und eine kürzt das Dacht,
 Bis hellrer Flamme Stral die Dinge klarer macht:

So will ich die Vernunft nicht löschen, nur erheitern,
 Mit mühsamer Geduld der Kenntniß Feld erweitern;
 Bis einst mein Aug ein Stral von hellerm Lichte rührt.
 Es wird kein Irrlicht seyn, das meinen Fuß verführt.
 O Gott, der mich erschuf! wie soll ich dich denn finden,
 Da mir mein Führer selbst die Augen sucht zu binden?
 Du bist. Das ist gewiß! Es ist kein Geist so blind,
 In dem von deinem Seyn nicht Zeugen kräftig sind.
 Du bist! jedoch wofür soll dein Geschöpf dich halten?
 Bist du viel oder eins? Geist, oder in Gestalten?

Man sicht für dieß und das. Ist prüfen nicht erlaubt:
 So ist es einerley, was man von beyden glaubt.

„Es ist schon ausgemacht; der Wahrheit sichere Schätze
 „Sind unter uns allein. Wir tragen die Gesetze
 „Vom rechten Glauben vor.

Wodurch wird es bewährt?

„Dierweil sich jedermann mit uns dafür erklärt.

So glaubst du Höl und Gott, der Mutter zu gefallen.
 Wenn dieses bündig schließt: So muß von diesem allen
 Was man vor uns geglaubt, Gespenster, Here, Geist,
 Der Alp, und Doctor Faust, und wie es alles heißt,
 Womit sich hier und da noch tausend Mäuler tragen,
 Ein Punct des Glaubens seyn. Sie können kühnlich sagen,
 Was sie zum Theil gesehn: daß ihrer Väter Hand
 Des Blocksbergs Zauberschaar gemartert und verbrannt;
 Der Teufel selbst den Faust geholet und zerrissen,
 Und viele vom Gesicht und Schrecken sterben müssen.
 O nein. Wohl unsrer Zeit! Der forschende Verstand
 Hat dieses Irrthums Wust zerstreuet und verbannt.
 So laßt ihn weiter gehn, damit ich auch erkenne,
 Warum ich einen Gott, und was ich mit ihm nenne.

Gott ist, und ich durch ihn: daher kömmt meine Pflicht.
 Allein wie dien ich ihm? Wo soll der Unterricht
 Von seinem Willen seyn? So weit nur Völker wohnen,
 Geh ich ein jedes ihm nach eignem Dünkel frohnen,
 Und jedes giebt sich recht.

„Gott hat sich offenbart;

„Wir haben unter uns Verehrung solcher Art,

„Die ihm gefällig ist.

Kannst du mich des versichern?

„Da lies den Unterricht aus unsern heiligen Büchern.

Nicht alles ist von Gott, was man für göttlich hält.

Wo steckt die Göttlichkeit?

„Der größte Theil der Welt

„Stimmt unsrer Lehre bey. Wen kann dieß überführen?

Läßt nicht die Menge stets mehr Zug zum Falschen spüren?

Zählst du die Stimmen nach, und giebst dem Haufen Recht:

So büßt die Wahrheit ein; du wirfst des Irrthums Knecht.

Europens Gott hat Recht. Doch seh ich in Moscheen
 Des weiten Allens noch stärkere Schaaren stehen,
 Als je vor ihm gekniet. Selbst Bizlipusli zähle
 Noch Länder, die für Gott sich seinen Creul gewähle.
 Ein ungezähltes Volk von Hotten, von Huronen,
 Und die uns unbekannt in großen Ländern wohnen,
 Die kaum ein Seegel noch in tausend Jahren findt:
 Wer sagt: ob denn auch die der Wahrheit Freunde
 sind?

„Die reine Wahrheit herrscht; sie ist aus treuen Zungen
 „So weit nur Menschen sind, mit starker Macht gedrungen;
 „Sie hat sich fortgepflanzt in langer Zeiten Reih;
 „Der Gottheit heller Stral wohnt ihr beständig bey,
 „Und der Bekenner Muth ist, unter Blut und Wunden,
 „Gesseifet und bewährt, und Gott verherrlicht worden.

Auch dieses ist nicht stark. Hängt denn der Muselman
 Mit mindrer Zuversicht an seinem Mkoran?
 Hat bey dem Juden wohl die Hoffnung abgenommen,
 Messias werde noch, ihn zu erheben, kommen?
 Ja, wo ein starkes Volk, entfernt von unsrer Welt,
 Des Rasos Götterbuch für Offenbarung hält,
 Und durch vier Glieder pflanzt: so könnten wohl die Erben
 Mit gleicher Dreustigkeit für ihre Fabeln sterben.
 Denn was der Vater glaubt, das hängt den Kindern an.
 Im Blut gibt Bepspiel mehr, als keine Lehre kann.
 Läßt der in Sina sich die falschen Bücher nehmen?
 Will sich der Hottentott zum wahren Licht bequemen?
 Sprich: Was Betehrsucht selbst sich unter uns erwarb?
 Der angefochtne Mann stirbt, wie sein Vater starb,
 Er nimmt nichts neues an. Wo dieser wohl gefahren,
 Da will er sich mit ihm auf gleichem Wege paaren.

„Doch

„Doch niemand außer uns entdeckt die rechte Bahn.
 „Der Lehren Richtigkeit ist längstens dargethan,
 „Ihr Vorzug nimmt sich aus.

Wird denn von weisen Zungen
 Die lehrende Vernunft von dieser Pflicht verdrungen?
 Es zeigt sich Cleveland; gestärkt durch eignes Licht,
 Und mit sich selber eins, kennt er die Secten nicht.
 Er forscht nach Gottes Haus. Man zeigt ihm fünfzig
 Thüren;

Durch jede will man ihn zum rechten Himmel führen:
 Zu welcher soll er gehn? Ist's Wunder, wenn er bleibt:
 Da man nach jeder zu ihm mehr mit Hitze treibt,
 Als durch Erwägen zieht. Soll er auch da nicht grübeln,
 Wo nur ein Gutes ist bey neun und vierzig Uebeln?
 Bestimmt die schwere Wahl, macht einen festen Schluß:
 So folgt er ohne Zwang, ob er gleich folgen muß.
 Kein ander Mittel zwingt geübte freye Geister;
 Bey ihnen ist Vernunft und Ueberzeugung Meister.
 „Die Ueberzeugung wirkt bey Frommen innerlich,
 „Es fühlt sie, wer nur glaubt.

Nun so erkläre dich.

Jetzt bin ich noch nicht fromm, und noch nicht überzeuget;
 Und inner mir spricht nichts, und mein Gewissen schweiget.
 Kein Donner, keine Furcht, kein Wunder treibt mich ein.
 Kann denn von außen her mir nicht gerathen seyn?
 Was ich empfinden soll, das muß mich erst erwecken.
 Auf dich nur kömmt es an, ein Mittel zu entdecken,
 Das mich zum Beyfall bringt. Gepriesen sey dein Fleiß,
 O herrliche Vernunft! durch die ich seh und weiß,
 Was für ein Wesen ich als einen Gott verehere,
 Das meinen Schlüssen hilft, und mir die wahre Lehre

Von ihm und meinem Heil zum sichern Leitstern giebt.
 Ihr Männer, deren Geist des Glaubens Klarheit liebt,
 Die ihr Vernunft und Schrift erhebt, vergleicht, verbindet,
 Die ihr den Forschenden die Fackel angezündet,
 Die noch, bey hier und da schon eingesunkner Nacht,
 Den Weg zum Leben hell, gewiß und kennbar macht:
 Habt in der Asche Dank! Wir werden euch erheben,
 So lange wir aus Lust und mit Verstande streben,
 Durch nicht geerbten Dienst, Gott angenehm zu seyn!
 O nähme so ein Trieb doch alle Herzen ein!

Weißt du: warum bey uns viel tausend noch nicht wissen,
 Daß, und warum, und wie sie Gott verehren müssen?
 „Der Herr giebt Gnad und Licht, und nimmt sie, wem
 er will:

„Ich darf nicht Richter seyn; er thut's, ich schweige still.
 Und du erröthest nicht, dem Himmel bezumessen,
 Was du bey deiner Pflicht, vielleicht mit Fleiß, vergessen?
 Schau doch die kleine Zahl so freyer Bürger an,
 Die, was die Feder lehrt, mit Augen lesen kann:
 Und überdenke denn das Heer von Millionen,
 Die durch das weite Land in Schloß und Hütten wohnen,
 Da keiner mehr von sich und Höll und Gott erfährt,
 Begreifet, glaubt und thut, als ihm dein Mund erklärt,
 Des Pöbels einzig Buch. Der soll sie unterrichten,
 Von ihres Glaubens Grund, u. heilsam frommen Pflichten.
 Meynst du, daß wenn er oft mit Hiß und Geiser schäumt,
 Und die Vernunft verbannt, des Guten Same keimt?
 Es ist kein Geist so klein, und hält sich so geringe,
 Er glaubt, daß ihm auch oft ein sicherer Schluß gelinge,
 Auch er will Richter seyn. Trag ihm die Lehre vor,
 Ein überdachtes Wort tritt in sein leichtes Ohr,

Und

Und bringet in sein Herz. Laß ihn in deinen Gründen
 Vernunft und Licht und Kraft und Ueberzeugung finden;
 Sein weicher Wille nimmt den besten Wandel an.
 Und dann berühme dich, du hast dein Amt gethan.
 Dem Schwachen ist genug, mit sicherer Einfalt glauben.

O warum willst du ihm die süße Wollust rauben,
 Zu wissen, wie er glaubt? Zwar deine Schüler sind
 Sich nicht an Gaben gleich: Doch lenkt man auch ein Kind
 Durch Gründe mehr, als Zwang. Es läßt sich jeder führen,
 Es muß ihn nur vorher das Wort der Wahrheit rühren.
 Fällt dieses dir zu schwer: So laß es andern zu:
 Damit der reinste Zweck die größte Wirkung thu,
 Wornach der fremde Fleiß so vieler Lehrer strebet,
 Die Einsicht und Verdienst und Gottesfurcht erhebet.
 Sieh; du und keiner giebst mir deinen Beyfall nicht,
 Wenn die Vernunft allein von Gottes Ordnung spricht;
 Ich aber kann von dir die offenbarten Lehren
 Ohn ihre Hülfe nicht erkennen, noch verehren.
 Weswegen sträubst du dich, und siehst erbittert zu,
 Daß sie zu meinem Heil mir kräftig Vorschub thu?
 Der Schöpfer hat mir nie dieß innre Licht verliehen,
 Daß ich mit Willen blind, mich seinem Schein entziehen
 Und es ersticken soll. Die Gabe seiner Huld
 Ist mir zum Besten da. Es kommt von meiner Schuld,
 Wenn der Gebrauch mich täuscht. Soll mich die Furcht
 bewegen,

Was einmal trügen kann, auf immer wegzulegen?
 Das heißt die Klugheit nicht. Ich nehme, weil ich kann,
 Vernunft und Schrift zugleich zu Glaubensführern an.

Gottlob Benjamin Straube.

* * * * *

Bernünftige Gedanken
 von dem Falle eines Geistes,
 aufgesetzt

von

M. Johann Christoph Decker,
 der Philos. Facultät zu Halle Abjunctus.

Der erste Abschnitt,

von der

Beschaffenheit eines Geistes überhaupt.

§. I.

Geister nennet man überhaupt diejenigen Wesen, welche mit einer deutlichen Vorstellungskraft versehen sind: Deren größern und geringern Werth wir nach der Klarheit und Vielheit ihrer deutlichen Begriffe abzumessen pflegen. Erstreckt sich diese Kraft auf alles mögliche; so ist sie ohne Schranken, kann alles Mögliche zugleich deutlich gedenken und ist unendlich: Geht sie aber nur auf einige Dinge; so ist sie eingeschränket und endlich.

Vielleicht scheint manchem die gegebene Erklärung eines Geistes zu enge zu seyn, da die schärfsten Philosophen unsrer Zeit, in ihren Begriffen vom Geiste, des Willens gedenken. Ich gestehe auch ganz gerne, daß ein Geist

so

so wenig ohne einen Willen, als dieser ohne vorhergegangenes deutliches Erkenntniß des Nützlichen oder Schädlichen in einer Sache, statt finde. Indesß getraue ich mir, zu behaupten, daß meine Erklärung die Probe halte. Setzet man die wesentlichen Kennzeichen einer Erklärung darinn, daß es ein deutlicher und ausführlicher Begriff sey (siehe des Herrn Geheimenrath Wolfens deutsche Logik S. 36); so wird so wohl meine als die andre Erklärung hierbey bestehen können. Die Ausdrücke meiner Erklärung sind im gemeinen Reden gebräuchlich; und diejenigen, welche nur etwas von philosophischen Wissenschaften gefasset, wissen sich selbige deutlich vorzustellen. Folglich sind die gegebenen Kennzeichen derselben nicht nur klar, sondern einigen gar deutlich, und mehr als jenes wird zu einem deutlichen Begriffe nicht erfordert. Allein mein gegebener Begriff ist auch ausführlich, indem die angenommenen Kennzeichen, theils einem jeden Geiste zukommen, theils ihm eigenthümlich sind. Will man aber die bestimmten Regeln einer Erklärung genauer beobachten, und sie einen eingeschränkten Begriff nennen: So wird man mir den Vorzug meiner Erklärung auch zugestehen müssen. Ich gedente deswegen des Willens nicht, weil das Vermögen zu wollen, von dem Vermögen zu denken abhänget. Da nun ein eingeschränkter Begriff keine Merkmale angiebt, die in einer nothwendigen Verbindung mit einander stehen; so habe ich Grund gehabt, bloß des Verstandes zu gedenken.

§. 2. Ein bloß deutliches oder unvollständig deutliches Erkenntniß setzet eine verworrene Vorstellung zum voraus, und diese erfordert eine dunkle Vorstellung ihrer Merkmale. Da nun, vermöge des Wesens eines endlichen Geistes, es nicht anders möglich ist, als daß einige Vorstellungen desselben bloß deutlich sind (S. 1); So muß sich seine Vorstellungskraft auch auf dunkle und verworrene Begriffe erstrecken.

Er

Es läßt sich dieses auch aus der allgemeinen Vorstellungskraft aller denkenden Geschöpfe herleiten. Denn da ein endlicher Geist nur einige deutliche Begriffe hat (§. 1.): er aber vermöge der allgemeinen Verbindung aller Dinge unter einander sich dieselbe vorstellen muß; so muß sein Erkenntniß von den übrigen, die er nicht deutlich einseht, nothwendig verworren oder dunkel seyn.

§. 3. Wer eine Sache verworren erkennt, der ist sich der Merkmale derselben nicht bewußt, und kann ihren Unterschied und ihre Verbindung so wohl unter sich als mit andern Sachen nicht gedenken. Da nun aus der Verbindung einer Sache mit der Wohlfahrt eines endlichen Geistes die eigentliche Nutzbarkeit oder Schädlichkeit dieser Sache, in Absicht auf ihn, entsteht; ein endlicher Geist aber sich dieser Verbindung zuweilen nicht bewußt ist (§. 2): So kann er auch die eigentliche Nutzbarkeit oder Schädlichkeit dieser Sache, in Absicht auf ihn, nicht allemal gedenken.

§. 4. Die Vollkommenheit eines Dinges besteht in der Uebereinstimmung aller seiner Theile; welche, ohne sich aller Theile und ihres Verhältnisses bewußt zu seyn, nicht allezeit richtig kann beurtheilet werden. Folglich ist ein verworrenes Erkenntniß einer Sache, welches auf ein dunkles Erkenntniß ihrer Theile beruhet, nicht hinlänglich, die Vollkommenheit einer Sache richtig zu bestimmen (§. 3). Da nun die Uebereinstimmung einer Sache mit der Wohlfahrt eines Geistes ein Nutzen, in Absicht auf ihn, ist; die Abwesenheit desselben aber ein Schade (§. 3): So kann so wenig der Nutzen, als Schade von einer Sache, bey verworrenner Vorstellung derselben, allezeit richtig erkannt werden.

Et

Es kann wohl zuweilen geschehen, daß das verworrene Erkenntniß von der Beschaffenheit einer Sache richtig ist: Allein da die jedesmalige Verbindung der zufälligen Dinge nicht schlechterdings nothwendig ist; so wird diese Uebereinstimmung auch nicht allemal zutreffen.

§. 5. Aus dem Erkenntnisse des Nutzens, den man von einer Sache zu genießen hat, entsteht eine Begierde darnach: so wie aus dem Erkenntnisse der Schädlichkeit derselben ein Abscheu dargegen erwächst. Verhält sich nun die Sache wirklich so, als wofür man sie ansieht; so ist so wohl die Begierde, als der Abscheu, richtig. Stimmt aber das Erkenntniß mit der Sache nicht überein; so sind beyde irrig und falsch. Da nun ein unrichtiges Erkenntniß des Nutzens und Schadens von einer Sache bey einem endlichen Geiste möglich ist (§. 4.); so müssen auch unrichtige Neigungen bey ihm entstehen können.

§. 6. Ohne welches ein Ding nicht kann gedacht werden, das kommt demselben nothwendig zu. Folglich muß sich ein verworrenes Erkenntniß bey einem endlichen Geiste nothwendig befinden (§. 2). Da nun die Möglichkeit unrichtiger Neigungen bey einem endlichen Geiste, in den verworrenen Vorstellungen desselben gegründet ist (§. 5): so nothwendig aber der Grund von etwas ist, eben so nothwendig auch das darinnen gegründete ist: So muß die Möglichkeit unrichtiger Neigungen ein nothwendiges und wesentliches Stück eines endlichen Geistes seyn.

Es haben zwar einige behauptet, daß es unendliche Geschöpfe geben könne. Ob aber dieser Satz nichts wider-
sprechen

sprechendes in sich halte, das wird aus den deutlichen Begriffen seiner Theile bald klar werden. Versteht man durch die Unendlichkeit derselben ihre unbestimmte Ausdehnung; so gilt selbiges nur von Körpern, welches ich dem vorzüglichsten Weltgebäude eben nicht absprechen will, da solches, wenn es wirklich wäre, zu größerer Verherrlichung seines Meisters gereichen würde. Will man aber die Unendlichkeit einem erschaffenen Geiste beylegen, so muß man ihm ein solches Erkenntniß zuschreiben, nach welchem er alles Mögliche zugleich aufs Deutlichste einseheth (§. 1). Da nun zufällige Dinge endlich seyn müssen, weil ihre Wirklichkeit veränderlich ist; so muß alles Unendliche nothwendig seyn. Was nothwendig ist, das hat den Grund seiner Wirklichkeit in sich; und kann nicht von einem andern außer ihm entstehen. Da aber ein Geschöpfe den Grund seiner Wirklichkeit nicht in sich, sondern in seinem Schöpfer hat; so kann kein Geschöpfe nothwendig, folglich auch nicht unendlich seyn. Die wirkende Ursache der Wirklichkeit aller Geschöpfe ist zwar ein höchst vollkommenes Wesen, und ihre Wirkung wird auch allezeit ihrer vollkommensten Weisheit gemäß seyn. Daß sie aber ihr ganzgleiche Geschöpfe sollte hervorbringen können, setzet zum voraus, entweder daß dergleichen möglich sey, welches doch falsch ist, oder daß sich ihre Macht auch auf das schlechterdings unmögliche erstrecke, welches aber unerweislich ist.

§. 7. Die Allmacht des Schöpfers erstrecket sich auf alles Mögliche, und besteht in dem Vermögen desselben, alles Mögliche zur Wirklichkeit zu bringen. Sollte nun ein Unmögliches mit zum Vorwurfe der Allmacht gehören; so würde dasselbe können wirklich werden, und eine Vorstellung von ihm statt finden. Da aber das Unmögliche nicht kann vorgestellt werden, weil es widersprechend ist, so kann

es

es auch nicht zum Vorwurfe der Allmacht des Schöpfers gehören.

Die Socinianer leugnen zwar, daß alles mögliche zum Vorwurfe der Allmacht Gottes gehöre. Indes da ihre Einwürfe sehr schwach sind, und auf verworrene Vorstellungen beruhen, selbige auch wider mich ansezt nicht streiten, weil ich nur das Unmögliche von der Allmacht Gottes absondern will; so ist es auch nicht nöthig, ihre vermeynten Gründe anzuführen und zu widerlegen. Mehrern Grund aber würde ich zur Widerlegung des Potrets haben, da er behauptet, Gott könne auch das schlechterdings unmögliche möglich machen; weil aber die Abhandlung zu weitläufig werden möchte, und der Satz des Widerspruchs auch kräftig genug für mich streitet, so will ich mir dieser Mühe überheben. Wer unmögliche Dinge kann, der kann gerade nichts.

§. 8. Die vollkommenste Güte Gottes besteht in der Geneigtheit desselben, den Geschöpfen alle mögliche Vollkommenheiten zu verschaffen. Da nun die Ausübung derselben seine Macht zum voraus setzt; so können diejenigen Vollkommenheiten, welche bey einem Geschöpfe unmöglich statt finden, nicht zum Vorwurfe der vollkommensten Güte Gottes gehören (§. 7).

§. 9. Die gänzliche Unmöglichkeit sündlicher Neigungen streitet wider das Wesen eines endlichen Geistes (§. 6). Folglich ist es weder als ein Mangel der Güte Gottes, noch der Kraft des Schöpfers anzusehen, wenn die endlichen Geister nicht anders erschaffen werden (§. 7. 8).

§. 10. Die Erkenntniß des Guten und Bösen in einer Sache ist der hinreichende Grund der Neigungen eines Geistes. Da nun theils nicht auf ein je-

des

des Erkenntniß des Guten und Bösen in einer Sache, die endliche Neigung eines Geistes erfolgt; theils weder alle Dinge nothwendig gut oder böse sind, noch auch das Erkenntniß derselben ihnen allezeit gemäß ist: So können die Neigungen eines Geistes nicht nothwendig seyn, da ihr einziger hinreichender Grund zufällig ist.

§. 11. Gott, will vermöge seiner Güte, alle Vollkommenheiten seiner Geschöpfe (§. 8). Wollte nun Gott, daß sich seine Geschöpfe zu etwas neigten, welches ihrer Vollkommenheit nachtheilig wäre: So würde er nicht ihr möglichstes Beste begehren.

§. 12. So wohl die Wirklichkeit, als Fortdauerung der endlichen Geschöpfe, ist in dem unendlichen und nothwendigen Wesen gegründet, und kann ohne seinen Willen nicht geändert werden. Folglich sind die endlichen Geister dem Willen ihres Schöpfers unterworfen, und also seine Unterthanen, die seinem Willen als einem Befehle gehorchen müssen. Da nun ihres Oberherrn Wille ist, nur dasjenige zu wollen, was ihnen und andern vorthellhaft ist, und zu ihrer Vollkommenheit gereicht; alles dasjenige aber zu verabscheuen, was davordehret streitet (§. 11); sie denselben auch erkennen können: So sind sie zu solchen Neigungen, die dem Befehle ihres Oberherrn gemäß sind, verbunden.

Soll ein Gesetz eine verbindende Vorschrift seyn, so ist nöthig, 1) daß dasselbe nichts widersprechendes in sich fasset, 2) daß die Unterthanen den Willen ihres Oberherrn über die Einrichtung ihres Verhaltens auch erkennen können; welche beyde nothwendigen Stücke eines Gesetzes bey allen göttlichen Forderungen zutreffen. Sollte das erste

erste Kennzeichen denen göttlichen Forderungen fehlen, so würde Gott das unmöglich gewollt haben. Dieses würde entweder auf einen Fehler seines Erkenntnisses, da er das Unmögliche als möglich angesehen, beruhen, welches doch falsch ist: oder wider seinen vollkommensten Willen, seiner Weisheit u. Güte streiten. Die Weisheit Gottes erwählet nur das, wodurch die Vollkommenheit der Welt kann erhalten und befördert werden. Da aber das Unmögliche nicht wirken kann: So kann Gott auch nichts unmögliches wollen. Seine Güte will seiner vernünftigen Geschöpfe möglichste Vollkommenheit (§. 8). Sollten nun seine Forderungen an sie einen Widerspruch enthalten; so würde die Erfüllung derselben unmöglich seyn, und Gott, vermöge seiner Gerechtigkeit, seiner Untertanen Unglück suchen. Da nun Gott so wenig wider seine Güte und Weisheit, als wider seine Gerechtigkeit, handeln kann; so müssen seine Forderungen nichts unmögliches enthalten. Was das zweyte wesentliche Stücke eines Gesetzes, nämlich die mögliche Nachricht davon, betrifft, so findet solches bey den göttlichen Forderungen ebenfalls statt. Denn da die Absicht der göttlichen Forderungen ist, gewisse Neigungen in den Geschöpfen hervor zu bringen; eine jede Neigung aber in dem Erkenntnisse gegründet ist, und ohne dasselbe nicht geschehen kann (§. 5); die göttlichen Forderungen auch nichts unmögliches enthalten: So muß ein Erkenntniß ihres Inhalts denen Geistern möglich seyn.

§. 13. Alle unrichtige Neigungen gehen auf Scheingüter, oder fälschlich dafür angesehene Vollkommenheiten (§. 5), und streiten wider den Willen des Schöpfers (§. 11). Da nun alle Neigungen, welche einem Gesetze zuwider sind, sündlich sind; die Möglichkeit unrichtiger Neigungen aber bey einem endlichen Geiste von seinem Wesen unzertrennlich ist (§. 6): So muß ihnen auch die Möglichkeit zu sündigen

digen nothwendig zukommen. Und dieses ist bey Güte und Allmacht des Schöpfers nicht nachtheilig.

Die Socinianer leugnen zwar aus diesem Grunde die Allmacht Gottes, oder sprechen ihm das Vermögen ab, alles mögliche wirklich zu machen. Da ich aber (§. 9) schon dargethan habe, daß solches ja nicht wider die Allmacht und Güte Gottes streite, so kann ihre Meynung auch keinen gegründeten Beyfall finden.

Der zweyte Abschnitt von dem Falle eines Geistes.

§. 14.

Der Fall eines Geistes besteht in der Verschlimmerung seiner Umstände. Da nun die sündlichen Neigungen eines Geistes auf solche Dinge gehen, welche seiner Wohlfahrt nachtheilig sind (§. 4. 5. 13.); hierdurch aber sein Zustand verschlimmert wird: So fällt ein Geist, so bald er sündigt. (§. 13.)

§. 15. Wer ein Ding erkennet, der wirket in dasselbe, und muß also schon da seyn, wenn er etwas erkennen soll. Da nun alle Neigungen auf Erkenntniß gegründet sind, (§. 5.) und bey einem endlichen Geiste erst nach demselben erfolgen: So muß von der Wirklichkeit eines endlichen Geistes bis auf seine sündliche Neigungen eine gewisse Zeit verstreichen; folglich kann kein Geist sündlich erschaffen seyn.

§. 16. Die Begierde eines endlichen Geistes nach dem Wachstume seiner Vollkommenheiten, ist dem Willen seines Oberherrn gemäß (§. 11. 12.), und kann also nicht sündlich seyn (§. 13.). Sollte also hierbey etwas

etwas Straßbares statt finden, so müßte solches in andern Umständen dieser Begierde gegründet seyn.

§. 17. Wir Menschen bestehen aus einem groben Körper, und einem Geiste, welchen man die Seele zu nennen pfeget; und weil wir zufällig sind, so gehören wir mit zu den Unterthanen Gottes (§. 12.). Da nun der Theil des unendlich großen Weltgebäudes, den wir bewohnen, ungemein klein ist; wir aber von den übrigen Stücken desselben ein gar geringes Erkenntniß besitzen: So ist höchst wahrscheinlich, daß der weise Schöpfer noch mehrere, und herrlichere vernünftigenkende Wesen, außer uns Menschen, werde hervorgebracht haben, als durch welche der Zweck der Schöpfung eigentlich nur kann erhalten werden.

Ich sage die vernünftigen Geschöpfe sind eigentlich nur im Stande, den Zweck der Schöpfung zu erfüllen. Dieses nun desto besser zu verstehen, wird nöthig seyn, daß ich kürzlich untersuche, worinnen der Zweck der Schöpfung bestehe. Daß der Schöpfer, bey Hervorbringung anderer Dinge außer ihm, einen Zweck müsse gehabt haben, erhellt aus seiner vollkommensten Weisheit, indem ein Weiser nie ohne Zwecke handelt. Dieser Zweck kann nicht darinnen bestehen, daß Gott seine innere Vollkommenheiten dadurch habe vermehren wollen: denn ein notwendiges Wesen muß unveränderlich seyn, und keinen innern Zustand haben, auch findet keine Unwissenheit bey Gott, seiner Allwissenheit wegen, statt. Da aber die Offenbarung seiner Herrlichkeit, das ist, die Erschaffung solcher Dinge, woraus seine höchsten Vollkommenheiten können erkannt werden, nichts inners in Gott ist, sondern sich außer demselben befindet: So kann dieselbe als der Zweck der Schöpfung, nicht um deswillen verworfen werden, daß Gott vor der Schöpfung nicht müsse so vollkommen gewesen

wesen seyn, als nach derselben. Folglich ist es in dieser Absicht möglich, daß der Zweck Gottes bey der Schöpfung, die Offenbarung seiner Herrlichkeit gewesen. Es ist aber dieses nicht allein möglich, sondern auch wirklich. Wir können aus der Zufälligkeit der Welt auf die nothwendige Wirklichkeit ihres Urhebers ganz sicher schließen. Wir können ferner seine Macht, sein Erkenntniß, seine Weisheit, seine Güte und andre Eigenschaften mehr aus dem Werke der Schöpfung erkennen. Folglich ist die Erschaffung der Welt zum Erkenntniße der Vollkommenheiten Gottes, und also zu seiner Verherrlichung nütze. So viel Nutzen aus einer Handlung entstehen kann, so viel sucht ein Weiser zu erhalten, und also ist der Nutzen, den ein Weiser aus seinen Handlungen erhalten kann, ein Zweck desselben. Da nun Gott das allertiefeste Erkenntniß und die vollkommenste Weisheit besitzt, die Schöpfung aber zu seiner Verherrlichung dienet: So ist die Offenbarung seiner Vollkommenheiten der Zweck des Schöpfers. Zur Verherrlichung Gottes gehöret auch die Erweisung seiner Güte, welche also ebenfalls ein Zweck der Schöpfung ist, der aber in einem andern, nämlich seiner Verherrlichung, gegründet, und ihm also unterworfen ist. Diejenigen widersprechen sich also offenbar, welche die Offenbarung der Vollkommenheiten Gottes als den Zweck der Schöpfung verwerfen, und doch denselben in der Erweisung seiner Güte setzen. Die Vertheidiger dieser seltsamen Meynung berufen sich nebst dem, daß sonst eine Unvollkommenheit in Gott würde angenommen werden, welches doch schon widerleget worden, auf Ps. 104, 24. da es heißt: die Erde ist voll deiner Güte. Allein der Schluß, der hieraus gemacht wird, folget eben so wenig, als wenn ich behauptete, Düppel sey kein Mensch gewesen, weil Poiret einer gewesen, oder umgekehrt; wowider doch alle beyde streiten würden.

§. 18. Das Verhältniß der Unterthanen und ihres Oberherrn, nach welchem jene dem Willen

Willen desselben zu gehorchen verbunden sind, machet sein Reich aus. Da nun alle endliche Geister verpflichtet sind, dem Befehle Gottes zu folgen (§. 12): So muß ein Reich Gottes vorhanden seyn (§. 17); folglich müssen sich die endlichen Geister, als Glieder derselben, in einer Gesellschaft befinden.

Man erlaube mir, daß ich instündige von denen von unsrer Seele unterschiedenen Geistern so reden darf, daß ich nicht nöthig habe, die Art ihrer Wirklichkeit, in Absicht auf unser Erkenntniß, zu bestimmen. Ich begehre hierdurch nicht jemanden hinter's Licht zu führen, und ungewisse Sätze für erwiesen auszugeben. Die höchst wahrscheinliche Wirklichkeit anderer erschaffener Geister habe ich aus der Vermunft kürzlich gezeigt (§. 17); ich weiß aber ganz wohl, daß kein Beweis die schärfste Probe halte, wenn auch nur ein einziger Vorderatz desselben auf Wahrscheinlichkeit beruhet; und deswegen will ich auch der folgenden Betrachtung nicht in allem die völlige Gewißheit beylegen. Ich schreibe ist bloß als ein Weltweiser, und lege die Offenbarung bey Seite.

§. 19. Die Wirklichkeit des Reiches Gottes ist in seiner Wahl gegründet. Da nun Gott jederzeit das Beste wählet: So muß die Verfassung des Reiches Gottes die beste seyn, die nur möglich ist.

Ich muß hier freylich, so wie im Vorhergehenden, vieles von den Eigenschaften Gottes annehmen. Indes da die Schriften desjenigen Weltweisen gnugsam bekannt sind, welche dieselben weitläufig abgehandelt und gründlich erwiesen haben; so wird es mir frey stehen, mich der Kürze wegen auf dieselbe zu beziehen, ohne sie ausdrücklich zu nennen.

§. 20. Eine Gesellschaft besteht in der Verbindung gewisser Personen zu einem Zwecke, deren Vollkommenheit theils auf die besondere Vollkommenheit ihrer Glieder, theils auf die Anzahl derselben

selben, theils auf die Art und Größe ihrer Verbindung beruhet. Da nun das Reich Gottes die allervollkommenste Gesellschaft ist (§. 18): So müssen theils so viel Glieder, und so vollkommene Glieder vorhanden seyn, als es der übrige Zusammenhang der Dinge verstatet.

Ich nehme hier an, daß endliche Geister sich ihres vorigen Zustandes bewußt sind, wie solches aus ihrer Erklärung gar leicht erweislich ist, und daher den Namen einer Person verdienen. Verstehet man aber durch eine Person ein verständig denkendes Wesen, welches ohne weitem Zusatz da ist: So möchte der Begriff eines Geistes an sich wohl nicht hinreichen, ihre Persönlichkeit zu erweisen. Unfre Seele ist so wohl ein Geist, wie die übrigen, indeß ist selbige nicht vor sich, sondern ist mit einem groben Körper auf eine Zeit lang genau verknüpft, und wer weiß, ob sie nicht ewig mit einem subtileren Körper verbunden ist. Indes verliere ich nichts, wenn ich gleich die genaueste Verknüpfung der übrigen Geister mit einem ihnen gemäßen Körper zugestehet. Denn bey dieser Meynung würden dieselben doch eben so wohl, als wir Menschen, Personen heißen können, und einer Gesellschaft fähig seyn. Da nun alle endliche Geister zur Ehre ihres Schöpfers erschaffen sind (17); und also alle einen gemeinschaftlichen Endzweck haben: So muß eine Gesellschaft der Geister wirklich seyn.

§. 21. Je mehr einfachere Gesellschaften in einer großen Gesellschaft sind, und je genauer dieselben mit dem Zwecke der ganzen zusammen gesetzten Gesellschaft bestehen können; desto vollkommner ist die zusammengesetzte Gesellschaft. Da nun sehr viele einfache Gesellschaften der erschaffenen Geister, die theils geringe, theils besser, als der Menschen, möglich sind; selbige auch unter einander können verbunden werden,

und

und also eine ganze zusammengesetzte Gesellschaft ausmachen: So muß das Reich Gottes aus vielen einzelnen Gesellschaften bestehen, welche sich in möglichster Verbindung mit einander befinden (§. 19).

Daß die Verbindung vieler einfachen Gesellschaften der Geister möglich sey, wird wohl niemand in Zweifel ziehen, da sich selbige wirklich unter den Menschen befindet, welche doch mit zu den Geistern gehören (§. 17). Da nun die Wirklichkeit einer Sache die Möglichkeit derselben voraus setzt (§. 17); so muß die Verbindung vieler einfachen Gesellschaften der Geister ihrem Wesen nicht widersprechen, und also möglich seyn.

§. 22. Wenn die einfachen Gesellschaften eines Reichs so beschaffen sind, daß die eine in die andere gegründet ist; imgleichen, wenn sich darinnen zusammengesetzte Gesellschaften befinden, die wiederum in andere mehr zusammengesetzte gegründet sind, und in dieser Absicht als einfache können betrachtet werden: So ist das ganze Reich weit vollkommener, als wenn sich diese Verbindung nicht darinne befindet (§. 21). Da nun das Reich Gottes auf das Vollkommenste eingerichtet ist (§. 19): So muß sich die oben angezeigte Ordnung darinnen befinden.

§. 23. Gott ist der Oberherr dieses Reichs (§. 12), und weil er von keinem Wesen außer ihm abhänget; so ist er der allernumerschrankteste König, der seine Herrschaften und Fürstenthümer nach Belieben theilen kann (§. 22). Da nun die Verfassung dieses Reichs die Vollkommenste ist (§. 19): So muß das äußere Verhältniß eines jeden Gliedes, und der Untergesellschaften gegen einander, so beschaffen seyn, daß es nicht besser kann erdacht werden.

§. 24. Wer sein Verhältniß gegen seine Mitbürger zu verbessern trachtet, der suchet den Wachsthum seiner Vollkommenheiten, und kann hierinnen nicht sündigen (§. 16). Wer aber sein äußeres Verhältniß wider den Willen seines Oberherrn ändern will, der tadeln denselben und sündigt (§. 13. 23); folglich kann ein Geist fallen, wenn er wider den Willen Gottes nach größern Vorzügen strebet (§. 14).

§. 25. Daß mehrere Geister eine eigenmächtige Aenderung ihres äußern Verhältnisses vorzunehmen trachten sollten, das enthält nicht den geringsten Widerspruch. Daß aber eine große Anzahl derselben hierauf für sich mit einem gefallen, scheint gar nicht muthmaßlich zu seyn. Wollte man aber doch das Gegentheil behaupten, so setze man einige tausend Geister, welche für sich mit einem zu dieser Veränderung Lust bekommen. Diese viele tausend Geister müssen einerley unrichtige Vorstellungen zu gleicher Zeit gehabt haben (§. 5). Weil nun die Gedanken eines Geistes mit seinen vorhergehabten Vorstellungen verknüpft u. darinnen gegründet sind: So müßten sich bey so viel tausend Geistern immer einerley unrichtige Vorstellungen geäußert haben, welches nach dem Satze des nicht zu unterscheidenden gar nicht muthmaßlich ist.

§. 26. Soll demnach eine große Anzahl Geister gefallen seyn, und kann ihr Fall ohne vorhergegangenes unrichtiges Erkenntniß nicht geschehen (§. 5. 16): So ist es wahrscheinlich, daß sie dazu verführet worden (§. 25).

Wer einen andern um deswillen Bewegungsgründe zu unrichtigen Neigungen vorlegt, damit
der

der andre darnach handeln möge, der heißt eigentlich ein Verführer. Da nun nichts ohne Grund ist; der Fall der Geister aber vermuthlich nicht in einer von ihnen allein hervor gebrachten Erkenntniß gegründet ist (§. 25): So muß selbiger nothwendig in einem oder mehreren ausser ihnen befindlichen Wesen enthalten, und sie folglich verführt seyn.

§. 27. Der Verführer der gefallenen Geister muß entweder Gott selbst, oder ein endlicher Geist seyn. Gott kann es nicht seyn, weil er sonst nicht die vollkommenste Güte, die ihm doch wesentlich ist, besäße (§. 8); folglich muß es ein endlicher Geist seyn. Dieser Geist nimmt also eine Handlung vor, wodurch er seine Mitbürger zu stürzen gedenket. Folglich muß sich in ihm eine Neigung zu andrer Unglück befinden. Da nun diese Neigung wider den Willen seines Königs streitet (§. 12): So handelt er wider den Befehl seines Oberherrn, und sündigt (§. 13); folglich muß es ein gefallener Geist seyn, der die Uebrigen verführt (§. 26). Indessen ist es nicht nöthig, daß sie alle aus einer Gesellschaft seyn müssen.

§. 28. Wer sich in seinen Neigungen nach den Vorstellungen eines andern richtet, der gehorchet demselben. Sollten nun die gefallen Geister den verführerischen Vorstellungen eines oder mehrerer ihrer Mitbürger gefolget seyn, so würden sie sich ihm unterwürfig gemacht haben.

§. 29. Wer wider ein willkührliches Gesetz Gottes handelt, der sündigt (§. 13), doch nicht so schwer, als wer wider ein natürliches Gesetz handelt. Je stärker und größer die Verbindlichkeit zu einer Handlung ist, desto sündlicher ist die gegenseitige Handlung.

Nun ist die Verbindlichkeit zu den natürlichen Pflichten einmal von Gott, zweytens von der Natur des Geistes selber, bey willkührlichen Handlungen aber bloß von Gott; folglich da die Verbindlichkeit zu natürlichen Pflichten weit stärker ist als zu den willkührlichen, so muß auch die Handlung, die den willkührlichen Pflichten widerspricht, so sündlich nicht seyn, als die welche die natürlichen Pflichten läufet.

§. 30. Wer sich dem Willen seines unumschränkten Oberherrn widersetzet, der ist ein Rebell und wird von ihm verdammt, wenn ihn sein König für einen Rebellen erklärt. Da nun das Erkenntniß Gottes jederzeit richtig ist; so werden die gefallnen Geister von ihm als Rebellen verdammet (§. 24).

§. 31. So wenig etwas mögliches kann schlechterdings unmöglich werden, so wenig kann ein zufälliges Wesen nothwendig werden. Folglich müssen die verdammtten Geister, da sie endlich sind, ihrer Fortdauer nach, in Gott gegründet seyn, mithin nicht aufhören, seine Unterthanen zu bleiben (§. 12).

Der dritte Abschnitt, von der Zulassung des Falles.

§. 32.

Wer den Grund in sich enthält, warum eine Sache, die sonst geschehen würde, nicht wirklich wird, der hindert dieselbe. Da nun durch Vernichtung der gefallnen Geister vor ihrem Falle, ihre Versündigung unterblieben wäre; ihre

ihre Vernichtung aber, ihrer zufälligen Wirklichkeit wegen, möglich ist: So kann die Allmacht Gottes den Fall der Geister verhindern. Weil aber nicht alles, was Gott kann, auch wirklich wird: So kann diese Hinderung aus der Allmacht Gottes allein nicht bestimmt werden.

Ich rede hier von der Vernichtung der Geister, welches ihre einfache Beschaffenheit zum voraus sezet. Wollte aber jemand die Körperlichkeit eines deutlich denkenden Wesens behaupten, so wird mein Satz dadurch eben so wenig umgestoßen, als die zusammengefezte Beschaffenheit eines Geistes seine eigentliche Unsterblichkeit aufheben würde. Sollte nun der Ausdruck der Vernichtung jemanden wider Vermuthen anstößig fallen, so denke er an dessen statt an die Verweßlichkeit, und vergönne mir, daß ich von der Vernichtung rede.

§. 33. Die Geister sind eigentlich nur im Stande, die Absicht des ganzen Weltgebäudes zu vollführen (S. 16). Folglich ist ihre Wirklichkeit in der vollkommensten Welt, als diese ist, unentbehrlich. Da nun die Weisheit Gottes jederzeit das Beste wählet, so hat eine solche Welt müssen erschaffen werden, darinnen die Sünde möglich ist (S. 13).

§. 34. Die Fortdauerung verdamnter Geister kann ihre Mitbürger zu besserer Beobachtung ihrer Pflichten reizen; folglich ein Mittel seyn, den Zweck der Schöpfung, den ihnen die Güte des Schöpfers bestimmt, zu erhalten (S. 8). Weil nun zur vollkommensten Welt nicht nur erfordert wird, daß alle beykommen mögliche Zwecke vorgeschrieben, sondern auch alle darinnen dienliche Mittel vorhanden sind: So ist es

es wohl der Weisheit des Schöpfers am gemähesten, die verdamnten Geister nicht zu vernichten.

§. 35. Die Fortdauerung der verdamnten Geister ist in dem Willen ihres Schöpfers gegründet. Folglich hat er ihre Kraft, auch in der Zeit, da sie gefallen sind, erhalten. Gott kann, vermöge seiner Gerechtigkeit und wohlgeordneten Güte, nicht anders, als seinen Rebellen seinen thätigen Unwillen über ihr Verhalten erzeigen. Die sündlichen Handlungen gehören mit zur Welt. An der vollkommensten Welt muß alles so beschaffen seyn, daß es die möglichste Vollkommenheit des Ganzen befördert; folglich müssen die sündlichen Handlungen der gefallen Geister mit dem übrigen Veränderlichen der Welt so verknüpft werden, daß der Vollkommenheit des Ganzen nichts entgeht. Folglich wenn einige Geister fallen sollten, so würde Gott nicht müßig dabey seyn, sondern seine Allmacht, Weisheit und Gerechtigkeit offenbaren.

§. 36. Wer dasjenige unterläßt, wodurch die Wirklichkeit einer Sache könnte gehindert werden, der läßt sie geschehen, und hindert sie nicht. Wenn nun die Hinderung des Falls der Geister der Vollkommenheit der ganzen Welt nicht so zuträglich ist, als die Zulassung desselben: So wird Gott den Fall der Geister in der besten Welt nicht hindern. Da nun die Zulassung desfalls und die Fortdauerung der gefallen Geister nützlich ist (§. 34): So scheint es wohl besser zu seyn, den Fall nicht zu hindern, als die Geister selbst zu vernichten. Folglich auch, daß Gott die Nicht hinderung des Falls wolle, die gewaltsame Hinderung desselben aber verwerfe (§. 32).

§. 37.

§. 37. Ließe Gott den Fall seiner Unterthanen deswegen zu, damit sich ihr Zustand verschlimmern möchte; so hätte er ein Vergnügen an ihrem Unglücke, und würde nicht die vollkommenste Güte besitzen. Hindert er aber um deswillen eine sündliche Handlung nicht, weil sonst eine größere Unordnung in der Welt entstehen würde, so bleibt die Handlung zwar in Absicht auf die verrichtende Person übel und unrecht; indessen will doch Gott ihre Zulassung, weil sie in Absicht auf den ganzen Zusammenhang aller endlichen Dinge und deren vollkommensten Verbindung in diesem einzeln Falle gut ist. Folglich bleibt die Heiligkeit Gottes bey der Zulassung des Falls seiner vernünftigen Geschöpfe ungekränket.

§. 38. Wenn Gott den Fall der Geister nicht hindert, so geschieht es deswegen, damit die möglichste Vollkommenheit der Welt erhalten werde. Folglich läßt Gott auch nur die Art des Falls zu, welche mit diesem Zwecke am besten bestehen kann. Sieht also Gott, daß, wenn er die eine Art des Falls verhinderte, so würden die Geister, wo er ihnen nicht alle Freyheit nehmen wollte, (welches doch der Vollkommenheit der Welt und seiner Güte zuwider ist) auf eine andre Art fallen, woben die Vollkommenheit der Welt nicht so gut, als bey der vorigen, bestehen könnte; so ist es allerdings weislicher gehandelt, wenn Gott die erste Art des Falls nicht hindert.

§. 39. Sieht Gott vorher, daß ein Geist wider das ihm gegebene willkührliche Gesetz handeln wird; weis er aber auch, daß eben dieser Geist wider ein natürliches Gesetz handeln würde: So verpflichtet ihn
seine

seine Weisheit und Güte, diesem Geiste ein willkürliches Gesetz vorzuschreiben (§. 29). Ja Gott wird seine Güte an einem solchen Geiste noch mehr verherrlichen, wenn er seinen Fall durch Verführung geschehen läßt, wodurch theils eine größere Versündigung dieses Geistes verhütet wird, theils er einer Erbarmung fähiger bleibt.

§. 40. Ich habe zwar §. 9. schon erwiesen, daß es wider die Güte Gottes nicht streite, seinen Geschöpfen solche Vollkommenheit nicht mitzutheilen, deren sie nicht fähig sind; und habe also hierinnen seine Güte gerettet. Nun möchte aber jemand einwenden: es könnte doch unmöglich die Güte Gottes, in Absicht auf die gefallen Geister, deren Fall er doch hätte hindern können, vertheidigt werden. Hierauf aber gebe ich erstlich zu bedenken, was bereits §. 37. gesaget worden. Denn woher weis man, daß die übrigen Arten des Falls denen sündigenden Geistern nicht mehr Unglück zuwege gebracht hätten? zweitens muß man wissen, daß die Güte Gottes jederzeit höchst geordnet ist, und seiner Weisheit gemäß verfähre. Wer also die Güte Gottes, bey Zulassung des Falles eines Geistes tadeln will, der muß zeigen, daß bey gewaltsamer Hinderung desselben, entweder mehr wirkliche Vollkommenheiten in dieser Welt würden gewesen seyn, oder doch eben so viel, als is, da der Fall zugelassen worden. Da hierzu aber ein deutliches Erkenntniß aller Dinge gehöret, und dieses, als ein wesentliches Kennzeichen der Allwissenheit, dem Unendlichen und nothwendigen Wesen allein möglich ist: So kann kein Geschöpfe die Vollkommenheit der Welt in diesem ein-

einzelnen Falle beurtheilen, sondern muß sich in den Willen des Schöpfers, der jederzeit das Bestem wählet, und auch Kräfte und Weisheit besitzt, es auszuführen, beruhigen.

Die Zufriedenheit.

Nie wird des Himmels weises Fügen
Dem Stolz der Menschen unterthan:
Er theilet Unlust und Vergnügen;
Wer klug ist, nimmt es freudig an.
Ein blinder Wunsch, ein dreistes Hoffen
Ist nur der Einfalt Gaukelspiel;
Des Weisen Wunsch ist eingetroffen,
Denn dieser wünschet nie zuviel.

Wer träumend güldne Berge schäuet,
Bewünscht den Traum, wenn er erwacht;
Wer Schlösser in der Luft erbauet,
Wird billig als ein Thor verlacht.
Ihn preßt der Schwarm ergrimmtter Sorgen,
Wie den, der in den Ketten schwißt,
Im Schlummer herrscht und doch am Morgen
Auf seinen Ruderbänken sitzt.

Der Himmel straft mit vielen Gütern
Die Misgeburten der Natur;
Ihr Wahn macht sie zu kargen Hüttern;
Des Goldes Schimmer quält sie nur.

Sie

Die Zufriedenheit.

Sie sind der Ehrsucht arme Gäste,
 Die speiset sie mit Rauch und Schein;
 Und sperrt sie drauf in die Palläste
 Zum allersaursten Frohndienst ein.

Was hilft's, wenn hier bey tausend Lasten
 Mein Guth in Gruft und Kellern steckt;
 Wenn dort ein Wald von meinen Rassen
 Den wüsten Ocean bedeckt;
 Wenn mir auf Meilen langen Weiden
 Der Rinder Heer entgegen brüllt?
 Ein Glück, darum uns tausend neiden,
 Hat mein Verlangen nie gestillt.

Laß andre nur nach Elend schwachten;
 Mich macht ein jeder Stand vergnügt.
 Die Weisheit lehrt mich das verachten,
 Bevor ein feiger Geist sich schmiegt;
 Willst du, o Himmel, mir was geben,
 So gieb mir die Zufriedenheit;
 Gieb mir das holde Schäferleben,
 Das nicht viel stralt, und doch erfreut.

M. C. A. Schmidt.



Hoch

Von der gezwungnen dunkeln Schreibart.

Hochzuehrender Herr,

Sch las dieser Tage in meinem oratorischen Handbuche, dem Quintilian, und fand darinnen eine schöne Abschilderung eines Gebrauchs, den unsere heutigen wiskigen Köpfe, zum Theil, einzuführen suchen; sie mögen nun in gebundner, oder in ungebundner Rede schreiben. Ich will sie nicht erst mit meinen eigenen Worten beschweren: Quintilian wird sie so deutlich abmalen, daß ich nicht lange mit Fingern werde weisen dürfen, wer sie sind. Im Eingange seines VIII Buchs schreibt er so: *Primum sunt optima minime accersita, & simplicibus atque ab ipsa veritate profectis similia. Nam ita quaecuram fatentur, ficta & composita videri etiam volunt, nec gratiam consequuntur, & fidem amittunt: propter id, quod sensus obumbrant, & velut laeto gramine sata strangulant. - - - Quid? quod nihil iam proprium placet, dum parum creditur disertum, quod et alius dixisset. A corruptissimo quoque poetarum, figuras seu translationes mutuamur; tum demum ingeniosi, scilicet! si ad intelligendos nos, opus sit ingenio. Atqui satis aperte Cicero praeceperat, in dicendo vitium vel maximum esse, a vulgari genere orationis, atque a consuetudine communis sensus abhorrere. Sed ille durus atque ineruditus! nos melius, quibus sordent omnia, quae natura dictavit, qui non or-*

Brachm. 42.

R t

namen-

namenta quaerimus, sed lenocinia; quasi vero sit vlla verborum, nisi rei cohaerentium, virtus.

Sie werden mir eine so lange lateinische Stelle nicht übel nehmen. Ich hätte sie gern übersetzt; wenn Sie nicht alle Uebersetzungen aus ihren Belustigungen verbannet hätten. Ich hoffe aber zugleich, daß doch diejenigen, die sich dieselbe zu Nutze machen sollen, wohl so viel Latein verstehen werden, daß sie eben keinen Dollmetscher brauchen. Dieses Vertrauen nun, machet mich so vermägen, daß ich Ihnen noch einige Zeilen aus dem gleich darauf folgenden 1 Cap. desselben VIII Buches anführe. At obscuritas fit etiam verbis ab vsu remotis: vt si commentarios quis Pontificum et vetustissima foedera, *et exoletos scrutatus autores*, id ipsum petat ex iis, VT, QVAE INDE CONTRAXERIT, *non intelligantur*: hinc enim aliqui famam eruditionis affectant, *vt soli quaedam scire videantur*.

Nehmen Sie mir es nicht übel, hochzuehrender Herr, daß ich noch weiter gehe; denn das Beste habe ich mir zuletzt aufbehalten. Quintilian ist ein so großer Freund der Deutlichkeit, daß er die Dunkelheit in allen ihren Gestalten und Quellen verfolget. Er setzet bald darauf noch folgendes hinzu: Est etiam in quibusdam turba inanium verborum, qui dum communem loquendi morem reformidant, ducti specie nitoris, circumeunt omnia copiosa loquacitate, quae dicere volunt - - - In hoc malum etiam a quibusdam laboratur: neque id nouum vitium est, cum iam apud Titum Liuium inueniam, fuisse praeceptorem aliquem, qui discipulos, *obscurare quae dicerent iuberet*, graeco verbo vtens:

σκό-

σκότισον! Vnde illa, scilicet, egregia laudatio:
Tanto melior! ne ego quidem intellexi!

Dieser letzte Schulfuchs, mein Herr, hat mir so gut gefallen, daß ich mir die Mühe gegeben habe, ihn in seiner Schule poetisch abzuschildern, und ihn in alle die Umstände zu setzen, darinnen er den Schülern sein güldnes σκότισον zurufen könnte. Ich bin aber nicht in den alten Zeiten geblieben, sondern habe die Lehre der Finsterniß nach Deutschland versetzt. Doch was darf ich Ihnen mehr davon melden? Hier ist mein Gedicht selbst. Ich überlasse es ihrer Beurtheilung, ob es zur Erhaltung des, hin und wider, durch die Bemühung gewisser alpinischen Geister, in Abnahme gerathenden guten Geschmacks, bey uns Deutschen etwas beitragen kann. Ich bin ꝛ. ꝛ.

* * * * *

D D C .

über eines Schulfuchses im Quintilian

σκότισον, σκότισον! Tanto melior! ne ego quidem
 intellexi!

Sein Feind der Kunst, recht klar zu denken,
 Der nur verjährte Bücher las,
 Dröbil, stund vor den vollen Bänken,
 Darauf die junge Nachwelt saß.
 Er floh mit Fleiß die klaren Stellen;
 Nur wenn er etwas dunkles fand,
 Davon auch nichts im Faber stand,
 So hörte man das Urtheil fällen:

R f 2

Ich

Ich selber kann es nicht verstehn!
Ihr Kinder, merkt's euch! das ist schön.

Ein Schüler wollt ein Redner werden,
Und plünderte den Cicero;
Der kam mit muthigen Geberden,
Als wär er bey dem Raube froh.
So deutlich muß kein Redner schreiben!
Rief hier mit Poltern mein Orbil:
Denn weil ihm nur Callust gefiel,
So sprach er, jenen einzutreiben:
Solch Zeug kann jeder Sect verstehn;
Wer dunkel schreibt, der schreibt erst schön.

Es kam ein anderer hergetreten,
Ein dreyzehnjähriger Virgil;
Der sich vom Naso Trost erbethen,
Der ihm vor andern wohl gefiel.
Orbil rief, als von Wuth getrieben:
So schmierst du Bube von der Hand!
Ist das ein Vers? Er hat Verstand!
So hat kein Persius geschrieben!
Ich wett, ihr alle könnt's verstehn;
Laß Wörter aus, dann wird es schön!

Nun kam der klügste von den Jungen,
Der hatt' ein Stück aus dem Homer
Recht treu und fleißig nachgesungen,
Und forderte bey ihm Gehör.
Doch dieß war auch ein deutlich Wesen,
Darinn Orbil nichts finstres fand:
Drum warf ers grimmig aus der Hand,
Und schrie: ich mag den Quark nicht lesen!

Es taugt ja nichts: man kanns verstehn;
Verdunkl' es erst, dann wird es schön!

Es klopft ein Fremder an die Thüre,
Der bracht ihm ein gedruckte Gedicht.
Er las, und sprach, so viel ich spüre,
Versteht der Kerl die Dichtkunst nicht.
Der Dichter hatte hin und wieder
Den Canig, Neukirch, Günther, feil;
Drum schrie er: solche Wiegenlieder
Die singt man schlafend und in Eil.
Das kann ein Windelkind verstehn:
Drum merkt's: Das Dunkle nur ist schön!

Ein loser Bube stund von weiten,
Dem Schalkheit aus den Augen lacht,
Der hatt' auf seine Trefflichkeiten,
Ein schwer zu lesend Lied gemacht:
„Erkiesst, der Geister Kraft zu mehren,
„Die kaum gewollte Blut durchbricht:
„Erfroren Seelen schmelzend Licht!
„Erhabner Quell von höhern Lehren!
O! schrie Orbit: Das! das klingt schön!
Der Teufel selbst kanns nicht verstehn!



* * * * *

Des deutschen Dichterkrieges

Zwentes Buch.

Sage mir, du gutherzige Muse, die du bey Merhods poetischen Geburtswehen zugegen warest, ob du ihm gleich nicht beystundest; weil Stolz, Neid und Rachgier sein Blut sattfam in Wallung brachten: sage mir, wie lange dieser tigurinische Barde zugebracht, ehe er die Brut ausheckte, die, wie ein flammender Irstern, an dem critischen Himmel erscheinen, und lauter kriegerische Funken in die zundervolle Brust deutscher Dichter austreuen sollte. Du weist es nämlich, und kannst mirs melden, weil du mit bekümmerten Blicken dabey stundest, so oft er seine Feder eintauchte, und Verse damit zur Welt brachte, die weit bitterer, als Galle, waren. Neunmal so lange, als das Maasß von Tag und Nacht ist, hat er damit zugebracht; eine geweihte heilige Zahl: entweder weil Miltons höllischer Drache, welchen Michaels Donner in den schweflichten Pfuhl gestürzet hatte, so lange in einer tödtlichen Betäubung gelegen; oder weil Horaz, der critische Dichter des alten Roms, soviel Jahre zur Ausbesserung eines guten Gedichtes erfordert hat. Es sey nun dieses oder jenes gewesen, welches den dichtenden Zürcher bewogen, so langsam über einer critischen Geburt zu brüten; so war doch der neunte Tag bereits halb verflossen, als er die Rabenfeder

völlig

völlig aussprüßete, und zum letztenmale Streusand auf sein Papier streuen wollte.

Aber siehe! wie verwegen sind doch die Sterblichen, wenn sie wider den Willen mächtiger Gottheiten handeln wollen. Die wahre Critik, die durch das Gerüchte, welches von dem Parnas erschollen war, von den hinterlistigen Ränken der Cris benachrichtiget worden, hatte sich aufgemacht, das Vorhaben ihrer Feindinn zu hintertreiben. Allein das Vertrauen auf ihre gute Sache, hatte ihre Füße viel zu langsam gemacht, der gerechten Partey der Vernunft zu gehöriger Zeit beizuspringen: wie sonst insgemein die Bosheit eifriger ist, Schaden zu wirken, als die Gutherzigkeit, Hülfe zu leisten. Sie trat nicht eher in Merbods Studierstube, als da er eben fertig war, und die Hand nach der Sandbüchse ausstreckte, die letzten Zeilen seines Gedichtes mit glänzenden Staubkörnern vor der Verlöschung zu bewahren. Alles, was hler die Göttinn thun konnte, war, daß sie einen Nebel vor seine Augen zog, und ihn dadurch hinderte, die vor ihm stehenden Gegenstände recht zu unterscheiden. Wie dort Jupiter dem verwegenen Flüchtlinge Ixion, der seinen ehebrecherischen Augen nach der Gemahlinn des obersten aller Götter gelüsten ließ, eine Wolke in den Weg warf, die dieser unbesonnene statt der Juno ergriff: also ergriff, der von der wahren Critik verblendete Merbod das Dintensafß, statt der Streubüchse, und goß selbiges auf das ganze Blatt, darauf der letzte Theil seiner Schrift in unleserlichen Zügen zu finden war.

Wie der Nilstrom, im Sommer, wenn die äthiopischen Schneegebirge zerfließen, und die nordischen Winde ihm die sieben Mündungen versperren, dadurch er sich sonst ins Mittelmeer zu ergießen pflegt, aufschwillt, und alles flache Land in Aegypten überschwemmet; man sieht nichts von allen Feldern und Auen hervorragen, alles ist mit dem zähen Schlamm bedeckt, den das Nilwasser mit sich führt: eben so sah hier Merbods Gedichte aus, als sich der pechschwarze Strom aus dem Dintensasse so gewaltig darauf ergossen hatte. Verfluchter Irrthum! so fuhr Merbod zornig auf: Verdammte Hand! die du mir die Arbeit einer ganzen Nacht zu schanden machest. Hiermit riß er das besudelte Blatt vom Tische, und spritzte die darauf befindliche Schwärze in der ganzen Stube herum: als eben Greibertin zu ihm herein trat, und etliche wichtige Tropfen davon ins Angesicht, und auf die Kleider bekam. Wie ist dir, schwärmender Freund! rief dieser voll Zorn und Schrecken aus, indem er sich das vitriolische Naß aus den Augen wischte. Was für elne Wuth hat dich eingenommen, daß du mich so schmutzig bewillkommest? Solltest du nur wissen, mit wie vielen Schmerzen ich die Zeit her, auf die Vollendung deiner Arbeit gewartet; indessen, daß ich keine Nachricht gehabt, wie weit du damit gekommen! Und nun, da ich die Ungeduld nicht länger überwältigen kann, die mich zu dir treibt; nun, da ich den Glückwunsch schon auf der Zunge hatte, den deine Schrift verdienen wird: so erhalte ich einen so schmutzigen Regen von dir! Haben dir etwa die säch-

sischen

fischen Dichter einen bösen Geist zugesandt, der dir die Sinne verrücket? Oder haben dich die rächenden Furien, wie einen andern Orestes gezüchtiget, da du wider deine eigene Mutter, das ehrwürdige Germanien, mörderische Anschläge auszuführen, im Begriffe gewesen?

Mit so zornigen ungewissen Worten, die ihm in der Bestürzung ein unruhiges Gewissen eingab, und mit noch wildern verstörten Blicken drang dieser treue Phylades auf den halbtrafenden Merbod ein; der aber nicht wußte, ob er reden, oder schweigen sollte, da ihn eine doppelt verdrüßliche Begebenheit ganz aus den Zirkeln gebracht hatte. Wie ein paar junge Hähne, deren Hals zum krähen noch nicht stark genug ist, oft gegen einander auffahren, die Flügel ausbreiten, die Hälse in die Höhe recken, die Schnäbel aufsperrn und ein rauhes Geschrey hören lassen, als ob sie einander grimmig zu Leibe gehen wollten; bald aber Friede machen, und ohne den geringsten Anfall gewagt zu haben, wieder Freunde werden: eben so stunden diese zwey zürcherischen Varden, gegen einander empöret, mit ausgebehnten Armen und blitzenden Augen; sie ließen beyde halbkrähende Stimmen hören, ehe sie einander recht vernehmen, und die Unglücksfälle dieser mühseligen Stunde gemeinschaftlich bedauern konnten. Endlich verstunden sie einander, und Greibertin sann mehr auf Mittel, das übergossene Blatt abzuspülen, und die verschwemmte Schrift darauf zu retten; als sich selbst die Dintenflecke aus dem Gesichte zu wischen. So sorgfältig ist kein ins Alterthum vergaffter Büchermurm, die alten Perga-

mene eines staubigten Klosters zu durchsuchen, und die verloschene Mönchsschrift einer halbverfaulten Legende zu errathen, die verkürzten Schriftzüge auszugrübeln, und die abgerissenen Wörter zu ergänzen; als hier Greibertin war, Merbods besudeltes Blatt zu reinigen, und denen mit einem feuchten Schwamm halbweggewischten Zeilen nachzuspähen. Nach einiger Stunden Arbeit, hatte man die kümmerliche Bemühung vollendet: Merbod hatte selbst, aus einem frischen Gedächtnisse, oder lebhaften Wiße, die begossenen Verse mehr von neuem hervorgebracht, als aus den alten hergestellt: und so war er nunmehr im Stande, das ungeduldige Verlangen seines Freundes zu stillen, und ihm sein ganzes Gedichte in völliгом Zusammenhange vorzulesen. Es hieß:

Character der Teutschen Gedichte.

und hub so an:

Auch Teutsche können sich auf den Parnassus schwingen,
Und nach des Südens Kunst geschickt und feurig singen,
Erzähle Critica! der Dichter lange Reih,
Die Teuschland aufgestellt; doch laß nicht Schmeicheley
Und falsche Höflichkeit die blöde Feder führen. u.

Recht so! recht so! fiel ihm Greibertin ins Wort; keine Höflichkeit! durchaus keine Höflichkeit In der Critik! Wir sind Zürcher, und keine Sachsen: freye Bürger sind wir, und keine Hofleute, die eine zierliche Sklaverey lieben. Ich sehe und höre schon, daß dein Gedichte den Beyfall der ganzen Schweiz, ja der Graubündter und Walliser verdienet: und was

was hindert uns denn, daß wir es nicht sogleich dem eifrigen Kelo übergeben; der es in tausend Abdrücken der ganzen poetischen Welt mittheilen wird? Du urtheilest zu schnell, verseßte Merbod! Deine Freundschaft gegen mich verblendet dich. Höre zuvor mein ganzes Gedichte, und würdige mich eines erleuchteten Beyfalls; der nichts lobet, als was er geprüfet hat! Mein, nein, erwiederte Greibertin; keine Höflichkeit! das ist mir genug. Was kann göttlicher gesagt werden, als dieser Einfall? Das ganze Gedichte ist schön! Ich behaupte es gegen einen jeden, der es angreifen wird, und will es mit einer Borreda in die Welt begleiten; wenn du mir die Ehre erlauben willst, deines Meisterstücks Lobredner zu werden.

Merbod schüttelte mit dem Kopfe, auf diesen Antrag; indem eben der gewinnbegierige Kelo an die Thüre klopfte. Greibertins Anstiften hatte ihn auf seiner Spur dahin gezogen, in Hoffnung, endlich einmal ein neues Werk zu erhalten, welches seinen Handel in Aufnahme bringen sollte. Er hatte schon oft den Schaden überschlagen, den ihm andre Schriften Merbods gebracht hatten. Noch neulich hatte ihn der Briefwechsel von der Natur des poetischen Geschmacks in Verwirrung gesetzt, daraus er, so gut er auch zürcherisch Deutsch verstund, sich dennoch nichts hatte nehmen können. Den Beyfall der Leser aber hatte dieses Werkchen eben so wenig erhalten; weil alle, die soviel Geduld gehabt hatten, auch ein so kleines Werklein von 115 Seiten durchzulesen, ihm zugeschworen hatten: Sie wüßten weder was Hypsäus, noch was Eurisus haben wollte. Aus
diesem

diesen Ursachen nun war er begierig, zu erfahren, was denn iso etwa eine günstigere Muse dem auf-gebrachten Barden eingeflößet haben würde? So betrüglich sind zuweilen die Hoffnungen der Sterblichen! Armer Kelo! Du wirst es bald erfahren, daß Merbod, weder dich, noch sich selbst, reich schreiben wird. Eine Geburt von dreßzig Seiten wird nicht einmal das Del bezahlen, welches du in der Lampe verbrennen wirst, wenn du die Rechnungen über die Einnahme und Ausgabe davon überschlagen wirst.

Indessen tritt er fröhlich ins Zimmer; nicht anders als Columbus hurtig an das Ufer der neuen Welt sprang, die er zuerst entdeckt hatte. Hier habet ihr ein Meisterstück! so rief ihm Greibertin, mit einem jauchzenden Tone, zu: ein Meisterstück, sage ich, davor ganz Deutschland zittern, und dadurch die Critik auf den höchsten Gipfel ihrer Vollkommenheit steigen wird. Nur Anstalt zum Drucke gemacht! damit die Welt nicht länger eines so kostbaren Schazes entbehren dürfe. Das Papier ist schon seit etlichen Tagen geseucht, und die Sezer stehen fertig, versetzte Kelo, und warten darauf. Wie viel Alphabethe wird es stark werden? denn ich weis nicht, ob ich Papier genug im Vorrathe haben werde. Guter Freund, erwiederte Greibertin; es ist dießmal kaum von Bogen die Rede; nicht aber von Alphabethen: ihr müßet critische Werke nicht nach der Zahl der Bogen, sondern nach centnerschweren Worten und nach der Stärke der Urtheile schätzen, die darinnen vorkommen. Hat aber mein Freund iso von einer Materie zum Folianten, nur ein Paar Bogen

Bogen geschrieben: so wollen wir nächstens zeigen, daß wir von einem Capitel der Dichtkunst dicke Octavbände schreiben können. Und das ist eben die Kunst! Wie der Hund die Ohren hänget, wenn er die Stimme der Köchinn in der Küche erschallen höret, die ihn einmal begossen hat, als er einen ungebethenen Gast gespiet hat: so hieng Kelo die Nase, als ihm seine auch dießmal geschöpfte Hoffnung zu schanden wurde. Doch verbarg er seinen Kummer, mit einer mehr als buchhändlerischen Gelassenheit; gieng fort, und bestellte den Druck einer Schrift, die er selbst noch nicht gelesen hatte.

Eris hatte indessen mit Innigster Lust zugesehen, was ihr Antrieb für einen glücklichen Erfolg gehabt hatte. Sie war es, die in der Zürcher Druckerey die Ballen schwärzte, um desto schneller den ersten Abdruck dieses Gedichtes zu befördern. Und kaum hatte sie, den andern Bogen, und mit ihm das völlige Ende dieses Gedichtes unter der Presse hervorgezogen, als sie damit nach dem Reiche der Todten zu eilte, und dem sorgfältigen Kelo die Mühe überließ, dieses poetische Meisterstück unter den Lebendigen bekannt zu machen.

Lehre mich nun, o Muse! was für eine Gestalt Eris hier angenommen, um den verstorbenen Dichtern ihre Absicht zu verbergen, und ihren Zweck desto glücklicher zu erreichen. Baumillon, der Hohnsprecher aller Deutschen, der kleine Urheber gewisser troßigen Briefe, die er germanische genannt hatte, aber mit viel besserem Rechte antigermanische hätte nennen mögen; Baumillon, der Gallier, war es, den

den die Göttinn zu diesem Vorhaben sich ersahen hatte. Es hatte sich selbiger in der Oberwelt, wo er als ein irrender Ritter herumschwärmte, und sein Glück suchte, für todt ausgegeben. Ein hitziges Fieber hatte ihn, seinem Vorgeben nach, aus diesem Leben gerissen, und in die stillen Wohnungen der Unterirdischen versetzt. War nun gleich dieses Vorgeben falsch, und nur zu dem Ende erdichtet, damit der Urheber die gegen ganze Völker ausgestoßenen Lästungen desto ungestrafter ausbreiten könnte: so bediente sich doch Eris dieser Unwahrheit zu ihrem Zwecke. So wissen sich kluge Staatsleute oft auch falsch ausgesprengter Zeitungen eine Zeitlang zu ihrem Vorthelle zu bedienen. Sie äffen ungeschweht die Welt, und führen dabey ihre Absichten in der Stille desto ungestörter aus. So machte es hier Eris. Das unterirdische Reich sah sie für einen wahrhaften Schatten desjenigen Gallers an, den sie vorstellen wollte. So wie des Don Quixote getreuer Waffenträger, Sancho Pancha, von Leibe gestaltet war, oder wie des großen Hudibras gelehrter Schilbhalter, Ralph, von Person ausgesehen; so erschien Eris im Reiche der Todten. Kurz und untersezt von Leibe, breit von Backen, die er doch nicht aus seinem Vaterlande mitgebracht, sondern den nahrhaftern Speisen deutscher Tafeln zu danken hatte; und eine deutliche Schmarre im Gesichte, die er zum Zeichen seiner kriegerischen Unternehmungen trug: dieses bezeichnete die Göttinn in den Augen der Verstorbennen. So wie Sofia dort den Mercur, der seine Gestalt angenommen hatte, für sich selbst ansah, und gar

gar nicht wußte, was er denken sollte, als ein andrer Sofia mit ihm redete. So würde auch Baumillon vor der Göttinn erschrocken sehn, und vielleicht in der Bestürzung selbst geglaubet haben: es sey wahr, was er der Welt weis zu machen gesucht hatte.

Selbst die Sprache war in der Nachahmung nicht vergessen worden. So schlecht immermehr ein gallischer Mund das Deutsche auszusprechen vermag, so schlecht sprach auch Eris die neue Zeitung aus, die sie im Reiche der Todten verkündigen wollte. Hir Dickter, brach sie los, als sie sich an einen Ort der elyrischen Felder begeben hatte, wo sie viel deutsche Poeten mit einander spazieren sah; hir teuschen Dickter sonderlick, abet eine wicklige Seitung su vernehmen, die eurer aller Here betrifft. Ein fürckterlicker Konstrickter, ein handrer Soilus, ein neuer Scaliger ond Sciopp, hist ofgestande, und at euck alle auf seiner critisch Wageschal abgewog. Haber weh euck! er at euck alle su leicht erfund. Viele, ja die meist unter euck, wiegen him weniger, denn nicks. Ein einzig unter euck hat nach sein Hurtheil die Ehr, mit eine noch lebend neuer das poetisch Reich su theil. Wollet ihr mick öre, so will ick euck die ganze Fehdebrief vorles, die er euck alle sum Hohn mit in der Hunterwelt mitgegeb at.

So sprach, ober gurgelte vielmehr Eris, in Baumillons Gestalt, und Mundart; und die meisten unter den Zuhörern verstunden sie nicht. Was ist das für ein Hottentott? versetzten einige unter ihnen; andre aber wollten behaupten, daß es rothwälsch

wälsch wäre, was er geredet hätte. Einige indessen, die sonst in Frankreich gewesen waren, als Opiz, Gryphius, Amthor u. a. m. besonnen sich, daß dieser neue Ankömmling ein Gallier seyn mußte. Ja, ja, fiel ihnen Rachel bey: ganz recht, ich besinne mich, daß ich in einer meiner Satiren, einen Wahlen so redend eingeführet habe.

Baur hab'le mir die Pferd, laßt ju der Schuch besehn;
 Allegro, macht ju fort, bezahl die Pinkebank;
 Geht Moder in die Stall, der Kuh sein Kind ist krank.

Diese drey machten denn den ganzen übrigen Haufen aufmerksam. Man spitzte die Ohren, ließ den kurzen Baumillon auf einen kleinen Hügel treten, der sich unweit davon befand; und seine Zeitung ablesen. Wie sich auf der Leipzigermesse vorm Petersthore, auf einem erhabenen Gestelle, ein Mann zu zeigen pfelegt, der wichtige Abentheuer, von zweyköpfigten Kälbern, die in Böhmen geböhren worden, oder von einer dreyfachen Sonne, die in Ungarn blutroth erschienen, absingt: der häufig herzubringende Pöbel sperrt Nasen und Mäuler auf, um desto besser zu hören, und erdrücket den Sänger fast, der sich ganz heisch geschrieen hat, so daß man ihn kaum mehr verstehen kann. Eben so stund hier Eris mitten unter dem Zulaufe der Dichter, und andrer, die von ungefähr herbey liefen. Die meisten eilten mit Lachen und Spotten davon. Einige wenige hatten soviel davon verstanden, daß sie begierig geworden waren, den Inhalt zu wissen. Sie fielen also auf die Göttlin zu, und bemächtigten sich des Gedichtes,

in

in dem Vorhaben, sich einen bessern Leser zu suchen, der ein Deutscher von Geburt wäre, und ihre Ohren nicht so martern würde.

Hier aber wurden die Stimmen uneins. Einige wollten, daß Opitz, als der Vater unsrer neuesten Dichtkunst, dieß Amt übernehmen sollte. Der demüthige Dichter aber weigerte sich, und meynte, daß Hans Sachs sein Vorgänger gewesen wäre; dem er nicht vorgreifen wollte. Doch auch dieser nürnbergische Meistersänger war zu bescheiden, diese Ehre anzunehmen. Er berief sich auf Dittfrieden, der lange vor ihm große Bücher mit heiligen Gedichten angefüllet hätte. Man rief diesen weißenburgischen Mönch herzu: allein er entschuldigte sich mit seiner schwachen Stimme, und schlug hergegen den großen Roland, Carls des Großen Schwestersohn, vor; einen andern Goliath und Stentor seiner Zeiten: denn, sprach er sehr weislich, was ist es nöthig, daß unser Vorleser selbst ein Poet sey? genug, daß er laut lesen kann, was wir hören wollen.

Wie die Gipfel der Tannen und Fichten rauschen, wenn Boreas mit seinen ausgespannten Flügeln darüber hinfährt; ein müder Wandersmann höret zwar das ganze Geräusche, kann aber die Bäume und Zweige nicht unterscheiden, von welchen dieses dumpfige Sausen entstanden ist: Eben so hörte man die ganze Versammlung ein murmelndes Getöse, zum Zeichen ihres Beyfalles, von sich geben; ob man gleich die einzelnen Stimmen und Worte nicht deutlich vernehmen konnte. Fast alle Dichter zerstreuten sich, um den großen Roland in den ungemessenen Fluren

der elyrischen Felder aufzusuchen: nicht anders, als die fleißigen Schaaren, die einen Bienenkorb bewohnen, sich weit und breit in die Gärten und Auen zerstreuen, wenn Flora ihre Schätze aufgethan, und mit verschwendrlicher Hand die Bäume mit Blüten und den Schooß der Erden mit Blumen besäet hat; um einen Saft zu suchen, der süßer als Nectar und Ambrosia ist, ja dem Geschenke des Ixäus noch vorgeht, wo Madera, und die canarischen Inseln, unter den günstigsten Stralen des Phöbus geröstet werden.

Indessen daß dieß geschah, hatte sich Paul Gundling, der preußische Geschichtschreiber, herzugewandt, und die verstellte Göttinn Eris, wegen der neulich herausgekommenen Historie Friedrich Wilhelms zur Rede gesetzt. Höre doch, war sein Wort, zu dem vermeynten Gallier, Baumillon: du hast dich ja in die Geschichte gemenget, und zwar in die deutsche, und preußische Geschichte; wo du fremder und ungeschickter warest, als ich in den Begebenheiten der unbekanntten Länder gegen Mittag. Welcher böse Geist hat dich geplaget, verwegner Gallier, Historien zu schreiben, die du weder wußtest, noch recht lernen konntest, da dir die Bücher und Sprachen darzu fehlten; ja da du nicht einmal Geduld hattest, die gemeinsten Dinge nachzusehen, die dich eine jede Landkarte hätte lehren können. Meynest du, daß wir Verstorbenen keine Nachricht von den Thorheiten, bekommen, die ihr Ueberirrdischen nach unsern Zeiten begeht? O nein, ein jeder unter uns fraget alle Neuankommende um alles dasjenige, was in dem Bezirke vorgegangen, den er selbst vormals geliebet hat.

hat. Ich weis also deine Schnitzer auch; ich weis sie, sage ich, und bedaure nichts mehr, als daß mein Bruder in Halle nicht mehr lebet. Dieser sollte dir in seinen Gündlingianen gewiß dergestalt die Kolbe waschen, daß künftig allen Franzosen die Lust vergehen sollte, sich an Dinge zu machen, denen sie nicht gewachsen sind.

Eris erschrock, als sie diese harte Anrede hörte; doch um ihre Person recht zu spielen, nahm sie alle die Unverschämtheit an, dazu ein Franzose nur fähig ist; und forderte Gündlingen mit diesen trohigen Worten, doch mit einer verständlichern Aussprache heraus: Bizarrer Deutscher, sprach sie; unterstehst du dich auch, an einem Menschen von meiner Nation etwas auszusetzen? Weist du nicht, daß unsre Federn alles, was sie berühren, versilbern und vergulden? ja daß auch unsre Schnitzer, dafern wir anders welche begehen können, dennoch weit schöner sind, als alle eure Wahrheiten? Hat nicht unser Voltaire mit seinem Romane von Carl dem XII, mehr Ehre eingelegt, als alle eure Puffendorfe, Struben, Hahne, Gladove und Adlerfeldte, und wie sie alle Namen haben; so wahr und gegründet auch alle ihre Erzählungen sind? Doch ich will mich dieser Vorrechte meiner Nation dießmal begeben, und begehre von dir eine Anzeige der Fehler, die ich in meiner Geschichte Friedrich Wilhelms begangen haben soll. Ich weis, es wird dir unmöglich fallen, mich auch nur eines einzigen zu überführen.

So sprach die Göttinn; aber das Herz klopfte ihr innerlich: weil sie nicht überzeuget war, daß sie recht hätte;

hätte; ja sich um diese neue Geschichte des preussischen Pelopidas niemals Mühe gegeben hätte. Gundling sah dieses wohl, und ward desto beherzter, seine Vorwürfe anzubringen: Wie kahl und mager sieht doch deine Einleitung zur brandenburgischen Historie aus? Von Friedrich dem I. hättest du weit wichtigere Dinge berichten können, als du gethan, wenn du nur meine Geschichte dieses Churfürsten gelesen hättest. Daß selbiger dem Kaiser, mit 10000 Mann, wieder die Böhmen zu Hülfe gekommen; selbst einen Theil der kaiserlichen Armee angeführt; eine Erbvereinigung mit Chursachsen aufgerichtet, darauf er Ansprüche hatte; den Bayern, die ihn angegriffen, sechs und dreyßig Städte und Schlösser weggenommen, den Sachsen wider die Böhmen Beystand geleistet, 1418 das Directorium im churfürstlichen Rathe geführt, in Abwesenheit des Kaisers Stadthalter des Reichs gewesen, ja endlich 1438 die ihm angetragene Kaiserwürde ausgeschlagen; das alles, nebst verschiedenen andern großen Dingen, übergehst du ja ganz und gar. Von Friedrich dem II. hättest du eben so viel Merkwürdiges melden können, wenn du mein Leben desselben hättest nachsehen wollen. Und eben so gehst du über die Nachfolger desselben weg, ohne die großen Thaten derselben mit einem Worte zu erwähnen. Ich will mich nur bey Friedrich Wilhelm dem Großen aufhalten. Hättest du doch hier des unsterblichen Puffendorfs Werk ein wenig durchblättert, so würdest du nicht so mager und elend von ihm geschrieben haben. Daß er z. E. für Vorpommern die Anwartschaft auf die Stifter Magdeburg, und

Hal-

Halberstadt; Minden u. Camin aber wirklich bekommen, die Universität zu Duisburg gestiftet, die große dreitägige Schlacht bey Warschau gehalten, die Landschaften Lauenburg und Bütow, imgleichen Elbing und das Amt Draheim zum Unterpfande erhalten; den trefflichen Canal in der Mark, drey Meilen lang, der die Spree und Oder und folglich die Ostsee mit der Nordsee verbindet, angelegt; dem französischen Marschall von Turenne im Elsas mit 20000 Mann zu Halse gegangen und ihn zurücke getrieben; ganz schwedisch Pommern, Stetin und Stralsund eingenommen, als ihm die Schweden in die Mark gefallen waren; mitten im Winter die Schweden aus Preussen geschlagen und bis nach Liefland verfolget; einen Gesandten von dem Tartarchan nach Berlin bekommen; sich in Magdeburg und Halle wirklich huldigen lassen, und d. g. m. davon sagest du ja kein Wort: da es doch unstreitig auf eine halbe oder ganze Seite mehr nicht angekommen wäre. Doch ich will noch auf Friedrich den I, König in Preussen kommen. Diesem giebst du einen falschen Geburtstag, nämlich den 11, da er doch den 12. Jul. 1657. gebohren worden. Von diesem hättest du verschiedene Thaten zu melden gehabt, wenn du dich nicht, als ein Franzose, lieber an die Bagatellen halten, und uns erzählen wollen: wie vielmal die Herzoginn von Hannover den kleinen Prinzen Friedrich Wilhelm mit thränenden Augen geherzet und geküßet, als er ihr ins Zimmer gebracht worden; wem er ähnlich gesehen, und was er als ein Kind für Gesichter gemacht? Eben so ein Bagatellenkrämer bist du, bey der Beschreibung der

preussischen Krönung. Die sandigten Wege von Berlin nach Preußen, die sich doch nur bis eine Meile vor Berlin erstrecken; die dreyßig tausend Pferde, die man dabey nöthig gehabt, und alle die Kleidungen der Herolde, des schwarzen Adlerordens, des Königes und der Königin, auch andrer Personen, sind dir wichtige Dinge, die du nicht verschweigen kannst. Sonderlich mußt du die schwarzen Haare der Königin nicht vergessen: ein wichtiger Umstand für einen Geschichtschreiber! Die Tafel und der gebratene Ochse sind dir eben so merkwürdig; als ob es was nothwendiges wäre, solche Dinge auf die Nachwelt zu bringen! Doch du bist ein Gallier, und ich vergeblich dir. Wer hat dich aber gelehrt, daß die königsbergische Schloßkirche den Reformirten gehöret habe, als sich der König darinnen krönen lassen? Ist sie nicht seit Margraf Albrechts Zeiten lutherisch gewesen, und bis diese Stunde geblieben? Was sollen also deine Märchen von dem darinnen aufgerichteten Altare, und hingestellten Crucifixe? Was nützet endlich die Beschreibung von allen Diamanten, die der König bey seinem Auszuge aus Königsberg, am Hute, an dem Pferde und an der Schabracke gehabt? Nun aber kömmt ein schöner Schnitzer wider die Geographie. Es heißt, das Aufthauen der Weichsel hätte den König bewogen, den Weg über Danzig zu nehmen. Muß man denn nicht über die Weichsel, wenn man nach Danzig will? und kann man diesen Strom auf einige Weise vermeiden, wenn man aus Preußen nach Pommern gehen will? Noch gröber machst du es, wenn du ausdrücklich erzählst, der Hof wäre erst

erst durch die Stadt Danzig gefahren, und dan allererst über die noch zugefrorene Weichsel gegangen. Welch ein Schnitzer! den dir auch Kinder, aus der ersten Landcharte widerlegen können. Und solche Idioten unter euch unterstehen sich, die Historie zu schreiben?

Gundling wollte noch weiter reden, als der lezt verstorbene König Friedrich Wilhelm selbst herzutrat, und nach seiner Gewohnheit, Gundlingen scherzhaft anredete: Wer ist der kleine Kerl, mit dem du dich da zankest? Es ist ein Franzose, versetzte der geheime Rath, der Eurer Majestät Leben, auf eine elende Art beschrieben hat: damit es auch den Galliern nicht an einem Faßmanne fehlen möchte. Er hat unter andern auch geschrieben, daß ein großer Feldherr, der iso noch lebet, an Eurer Majestät, ehemals gegen Dero Kronprinzen gefaßten Ungnade, Schuld gehabt; daß Ew. Majestät. = Kaüm hatte er dieses gesagt, als der erbitterte König den Stock aufhub, den er in Händen hatte, und nach dem vermeynten Baumillon mit aller Macht zuschlug. Doch wie das weiße Maß sich öffnet, welches die Hände einer Viehmagd der Schwester eines Ochsen aus den Eitern gedrückt, wenn eines zürcherischen Rathsherrn Kind mit dem Löffel hindurch fährt; oder wie sich der Snylph wieder ergänzete, der sich zwischen die Scheere geworfen hatte, als der verwegene Liebhaber Belindens Haarlocke abschneitt; oder wie die ätherischen Leiber der himmlischen Geister im Milton, sich durch die Schlachtschwertter ihrer Feinde durchhauen ließen, aber gleich wieder so ganz wurden, als ob sie nie durch etwas getrennet worden: eben so gieng es hier dem

vermeynten Schatten Baumillons. Die Göttinn, welche seine Rolle spielte, entzog sich aufs schleunigste diesen beyden so fürchterlichen Feinden, und eilte, sich unter dem Haufen deutscher Poeten zu verlieren, die sich in wählender Zeit sehr dicke versammelt hatten, seit das Gerüchte ihre Ankunft im Reiche der Schatten ausgebreitet.

Doch wie ein unvorsichtiger Schiffer, der an der Küste von Trinakrien, zwischen den beyden Meerwundern, Scylla und Charybdis, hinsegelt; wenn er dem einen gar zu sorgfältig entweichen will, in die Klauen des andern geräth: also gieng es hier der Eris. Ein unbekannter Schatten, der unlängst aus der Oberwelt, und zwar aus Sachsen angekommen war, und sich aus besondrer Zuneigung dem Schatten Günthers beygesellet hatte, erblickte sie kaum von ferne, als er mit heller Stimme rief: Siehe, lieber Günther, siehe, das ist dein Lasterer, der berufene Urheber der germanischen Briefe. Du weißt, was er von dir geschrieben hat; denn ich habe dirs ausführlich erzählt. Hier kannst du ihn, wegen seiner unzeitigen Urtheile, zur Rede setzen, und so viel es die Sitten des Todtenreichs verstatten, nach Verdienste bestrafen.

So schnell im Sommer eine Schwalbe ein kleines Ungeziefer haschet, welches in freyer Luft, vor ihr her schwärmet, und sein gewöhnliches Liedchen hersummet; ehe sichs dessen versieht, hat ihr hurtiger Schnabel seinem Gesange und seinem Vergnügen ein Ende gemacht: eben so hatten Günther und sein Gefährte den vermeynten Gallier bey den Armen erwischet, um sich seiner Person zu bemächtigen, und ihm in
einem

einem bittern Vorwurfe alles zu vergelten, was er an den Deutschen verschuldet hatte. Du bist mir wohl ein tiefsinniger Kunstrichter! so hub Günther an: du, der du von uns Deutschen, wie der Blinde von der Farbe, geurtheilet hast. Wie hast du dich immermehr unterstehen können, von meinen Gedichten zu urtheilen, da du unsre Sprache nicht einmal in ungebundner Rede verstehst; geschweige denn die Stärke und Schönheit der poetischen Schreibart nur halb einsehen kannst. Was für närrische Wörter hast du uns Deutschen schuld gegeben, die keinem im Traume einkommen. Was ist das Gebrüder, was ist ein Nachtreter für eine Misgeburt; die wohl in einem gallischen Gehirne ausgeheckt werden, aber in keines deutschen Lippen haben entstehen können. Und mit wie vielem Unverstande beschuldigst du doch die deutschen Dichter schwacher und prosaischer Zellen? Weißt du Elender denn nicht, daß nicht alle Gedichte einen gleich erhabenen Ausdruck leiden können? Geh doch zum Stagiriten in die Schule, und lerne von ihm, daß lauter Metaphoren Räthsel machen, wenn sie nicht auch mit eigentlichen Worten untermischt werden. Oder wenn dir dieß alles zu hoch ist: so reich nur in deinen eigenen Busen. Hast du Fenelons Gedanken von der Poesie und Beredsamkeit nicht gelesen, so geh und frage ihn; der wird dir sagen, daß in euren besten Poeten unendlich viel schwache Stellen vorkommen. Das saget nun ein Franzose von so großer Einsicht, als ihr wenige gehabt, von seinen eigenen Landsleuten. Was aber die deutsche Sprache überhaupt betrifft, so lies nur den vernünftigen

Vater Büffier, der wird in seinem Cours des Sciences, welches Buch mir von einigen Schatten gerühmet worden, dir, als einem verlaufenen Schüler seiner Brüder, ganz unparteyisch sagen, daß sie so schön ist, als irgend eine andre in der Welt, auch die gallische nicht ausgenommen. Du hältst dich bey den deutschen Titeln auf, und tabelst Dinge, die du entweder nicht verstehst, oder die doch den Reichthum unsrer Sprache anzeigen. Es ist euch Franzosen Schande genug, daß ihr im Französischen, eine schlechte Magd, eines Schusters Tochter, ein Fräulein, eine Gräfinn und eine Prinzessin, nicht anders, als Mademoiselle zu nennen wisset. Und wenn du deine und unsre Sprache wüßtest, so würdest du wissen, daß so wie von Dame erst Damoiselle, hernach verderbt, Demoiselle geworden, um die Tochter eines Edelmannes anzuzeigen; wie dich Mollierens George Dandin lehren wird: so auch aus Frau, Fräulein, das ist eine kleine oder junge Frau, die nämlich etwas zu befehlen hat, entstanden ist. Hernach vermengest du Jungfer und junge Frau: zu einer deutlichen Probe, daß du kein Deutsch kannst. Und hat endlich unsre Sprache viel Beywörter, so daß wir aus Graf gräflich, aus Fürst fürstlich, machen können, welches ihr Franzosen nicht können: so ist es ein Beweis von unserm Ueberflusse und von eurem Mangel. Doch was halte ich mich dabey auf? Meine Ode auf das Glück ist dir schwach vorgekommen. Du hast recht. Aber wer hat dich geheißen, sie für mein Meisterstück zu halten? Es ist eine Geburt einer meiner schwächesten Stunden gewesen:

wesen: und ich weis es dem Herausgeber meiner Gedichte wenig Dank, daß er sie nebst vielen andern überreichten Stücken in den Druck gegeben. Aber ich weis wohl, wer sie dir angepriesen hat: ein verwirrter Kopf, der selbst eine Art von Raserey besitzt, die ihn noch endlich ins Zuchthaus bringen wird. Wieviel elende Stücke wollte ich dir nicht in deinen besten Poeten zeigen, wenn ich Bücher bey der Hand hätte. Hier wollte Eris ihren beyden Führern entwischen: allein umsonst. Günther hielt sie fest, und fuhr fort: noch eins, mein guter Freund. Du hast auch von meinen Strophen eine deines Beyfalls gewürdiget, und sie französisch übersetzt. Aber wie? So wie ihr Franzosen zu übersetzen pflegt, nämlich so, daß ihr alles verderbet. Aus meiner ersten Zeile: Was willst du mit dem Schatten zanken, hast du vier Zeilen gemacht: welches entweder deiner Sprache, oder dir, als dem Uebersetzer, keine Ehre ist. Ueberhaupt aber aus einer sechszeiligten Strophe machest du eine zehnzeilige, von gleich langen Versen. Die Zeile: Beweis an Stärkern deine Macht; giebst du so, als ob ich gesagt hätte, Gott sollte sich wider den höllischen Geist waffnen, der seines Donners und seiner Blitze spottet. Dieß ist mir nicht in den Sinn gekommen. Die Zeile: Wer wird dir in der Hölle danken? hast du entweder unrecht verstanden oder gar ausgelassen; so wie es auch der folgenden ergangen ist: Ach hast du dieß noch nie bedacht! Die beyden letzten endlich hast du geschwächet, so viel dirs möglich war. Du tömmst mit DonnerBliz und Sturm, giebst du

du durch Pfeile und viereckigte Steine. Eine vortreffliche Uebersetzung! Endlich meine letzte Zeile: Wer ist der große Feind? ein Wurm! ist bey dir ganz und gar verhunzet worden; indern es heißt: Da doch dein Feind nur ein Wurm ist. Nichts ist matter und elender, als diese Zeile, gegen die meine. Gewiß, wenn ihr Franzosen nicht besser übersetzen wollet oder könnet, so haben sich die deutschen Poeten für ein Glück zu schätzen, daß sie euch noch nicht in die Klauen gerathen sind. Wenigstens mag ich von dir nicht übersetzt werden. Merke dir also, du troßiger Gallier, daß du unbesonnen gehandelt hast, da du den deutschen Wiß beurtheilen wolten, ohne ihn zu kennen; und sey froh, daß ich nicht mehr am Leben gewesen, da dein Buch heraus kam; sonst hätte ich dich zu einem andern Crispin gemacht, der vormals nach Verdienste von mir gestriegelt worden. Melde es aber deinen Brüdern, den Franzosen, die noch leben, daß sie Voltairens Billigkeit gegen die Engländer nachahmen sollen: da sie sich in Deutschland gewiß eben so wohl befinden, als jener bey den Britten, und da du selbst dich an deutschem Brodte, das man dir aus lauter Großmuth gereicht, so satt gegessen hast, als du in Frankreich niemals gewesen bist.

So sprach Günther, und Eric war froh, daß er aufhörte; als ein noch größerer Schwarm von Schatten herzubrang, um dieses Gespräche anzuhören. Die Götinn war heftig besorgt, es möchten sich noch mehrere finden, die ihr des verhaßten Baumilons

lons wegen, den sie mit allen seinen Schriften schon mehr als einmal verwünscht hatte, zu Halse gehen möchten: sie drängte sich also in den Haufen, wo er am dicksten war, und verschwand.

Ende des zweyten Buches.

* * * * *

Sendschreiben
an den Hrn. Rittmeister v. B.
ins Lager nach Böhmen,
im Monat Februar.

Freund, den ich besser nicht, nicht edler denken kann,
Dich suchet dieses Blatt; wo aber trifft dichs an?
Nach Böhmen mag es fliehn, nach Währen mag
es eilen.

Geht, sucht den besten Freund, geht, sucht ihn, liebe Zeilen,
Und grüßt ihn tausendmal! Schon bin ich Eifers voll,
Daß nicht, an eurer Statt, ich ihn umarmen soll;
Doch geht, genießt dieß Glück, und habt ihr ihn gefunden:
So findet ihn nicht krank, und nicht in Blut und Wunden.

Allein wie trifft ihr ihn? Vielleicht im Streit erhitzt,
Vielleicht, daß noch sein Arm von harten Streichen schwitzt,
Die er dem Feinde giebt, die ihm der Feind versetzt,
Und mich zu gleicher Zeit in meinem Freund verleset.
Wer weiß, durch welchen Fall, durch welches heißes Bley:
O Geist der Tapferkeit, steh diesem Krieger bey!
Und schütz ein edles Herz; doch soll er unterliegen;
So laß ihn, eh er stirbt, den, der ihn fällt, besiegen.

Doch

Doch welche Phantasey! will ich zu meiner Pein,
 Eh ihn der Unfall trifft, im Unfall stinreich seyn?
 Zween Götter schützen ihn, vereint in seinem Busen,
 Der Gott der Tapferkeit und auch der Gott der Musen!
 O Trost, der mehr im Reim, als in dem Felde gilt!
 Wer weiß, auf welcher Flur sein Blut die Furchen füllt?
 Und welche wilde Faust, die kaum das Glück verdiente,
 Von ihm zerfleischt zu seyn, sich dieß zu thun erkühnte?
 Entseelt ihn auch kein Schwert, u. stürzt ihn auch kein Wall,
 Umträgt ihn nicht Gefahr, nicht List, noch Ueberfall:
 So wird vielleicht die Brust, die unbeseigt geblieben,
 Von Kälte Sturm und Wind und Fieber aufgerieben.

So wie man, was man wünscht, nur allzuzeitig hofft:
 So fürcht ich, was mich schreckt, nar allzufrüh, und oft,
 Und er kann in Gefahr kaum so viel leiden müssen,
 Als ich empfinden muß, ihn in Gefahr zu wissen.
 Ist dieses Weichlichkeit: so nenn ichs doch Gewinn,
 Daß ich für einen Freund selbst weibisch-zärtlich bin,
 Den ich, so sehr ich ihn auch zu verehren meyne,
 Doch nie nach seinem Werth genug zu lieben scheint:
 Der, wenn man ihm den Glanz, den ihm das Glück bestimmt,
 Ihm Adel, Stand und Zier je in Gedanken nimmt,
 Auch ohne diesen Schmuck, den man von Ahnen preiset,
 Daß er noch mehr verdient, als er besitzt, beweiset.
 Nicht kennt sein reger Arm die Waffen nur allein,
 Den Degen führt er igt: so wird er tapfer seyn;
 Fast diese Hand den Kiel: so wird man zweifelnd bleiben,
 Wozu sie stärker sey, zum Fechten oder Schreiben?

Freund, länger laß mich nicht in Ungewißheit stehn!
 Mich schmerzt, was dich verletz, mich rührt dein Wohl
 ergehn.

* * * * *

Lebenslauf eines Märtyrers der Wahrheit.

Es ist in Gesellschaften nichts gewöhnlicher, als daß einer den andern mit beständigen Erzählungen von sich selbst, und seinen Fähigkeiten unterhält. Wir sind uns die nächsten; und weil wir schuldig sind, von unsern Nächsten alles gutes zu reden, so glauben wir, es erfordere die natürliche Pflicht, uns selbst zu loben. Ich will die wahrhaften Ursachen dieser thörichten Eigenliebe nicht untersuchen, weil ich nicht gesonnen bin, mir auch nach meinem Tode Feinde zu machen. Ich führe solches nur um deswillen an, damit ich mein gegenwärtiges Vorhaben einigermaßen rechtfertige. Bezeigest du so viel Geduld, andere anzuhören, welche sich bey lebendigem Leibe rühmen: So gönne mir deine Aufmerksamkeit, wenn ich dir nach meinem Tode sage, wer ich gewesen bin. Das habe ich mit andern Menschen gemein, daß ich meinem Namen die Unsterblichkeit wünsche, wenn auch gleich der Körper verwesen muß. Wolltest du mir aber verwehren, meinen Lebenslauf zu erzählen: So würde ich vor vielen unglücklich seyn, an deren Verdienste man wenigstens so lange gedenket, als die Erbtöthlung währet. Die Liebe zur Wahrheit hat mich in so geringe Umstände gesetzt, daß meinen Tod beynähe niemand, als der Leichenschreiber, erfahren hat. Hätte ich ein ansehnliches

liches Vermögen besessen, so würden meine schmerz-
lich betrübten Erben durch eine verhällte Frau der
ganzen Stadt haben ansagen lassen, daß ihr Herr
Vetter in Gott selig verschieden sey; oder ich würde
mir haben noch auf meinem Todtbette einen glaub-
würdigen Redner miethen können, welcher der christ-
lichen Gemeinde die ewige Wahrheit bewiesen hätte,
daß unter allen erschrecklichen, der Tod das erschreck-
lichste und meine tugendhafte Seele noch viel zufrüh-
zeitig aus Ihrem drey und sechzig jährigen Körper ge-
fahret sey. Allein, meine Armuth hat mir nicht ver-
stattet, einen so prächtigen Abschied aus der Welt zu
nehmen. Ich bin gestorben, als ein Märtyrer der
Wahrheit, das ist, arm und unbeweint, und wenn die
Nachwelt etwas von mir erfahren soll, so muß ich
Ihr solches selber sagen.

Daß ich im Jahre 1674, den 17 September zu
Mühlberg, einem Städtchen an der Elbe, gebohren
bin, solches scheint kein Umstand von besonderer
Wichtigkeit zu seyn, und ich kann eben so wenig da-
für, als es ohne meine Verschulden geschehen ist, daß
mein Vater nicht ein Hochedelgeborner, Hochedler, Bes-
ter, und Hochgelahrter Erb- lehn- und Gerichtsherr
auf dreyen Rittergüthern, sondern nur, wenn ich an-
ders der Erzählung meiner Mutter glauben darf,
Meister Zollinger, Bürger und Schneider daselbst,
gewesen ist. Ich brachte zwo Zähne mit auf die
Welt, und lernte gleich im ersten Jahre reden, und
schon im andern war ich vermögend, durch mein
Plaudern Vater und Mutter zu übertäuben. Mei-
ne Aeltern hielten dieses für eine vergnügte Vorbedeu-
tung,

tung, ich würde mit der Zeit ein großer Rechtsconsulente werden. Sie irrten, sich aber, und die Folge hat gelehrt, daß es unglückliche Anzeigen meiner Liebe zur Wahrheit gewesen sind. Ich sieng frühzeitig an, solches merken zu lassen. Kaum hatte ich vier Jahre erreicht, als ich bemerkte, daß mein Vater in seinem Berufe nicht gar zu gewissenhaft war. Ich verwies ihm solches auf eine zwar kindische, doch empfindliche Art, und weil ich es zu öfters that, so gab er mir endlich, durch einen derben Schilling, die ersten Früchte der Wahrheit zu schmecken. Jedoch ward ich dadurch nicht furchtsam. Mein Vater starb, und hinterließ meine Mutter, als eine junge Wittwe, mich aber als einen unerzogenen Knaben. Meine Mutter that über diesen Tod recht jämmerlich. Sie heulte und schrie; sie versteckte sich hinter einen großen Schleiter; sie wünschte mit ihrem Manne zu verwesen, und schwur der ganzen Welt ab. Ich dachte auch nach meiner kindischen Einfalt, es wäre ihr Ernst, und ich blieb zwölf Wochen lang in meinem Irrthume. Nach deren Verlaufe ward sie aufgeräumt; sie scherzte, sie lachte, sie besuchte ihre Nachbarn, und ich sah verschiedne junge Leute aus- und eingehen, ohne daß sie böse darüber ward. Kurz, sie hatte ihren Mann vergessen, und die Lust war ihr vergangen, mit ihm zu verwesen. Ich fragte, warum sie mich und andere so betrogen hätte? ein paar Ohrfeigen aber waren die ganze Antwort. Einmals sah sie in den Spiegel, und fragte mich, ob sie nicht schöne wäre? Ich sagte: Nein; und dieses brachte mich um alle mütterliche Liebe. Sie konnte mich nicht länger um sich leiden, und

es ward beschlossen, mich auf eine Schule zu thun. Es geschah auch, und ich kam an einen Ort, wo ich etliche Jahre lang die Gründe der Sprache lernte. Man befand es für gut, mich auf eine andere Schule zu bringen, ich folgte willig, und man war anfänglich wohl mit mir zufrieden; es dauerte aber nicht lange. Einige meiner Mitschüler waren faul; ich verwies ihnen ihre Faulheit. Einige legten sich mit großem Eifer auf Erlernung solcher Wissenschaften, von denen ich glaubte, daß sie abgeschmackt, und einem Gelehrten nur zur Last wären. Einige waren hochmüthig, weil sie auf lateinisch und griechisch zu sagen wußten, wer sie erschaffen hätte. Diese versicherte ich, daß ich sie ohne Lachen nicht ansehen könnte. Keiner aber dankte mir wegen meiner Freymüthigkeit, und alle machte ich mir zu Feinden. Der Zorn eines meiner Lehrer, von dem ich das gegründete Urtheil fällte, er habe mehr Stärke in der Faust, als in der Gelehrsamkeit; dieser Zorn, sage ich, war so nachdrücklich, daß ich also fort die Schule räumen, und in einer öffentlichen Abbitte mich bedanken mußte, daß man mich ohne weitem Schimpf gehen ließe.

Dieser unvermuthete Streich hätte mich bald zum Mammelucken gemacht. Im ersten Schrecken nahm ich mir feste vor, die Wahrheit nimmermehr wieder zu reden. Es gieng mir aber wie denen Dichtern, welche die Verse verschwören. Ich zog auf die hohe Schule, von der ich mir einen sehr edlen Begriff gemacht hatte, wodurch ich meine Unerfahrenheit verrieth. Leute, welche ihre einzige Sorge seyn ließen, wie sie den Pflichten gegen ihr Vaterland ein Genü-

gen leisten, die Hoffnung ihrer Aeltern zu erfüllen, und deren saure Mühe, und aufgewendete Kosten vergelten könnten; Leute, welche diejenigen Wissenschaften mit Ernste ausübten, nach denen sie sich nannten, solche Leute dachte ich zu finden. Ich irrte mich. Gleich den ersten Abend erschreckte mich eine Gesellschaft trunkenen Menschen, welche unter Schreien und Wehen nach ihren Wohnungen eilten. Anfänglich glaubte ich, es sey ein Auflauf, oder wenigstens Feuer in der Gasse. Ich sah durch das Fenster; in dem Augenblicke fiel ihr Anführer in den Roth, und ich hörte, aus denen Reden der andern, daß sie sich bemühten, einen Meister der Weltweisheit wieder auf die Beine zu helfen. Diese Begebenheit machte mich aufmerksam. Ich beobachtete die Sitten meiner Mitschüler genauer. Ich lernte einen kennen, welcher der Gottesgelahrtheit eifrigst beflissen war, und sich rühmte, er habe sich in der Schenke zweymal feste gefoffen, wie er es nannte. Ein Landsmann von mir, wollte sich die Würde eines Lehrers beyder Rechte erstehen, weil er sich innerlich überzeugt befand, daß nimmermehr etwas aus ihm werden würde. Eine Summe von zwölf Thalern machte ihn zum Autor und Respondenten; und weil ich ihm, zu mehrerer Sicherheit, seine Disputation ins Deutsche übersetzen mußte, so versprach er mir zur Vergeltung ein ansehnliches, welches er aber noch an demselben Abend verspielte, und mich auf seine bevorstehende Heirath vertröstete. Mein Stubennachbar erlernte die Medicin, gieng aber lieber mit fleischigten Körpern, als eckelhaften Gerippen um, und verfluchte den abgeschmack-

schmackten Eigensinn seiner Lehrer, welche ihn mit so vielen griechischen Wörtern martern wollten. Diese und hundert dergleichen thörichte Exempel fielen mir täglich in die Augen, und ich sollte schweigen? und ich sollte die Wahrheit nicht reden? Ich that mir alle Gewalt an, meinen Schmutz nicht zu brechen, und manche, die einen schönen Gedanken, oder artigen Einfall haben, solchen aber nicht an den Mann bringen können, empfinden das innerliche Nageln und den unruhigen Schmerz lange nicht so sehr, als ich ihn dazumal empfand. Endlich überwand die Natur allen Zwang. Ich sagte es ungeschweht, daß das Verfahren der meisten meiner Mitschüler unverantwortlich und unsinnig wäre. Bey aller Gelegenheit stellte ich ihnen ihre Thorheit so wohl ernsthaft, als lächerlich vor. Ich schilderte zu verschiedenenmalen nicht allein die Laster, sondern auch die Personen auf eine satirische Art in Versen ab; und wenn ich dieses that, so empfand ich bey mir selbst eine doppelte Wollust. Allein, meine Ehrlichkeit, mein Eifer für die Wahrheit, meine billigsten Absichten wurden schlecht belohnt, Man meidete meine Gesellschaft, man verachtete, man spottete, man verabscheute mich, und ich erfuhr, daß einige sich verschworen hatten, mich öffentlich zu beschimpfen. Es wäre auch gewiß geschehen, wenn ich nicht bey Zeiten die Vorsicht gebraucht, und mich an einen andern Ort begeben hätte, um die angefangenen Studien zu vollenden.

Das Schicksal führte mich zu einem Manne, der mir freyen Unterhalt gab, und mir große Gefälligkeiten

ten erwies. Er glaubte, seine Gemüthsneigung habe mit der meinigen viele Aehnlichkeit; und dieses bewog ihn zum Mitleiden. Ich kann nicht sagen, daß er ein hitziger Verehrer der Wahrheit gewesen wäre. Seine größte Leidenschaft bestand in der Begierde, Recht zu behalten, seine vorgefaßte Meynung zu vertheidigen, und mit allen aufs unbarmherzigste zu verfahren, welche anders urtheilten. Er war einer von denen Gelehrten, welche die Fähigkeit nicht haben, selbst etwas nützlichcs zu schreiben, aber mit desto größerm Vorwiße die Schriften anderer durchwühlen. Ein Comma, ein Punct, ein einziger Buchstabe war vermögend, ihn in die größte Wuth zu bringen und diejenigen in den Bann zu thun, welche ihm widersprachen. Er besaß einen erstaunenden Vorrath von Büchern nach seinem Geschmacke; wie er denn glaubte, der sey kein rechtschaffener Gelehrter, welcher nicht wenigstens sechs bis acht Pfund Bücher geschrieben habe. Es fiel ihm ein, mich zu fragen, was ich von ihm hielte? Ich erblaßte über diese Anfrage. Sollte ich sprechen, er wäre ein geschickter und dem gemeinen Wesen nützlichcr Mann, so würde er mich mit neuen Wohlthaten überhäuft haben. Aber alle diese mußte ich verlihren, wenn ich die Wahrheit redete. Ich redete sie aber doch. Ich sagte, daß Männer von seinen Fähigkeiten bey dem Baue der Gelehrsamkeit unentbehrlich wären; indem sie den Schutt wegführen mußten, welcher den Bauleuten hinderlich sey. Mehr brauchte ich nicht zu sagen, mich zu verderben. Ich mußte alsofort aus dem Hause, unter Begleitung tausend lateinischer Schimpfwörter, welche

Da ich vorher mein Tage nicht gehört und erst lange hernach in Burmanns Schriften gelesen habe.

Der Verlust dieses Mecänaten ward mir durch einen Rechtsgelehrten reichlich ersetzt. In den Landesgesetzen war er ganz unerfahren, desto geübter aber in den römischen Rechten. Es ging mir wohl bey ihm; weil man ihm aber hinterbrachte, ich hätte mich verlauten lassen, daß er mehr Geschicke habe, eine Rede pro rostris zu halten, als eine Rüge zu machen, so hub er seine Wohlthaten gegen mich auf, und bewies mir ex l. r. C. de donat. renoc. daß ich ihm nicht wieder unter die Augen kommen sollte.

Ein unverhoffter Zufall brachte mich in eine Stadt, wo es schien, ich würde den Grund zu meinem künftigen Glücke legen. Es gieng mir alles nach Wunsche, und ich weis nicht, ob die Leute daselbst die Wahrheit besser vertragen könnten, oder ob es daher kam, daß ich nicht alles öffentlich sagte, was ich bey mir selbst dachte. Man gab mir ein Amt, welches nicht ansehnlich, aber doch austräglich war. Ich hatte es etliche Jahre verwaltet, als eine Gelegenheit erforderte, einen Glückwunsch zu verfertigen. Ich handelte darinnen von der Vernunft, und ließ ihn drucken, ob sich gleich meine Freunde mit allen Kräften dawider setzten. Ein Mann, welchen sein Amt ehrwürdig machte, fand sich dadurch beleidiget. Es würde verdächtig gelassen haben, wenn er seine Person hätte vertheidigen wollen, er vertheidigte also Schrift und Religion. Auf eine unschuldige Art hatte ich das Wort Brosamen mit einfließen lassen. Dieses war genug, Himmel und Hölle

zu bewegen. Ein Verächter der Schrift, ein Religionspödder, ein Atheiste, dieses waren die gelindesten Namen, die man mir gab. Einige glaubten gar, ich sey der Antichrist. Kurz, ich sollte mich öffentlich auf den Mund schlagen, oder Amt und Stadt meiden. Ich wählte das letzte, und mußte zwölf Jahr in der Irre gehen, ehe ich den heiligen Zorn meiner Feinde verwinden konnte.

Endlich schien mein widriges Schicksal versöhnt zu seyn. Man bot mir ein Amt an, mit dem Bedinge, ein Frauenzimmer zu heirathen. Hunger und Armuth überwandten allen Zweifel. Meine bisherigen Umstände hatten mich so schüchtern gemacht, daß ich mir vieles gefallen ließ, welches mir ehedem unerträglich gewesen seyn würde. Meine Frau liebte Gesellschaft; sie spielte; Vermögen und Einnahme ward auf Fuß verwendet, die Haushaltung versäumt, u. mir zugemuthet, vieles zu übersehen, wozu mehr, als eine ordentliche Geduld, gehöret. Meine Geduld ward ermüdet. Ich sagte, ein Weib müsse sich bemühen, ihrem Manne zu gefallen, alle übermäßige Ausgaben vermeiden, der Wirthschaft vernünftig vorstehen, und sich keiner Herrschaft anmaßen, welche Schrift und Ordnung nur den Männern gelassen hätten. Aber, wie unglücklich machten mich diese Wahrheiten: Ich empfand, daß der Zorn eines Weibes schädlicher sey, als der Zorn aller andern Creaturen. Man hieß mich einen nackigten Bettler, einen verlaufenen Kerl, den man auf der Straße aufgelesen hätte, der nicht werth sey, daß er durch die Heirath eines lebenswürdigen Frauenzimmers in eine so ansehnliche Schwä-

Schwägerschaft aufgenommen worden; ja, es fehlte wenig, daß ich nicht meiner Frau eine kühne Abbitte hätte thun müssen, welche aber, ich weis nicht, ob zu meinem Glücke oder Unglücke? unvermuthet starb. Die Menge meiner Feinde verfolgte mich alsdann unaufhörlich. Hatte ich keines Menschen geschont, so war auch nunmehr niemand, der sich meiner annahm. Man wußte meine Vorgesetzten auf eine tödtliche Art zu gewinnen, und mir Verbrechen aufzubürden, an denen ich gar keine Schuld hatte. Ich sollte mich verantworten und meine Fehler gestehen; ich behauptete aber, ich wäre unschuldig, meine Feinde wären Lügner, und meine Vorgesetzte geblendete und parteyische Richter. Dieses war Ursache genug, mich zu verdammen. Die Entsetzung von meinem Amte, die Einziehung meines wenigen Vermögens und ein achtjähriges Gefängniß waren die Belohnungen meiner offenerzigen Redlichkeit. Ich ward endlich freigelassen, und mir aufgelegt, Stadt und Land zu räumen. Ich that es, und seitdem ist es mir unmöglich gewesen, irgendwo mein Glücke zu finden; vielmehr sah ich mich gezwungen, den Rest meiner Jahre auf eine so niederträchtige Art hinzubringen, daß ich Bedenken trage, solches der Nachwelt wissen zu lassen. Ich bin endlich nackt und bloß, ohne Freunde, in der äußersten Verachtung, jedoch zu meiner Beruhigung, als ein Märtyrer der Wahrheit, im Jahre . . . gestorben, und hat mich gleich die ganze Welt verabscheuet, so bin ich doch mit mir selbst zufrieden gewesen.

* * *

Der Lebenslauf dieses so genannten Märtyrers der Wahrheit hat mir merkwürdig zu seyn geschienen. Er ist wirklich im Jahre 1738 in seiner Wohnung todt gefunden worden, wo man vermuthet, daß er vor Frost und Hunger gestorben sey. Sein Körper ward auf die Anatomie verkauft, um die nöthigsten Schulden zu bezahlen, und ich glaube, daß sein betrübttes Beyspiel allen denen zur nachdrücklichen Warnung dienen kann, welche sich einbilden, es sey ein großmüthiger Eifer für die Wahrheit, wenn sie, ohne Ansehen der Person, ohne Freunde und Vorgesetzte zu schonen, dasjenige mit einer unverschämten Stirne andern unter die Augen sagen, was ihnen oftermaß Eigenliebe, Hochmuth, Undank, und Unvernunft in den Mund legen.

* * * * *

Die Ruhe.

Freund beneidter Pierinnen!
 Bruder meiner Poesie!
 Schildt die Misgunst gleich mein Sinnen:
 Tilgt sie doch die Sehnsucht nie.
 Diese treibt mich, unter Pfeilen,
 Deiner Muse nachzueilen.

Du nur weckst noch meine Sinnen,
 Weit vom städtischen Gemüß;
 Fern von wilden Eitelkeiten,
 Schildert mir dein höh'rer Ziel,

Ruch

Auch in Wäldern, auch in Fluren,
Jener ewgen Weisheit Spuren.

Dort, wo dich die Unschuld pfl eget,
Dort, wo dich ein schattigt Feld
In vergnügter Ruhe trägt,
Siehst du die vermöhnte Welt
Lachend nur an Farben kleben,
Und in trüben Sorgen schweben.

Was Catull schon längst besungen,
Und wornach Horaz sich sehnt:
Necker, die kein Schwerdt erzwungen,
Güter, drauf kein Auge thrant,
Und ein ruhiges Gewissen
Seh ich, Freund! auch dich genießen.

O! wie reizt mich dein Exempel,
Wirklich groß und frey zu seyn.
Jene, die im Glückes-Tempel
Stets als Sklaven Beibrauch streun,
Und an süchtigen Gütern hangen,
Blende ein niedriges Verlangen.

Schickt den Rest errungner Güter,
Wucherer! zweifelnd auf die Fluth!
Nährt, ihr kriegerischen Gemüther!
Eurer Regung strenge Blut!
Suchet Wuch mit Wuch zu rächen!
Färbe die Meere! düngt die Flächen!

Rabe

Nahet euch zu des Hofes Esse,
 Wuchert, raubet, prahlt und schweigt!
 Ihr verfehlet der wahren Weise,
 Wie man zu der Höhe steigt,
 Die ein Weiser nur erreichet,
 Und von der die Ehorheit weichet.

Freund! wir ruhn in sichrern Schranken,
 Fliehn das Irrlicht banger Lust,
 Sehn den Himmel in Gedanken,
 Und ein Eden in der Brust.
 Kann uns auf der eiteln Erden
 Wohl ein edler Kleinod werden?

Ch. F. Neander.

* * * * *

Versuch einer wahren Abbildung edler und erhabener Geister.

Die Benennung eines großen und erhabenen Geistes, ist sonderlich zu unsern Zeiten nichts unbekanntes. Man ist auch mit Ertheilung dieses Namens oft sehr freigebig. Vornehmlich pflegt man diejenigen damit zu beehren, die das Herz haben, die gemeinen Meinungen zu verlassen, sie zu verachten und zu verwerfen. Weß nun die Lehren der Religion schon längst bekannt gewesen, und von vielen angenommen sind: So trägt man kein Bedenken, sie mit unter die gemeinen Dinge zu rechnen, woraus eine erhabene Seele sich nicht eben gar

gar zu viel machen dürfe. Bey vielen muß demnach ein Religionspötker und ein großer Geiſt faſt einertey heißen. Allein eine vernünftige Betrachtung der menſchlichen Seele, kann die Ungereimtheit dieſer ſo gemeinen Vorurtheile ſonnenklar zeigen, und uns zugleich überführen, daß ein wahrhaftig großer Geiſt, ſich mit weit edlern Dingen, als ein frecher Gottesverächter, beſchäftigen müſſe.

Man hat freylich bey dieſer Unterſuchung keine neue Entdeckungen unbekannter Wahrheiten zu hoffen: Allein die rechte oder unrechte Anwendung der Kräfte unſers unſterblichen Geiſtes iſt von ſo wichtigen Folgen, daß die Ermunterung zum vernünftigen Gebrauche derſelben nicht zu oft und zu mannigfältig wiederholt werden kann.

Das Weſen unſers Geiſtes beſteht hauptſächlich in der Kraft, ſich allerley vorzuſtellen. Unſere Seele vernimmt und empfindet die Sachen, die von außen die Sinne berühren. Sie machet ſich nach ihrer Einſicht, Begriffe von dem Weſen derſelben: Sie entdecket allerley Eigenſchaften; ſie fällt alſo ein Urtheil, ſie vergleicht eines mit dem andern. Sie hält unterſchiedene Sätze zuſammen, ſie zieht Schlüſſe daraus. Sie unterſcheidet, was gut oder böſe, was beſſer oder ſchlechter, was zu wählen, oder was zu verwerfen ſey. Alle dieſe Wirkungen unſerer Seele rechnet man zum Verſtande. Doch ihre vorſtellende Kraft geht weiter. Die Seele neiget ſich. Sie hat ein Verlangen nach dem, was ſie als gut und vollkommen erkennet: Sie empfindet hergegen einen Abſcheu vor dem, was ihr nicht nur unvollkom-

ner,

ner, sondern wohl gar böse und schädlich vorkömmt. Sie flieht daher dieses, und bestrebet sich nach jenem. Ein jeder weis, daß wir alles dieß den Willen zu nennen pflegen. Wer begreifet aber nicht auch zugleich, daß die Neigungen des Willens recht oder unrecht, schlecht oder edel seyn müssen; nachdem die Vorstellungen und Begriffe, die Urtheile und Bemunftschlüsse des Verstandes falsch oder richtig, vollkommen oder unvollkommen gewesen sind?

Ein Mensch, in dessen Körper eine niedrige Seele wohnt, stellet sich nur dasjenige lebhaft vor, was ihm zunächst in die Sinne fällt. Und nur das sieht er für gut und zuträglich an, woraus er selbst einen augenscheinlichen Vortheil, oder eine baldige angenehme Empfindung zu hoffen hat. Er strebet also auch nur nach sehr eingeschränkten, ja wohl gar bloß eingeübten Vollkommenheiten. Er fürchtet nichts, als geringe oder gar falsche Güter. Und um Dinge, die in seinen Nutzen, oder seine Bequemlichkeit keinen augenscheinlichen Einfluß haben, ist er wenig bekümmert. Wir machen hleraus billig den Schluß, daß bey allen, welche bloß für sich selbst sorgen, und allein aufs Vergängliche denken; bey allen geizigen, und ungerechten, bey allen wollüstigen, bey allen stolzen, bey allen rachgerigen, kurz, bey allen lasterhaften Menschen, sie mögen auch seyn wer sie wollen, lauter schlechte, und ganz unvollkommene und niedersträchtige Seelen wohnen.

Die Einsicht und Neigung eines edlen Geistes läßt sich nicht so enge einschränken. Sie klebet nicht so verächtlich an dem niedrigsten Staube. Sie schwingt

schwingt sich aufwärts, und breitet sich viel weiter aus. Seine Aufmerksamkeit läßt sich nicht durch den äußerlichen Schein blenden. Er untersuchet das innere Wesen, und die wahren und dauerhaften Vollkommenheiten der Dinge. Je größer er diese findet, desto größer wird auch seine Hochachtung gegen dieselben.

Vornehmlich ist ein solcher Mensch bemühet, sich selbst zu erkennen. Er betrachtet und untersucht sein Wesen und seine Kräfte. Er befindet, daß die gütige Hand des Schöpfers ihn mit vielen natürlichen Vortheilen, vor tausend andern Geschöpfen, begnadiget hat. Er bemerkt aber auch, daß seine Vollkommenheiten noch sehr eingeschränkt sind, und daß er für sich selbst nicht zureichend ist, dieselben recht zu verbessern. Er bemühet sich daher, im Guten immer mehr zuzunehmen. Was ihm wahrhaftig zuträglich zu seyn scheint; das trachtet er durch unermüdeten Fleiß zu erlangen. Und wo seine eigenen Kräfte zu schwach sind; da suchet er außer sich Hülfe.

So bald er um sich sieht; so trifft er nicht nur unzählige leblose und unvernünftige Dinge an: Er entdeckt auch sehr viele vernünftige Geschöpfe, die ihm selbst ähnlich sind. Er bemerkt an ihnen allerley gutes: Das verdienet seinen Beyfall. Sie besitzen aber auch, so wohl als er, eine Fähigkeit, in allerley Arten der Vollkommenheit noch immermehr zuzunehmen. Ihre Gesellschaft und ihr Umgang, ist ihm daher angenehm: Und er machet sich ein Vergnügen, ihre guten Eigenschaften so wohl, als ihren Wohlstand, immer höher zu treiben. Bemerket er,
daß

daß ein anderer mehr Recht oder Fähigkeit zu einer gewissen Art der Glückseligkeit habe, als er; so ist es ihm eine Freude, den edlen Endzweck, wenigstens bey andern, befördert zu sehen, den er selbst nicht erreichen kann. Und da er deutlich sieht und erfährt, daß seine eigene Ruhe und Wohlfahrt, ohne anderer Menschen Beystand, unmöglich bestehen kann; so versäumt er keine Gelegenheit, durch williges Wohlthun, die Zahl seiner Freunde, und zugleich die Mittel zu seiner eigenen Glückseligkeit, zu vermehren.

Die Erkenntniß der Vollkommenheiten und Kräfte, die ein Wesen an sich selbst und an andern entdecket; und die Betrachtung des unvergleichlichen Zusammenhangs und der herrlichen Absichten, welche er in allen Dingen verspüret, läßt seinen Geist keinesweges in dem Zirkel der Vergänglichkeit und Sterblichkeit bleiben. Er erhebet sich zu einem Wesen, das sich unendlich weit über alles erhebet. Er schließt, daß ein Ursprung ohne Anfang seyn müsse, von dem alles, was nur irgend außer ihm ist, entstanden und hervorgebracht worden. Er kann sich diesen ewigen Urheber nicht anders, als höchstvollkommen, einbilden. Seine Werke zeugen sattsam davon, daß seine Weisheit unerforschlich, seine Macht unumschränkt, und seine Güte unermesslich seyn müsse. Allenhalben, wo sich nur unsere Sinnen hinwenden können, strahlet dieß augenscheinlich hervor. Ein höheres Licht, welches er uns selbst aufgesteckt hat, giebt uns ihn noch deutlicher zu erkennen. Und o, welch ein Wesen! Ein Wesen, das für sich in der allerhöchsten Seligkeit lebet! Ein Wesen, das zu seiner

seiner Befriedigung durchaus keiner Hülfe bedarf; und das in seiner Ruhe durchaus von keiner Macht oder Bosheit gestört werden kann! Und ein Wesen, das dennoch so geneigt ist, seine Seligkeit überall mitzutheilen! das aus der allerlautersten Güte bereit ist, vornemlich die vernünftigsten Geschöpfe so glücklich zu machen, als sie fast selbst nur seyn wollen; und als es ohne Verletzung seiner Weisheit und Heiligkeit, nur immer möglich seyn kann!

Eine Seele, die vermögend ist, aus der Betrachtung wahrer Vollkommenheiten ein Vergnügen zu schöpfen, kann nicht anders, als einen so unermessenen Sammelplatz aller möglichen Vollkommenheiten, mit der innigsten Freude bewundern, und mit der allgrößten Hochachtung verehren. Das Verlangen, an der Gnade eines so unendlichen Gutes Theil zu nehmen, erwecket die eifrigste Bemühung, ihm zu gefallen. Und die lebhafteste Ueberzeugung von der großen Vortrefflichkeit seines Wesens, entzündet die heiligste Begierde, sich ihm ähnlich zu machen. Beides kann zugleich, beides kann aber auch nicht besser geschehen, als durch ein ernstliches Bestreben, nach seinem Muster, seine Absicht, die allgemeine Wohlfahrt, auf alle nur ersinnliche Art zu befördern.

So erhaben dieser Endzweck ist; so ist er doch an keinen Stand der Menschen so unzertrennlich gebunden, daß andere denselben gar nicht erreichen könnten: Ja man findet diese edle Bemühung oft da am wenigsten, wo sie billig ihren rechten Hauptsitz haben sollte; Und man trifft sie bisweilen bey einigen an, wo man dergleichen schwerlich vermuthet hätte.

Ein so genannter Held, der alle Welt durch seinen bloßen Ruff zitternd gemacht, der alle Geschichtsbücher mit dem Ruhme seiner Thaten erfüllet hat, verdienet doch, niederträchtig zu heißen; wo er nur bemühet ist, die Schwächern zu unterdrücken, Städte zu Scheiterhaufen, und ganze Länder zu einer Wüste zu machen; wo er nicht beständig die edle Absicht heget, und mit aller Macht ins Werk richtet, den Frieden nachmals um so viel fester zu setzen, und Tugend und Zufriedenheit, so wohl unter seinem Volke zu vermehren, als unter den Bezwungenen selbst auszutheilen.

In einem abgelegenen Winkel des Erdreichs wohnet hergegen oft ein ehrlicher Landmann, der in seiner unbekanntnen Ruhe, auch ohne daß er selbst darauf sinnet, eine weit erhabenere Staffel der wahren Ehre erreichet. Die Vernunft lehret ihn, was billig und recht, was ihm und andern neben ihm zuträglich, und wie genau ihrer beyder Wohl mit einander verknüpft ist. Die Erfahrung erweitert und bestärket diese natürlichen Begriffe. Und die Religion zeigt ihm den Weg, nicht nur eine zeitliche, sondern auch eine unendliche Glückseligkeit zu erlangen. Er folget dieser Erkenntniß und Anleitung nach allem Vermögen. Er arbeitet zum Aufnehmen seines Hauses. Er beleidigt dabey niemand mit Vorsatz. Er dienet vielmehr andern mit gutem Rathe und mit allerley wirklichen Gefälligkeiten. Ja, er freuet sich, wenn er, auch unter seinen Nachbarn, Einigkeit und Ruhe stiften und erhalten, und so wohl zu ihrer aller gemeinschaftlichen, als eines jeden besondern Wohlfahrt, etwas

etwas beitragen kann. Es brauchet keine scharfe Untersuchung: Ob man diesem ruhigen Erdbürger, oder jenem fürchterlichen Weltbezwinger, eine edlere Seele zuschreiben solle.

Dem ungeachtet ist gar nicht zu läugnen, daß immer ein Mensch, und ein Stand der Sterblichen vor dem andern, mehr Gelegenheit habe, die Wohlfahrt des menschlichen Geschlechtes allgemeiner und nachdrücklicher zu befördern.

Fürsten, welche die Vorschrift des Höchsten über Länder und Völker erhoben, und die, welche unter ihnen, oder ihren Namen, das Regiment führen, sind ohne Zweifel am stärksten verbunden, für die allgemeine Wohlfahrt zu wachen. Und wenn sie wirklich die Weisheit und die Treue besitzen, die in so hohen Häuptern mit Recht wohnen soll: So sind sie auch vor allen andern im Stande, überall unbeschreiblich viel Gutes zu stiften. Unter ihrem Schutze blühen die Wissenschaften. Der Glanz der Wahrheit wird immer mehr ausgebreitet. Die Tugend nimmt augenscheinlich zu, da sie ihrer angenehmen Früchte ungehindert genießen kann. Die Unschuld sieget durch den Beystand ihrer mächtigen Gnade. Bosheit und Ungerechtigkeit hergegen zittern vor dem Strale ihres Zorns. Und ihr eigen Beyspiel ermuntert auch den Geist ihrer Bürger, den unendlichen Beherrscher, mit der tiefsten und redlichsten Unterwerfung, über alles zu ehren.

Nächst denen, die am Ruder eines ganzen Staats sitzen, kann wohl niemand zur allgemeinen Wohlfahrt

einen wichtigeren Beystand leisten, als die, welche Wahrheit und Tugend, in ihrer reinsten Lauterkeit, bey den Sterblichen auszubreiten bemühet sind. Aber was ist hier nöthiger, als daß sie selbst den Weg kennen und wandeln, darauf sie andere zu leiten sich unterwinden? Wer selbst sein Gemüthe, so viel die Menschheit erlaubt, von thörichten und schädlichen Vorurtheilen gesäubert; wer selbst alle Dinge nach ihrem innern Wesen und wahren Werthe betrachtet; wer selbst seine größte Zufriedenheit nirgends anders, als in der Versicherung der Gnade des Allmächtigen, sucht, und in unermüdeter Vollbringung seines Willens, das vollkommenste Vergnügen von demselben erwartet: der kann auch andern eine wahre Erkenntniß einpflanzen; Der wird auch andere nicht vergeblich zur Tugend ermuntern: Der ist aus lebendiger Empfindung im Stande, auch andere zu einer ungesältschten und recht dauerhaften Ruhe zu führen.

Ueberhaupt aber dürfen wir nunmehr mit Recht den Schluß machen: Wer sich durch keinen eiteln Schein blenden läßt; wer bey allen Sachen auf ihren innerlichen Werth sieht; wer die unerschöpfliche Quelle alles Guten, als das einzige recht vollkommene und allerhöchste Gut ehret; Wer nebst seiner eigenen, auch die allgemeine Wohlfahrt recht kennet, beyde klüglich und mit Nachdruck befördert; den beleet ein wahrhaftig edler und erhabener Geist.

M. Georg Christian Jbbeken,
Correct. in Oldenburg.

Mon

Montan und Lalage.

Eine Erzählung.

Montan und Lalagen trieb Lieb und Noth aufs Meer.

Nie liebte sich ein Paar so rein, so treu u. sehr,
 Als diese Zärtliche. Sie Schwuren oft, ihr Leben,
 Zum Zeichen ihrer Gluth, mit Freuden hin zu geben.
 Ich weiß nicht, hat die See den Schwur mit angehört?
 Genug, es kömmt ein Sturm, der ihre Ruhe stört.
 Die Wellen fangen an, sich so erhöh't zu thürmen,
 Als wollten sie die Welt, und nicht ein Schiff, bestürmen.
 Montan und Lalage, ganz aus sich selbst gesezt,
 Umfingen in der Angst sich noch zu guter Letzt,
 Und wollen noch umarmt, bey ihrem jähen Sterben,
 Eins an des andern Brust, aus Zärtlichkeit verderben.
 Du meines Glückes Rest und auch sein Inbegriff!
 So seufzt noch Lalage; darauf zerreißt das Schiff,
 Und mitten in dem Sturm, und mitten im Zerspalten
 Muß noch ein schmales Brett dieß arme Paar erhalten.
 Der Seesturm lagert sich. Sie schwimmen durch das Meer;
 Doch für ein kleines Brett war diese Last zu schwer.
 O! schrie Montan bestürzt, das Brett wird untersinken,
 Und beyde müssen wir, wenn eins nicht weicht, ertrinken.

O Probe voller Angst! wer soll nun in die See?
 Das Leben liebt Montan, auch liebt es Lalage;
 Noth ist für beyden nicht die Rettung zu vermuthen,
 Wenn eines leben soll, muß eines in die Fluthen.

Wer überwindet sich? Montan gewiß; doch nein.
 Ich, rief hier Kalage, will dein Erretter seyn;
 Doch daß du ewig weißt, daß dich mein Tod erhalten:
 So stoße mich ins Meer. Montan, nicht zu erkalten,
 Stößt auch das zärtlichste, das treueste Herz hinab.
 Doch edle Kalage, zu edel für dies Grab,
 Die See kennt deinen Werth, und läßt es dir gelingen,
 Und weiß dich ohne Brett gesund ans Land zu bringen.
 Hier trifft nun Kalage den Freund errettet an.
 Er sieht und bittet sie. O spricht sie: geh, Montan,
 Ich habe dich geliebt, dich durch das Meer geleitet,
 Das Leben dir geschenkt, du mir den Tod bereitet.
 Verlasse mich nunmehr, weil mich ein Herz betrübt,
 Das in der Ruhe zwar, doch in Gefahr nicht liebt.
 Sey stets beglückt, Montan! dich werd ich niemals hassen;
 Bestrafen will ich dich. Drauf hat sie ihn verlassen.

C. F. Gellert.

Auf einem Spieler.

Halb taumelnd von dem Wein, spielt Tonnat durch die
 Nacht,
 Bis ihn manch Paroli um Geld und Schlaf gebracht;
 Jedoch der Tag ersetzt, was ihm die Nacht verlohren.
 Sein gestriger Verlust giebt ihm den Kunstgriff an,
 Wie man kein Setleva nie mehr verlieren kann;
 O Spieler, lernts ihm ab! Er hat dieß Spiel verschworen!

C. F. Gellert.



Nach

Nachricht

von einer sonderbaren Begebenheit aus dem Canton Zürich.

— — — — Anstatt Ihres verlangten Urtheils über die Belustigungen des Verstandes und Witzes, will ich Ihnen mit einer historischen Nachricht von einer sonderbaren Begebenheit aufwarten, welche sich gegen das Ende des vorigen Jahres in unserer Nachbarschaft zugetragen hat. Einer von denen kleinen Schäferhunden, welche auf dem 130 Blatte der Belustigungen des Hornungs dieses Jahres beschrieben werden, hatte sich bis in unsere Gebürge verlaufen. Es war ein ziemlich lebhaftes Thierchen; es wedelte mit dem Schwanze, auf und nieder springend, und gab seine Wachsamkeit durch viele äußerliche Zeichen zu verstehen. Sein liebkosendes und schmeichlerisches Wesen, welches er vermuthlich in der sächsischen Luft angenommen hatte, da die Schäferhunde bey uns etwas rauh und ungeschlachtet sind, machte ihn bald bey einem von unsern Schäfern, welche an den Füßen der Berge die Heerde hüteten, so beliebt, daß er ihn, mit gutem Vertrauen auf seine Brauchbarkeit, in Dienste nahm. Im September oder October ungefähr ward er eines ehrbar gekleideten deutschen Mannes gewahr, der eine freye und heitere Stirn hatte, und mit einem natürlichen, aber etwas muntern Gange sich in der Ferne blicken ließ.

568 Nachricht von etner Begebenheit

ließ. Er hatte einige Gefährten aus den meisten Provinzen von Deutschland, und auch selbst aus einigen unserer Eidgenossenschaften bey sich, denen eine gleiche Freudigkeit aus den Augen leuchtete, welches allezeit ein Zeichen eines guten Gewissens ist. Einige unter ihnen waren sehr ernsthaft, und hatten ein philosophisches Ansehen. Andere waren etwas aufgeräumter und lebhafter. Verschiedenen blitze die Glut einer zärtlichen Liebe aus den buhlerischen Augen. Andere trieben, voller Schalkheit, ihren Spaß mit denen ihnen vorkommenden Gegenständen, an welchen sie etwas ungereimtes entdeckten und hatten ihr Gelächter darüber; da andere die bemerkten Thorheiten etwas ernstlicher ahneten, dabey aber doch noch immer liebreich blieben. Noch andere spielten mit den Thieren, die sie antrafen; wenn sich andere mit dem Singen einiger nach griechischer Art verfertigten Lieder vergnügten, oder auch Erzählungen aus den Welten der Dichter vorbrachten: Doch alle schienen etwas an sich zu haben, welches belustigte. Sie setzten ihren Gang unbesorgt fort, fest versichert, daß sie niemanden durch ihren Zug beleidigen, oder ihm einiges Unheil zufügen würden. Es schien, sie hätten sich bloß mit einander vergesellschaftet, eine Lustreise und keinen Feldzug, noch vielmehr einige Streiferey zu thun, wo sie auf Rauberey ausgehen oder ein Scharmüßel wagen wollten. Ihre Bewegung machte indeffen einiges Geräusch, welches den kleinen wachsamem Hund antrieb, seine Ohren zu spitzen, und zu lauschen, ob solches zunehmen möchte. Dieß geschah; und kraft seiner thierischen Vernunft,

wenn

wenn ich mich so ausdrücken darf, schloß er so gleich, sie möchten etwas feindseliges im Schilde führen, und wohl gar Parteygänger seyn. Hierzu kam, daß die Nacht eingebrochen war, da, wenn sich nur etwas regte, ihm solches gleich das Rauschen ihrer Füße zu seyn bedünkte, die er am Tage gesehen hatte; obgleich nur ein Wind durch die Blätter fuhr. Er fing daher, seiner Natur gemäß, grausam an zu lärmen und zu bellen, daß er fast heischer davon geworden. Durch dieses entsetzliche Gebelle wurde einer von denen beyden zürchischen Sterndeutern und Nativitätsstellern, die sich unter den Namen Erlenschach und Effinger berühmt zu machen beliebte, plötzlich aus dem Schlafe erwecket. Dem Vorgeben nach waren sie von einem Paar größerer Meister in der wahrsagerischen Kunst, verborgene Dinge aus den Sternen zu entdecken, auf die Warte gestellt worden. Diese beyden großen Meister wurden für die Seher des Landes gehalten, und stunden bey den benachbarten Dorffschaften in eben dem Rufe, als die flugen Frauen vor Zeiten. Sie hatten jenen befohlen, auf die poetischen Aspecten der deutschen Luft genau Achtung zu geben, damit diese hernachmals ihre Horoscopia desto besser darnach einrichten könnten. Andere versichern zwar, daß diese getreuen Handlanger die vorgegebenen Meister selbst wären, die sich, mittelst ihrer magischen Kunst, wie dort Proteus, von dem es hieß:

*Piet enim subito sus horridus, atraque tigris,
Squamosusque draco, et fulva ceruice leaena,*

nur eine andere Gestalt gegeben hätten, um nicht ihr Ansehen unter dem Volke zu verlieren: Doch

570 Nachricht von einer Begebenheit

will ich solches unbestimmt seyn lassen. So viel ist gewiß, ihr Kopf war mit lauter Wunderbaren angefüllt, und sie glaubten, sie sähen, zu einem glücklichen Zeichen, ein jeder um das Haupt des andern, eben ein solch leckendes Feuer, als Anchises um die Scheitel des Ascanius gewahr geworden:

Ecce leuis summo de vertice visus Iuli
Fundere lumen apex, tactuque innoxia molli
Lambere flamma comas, et circum tempora pasci,

welches sie denn auch mit dem Anchises oft zu feuzen bewogen:

Si pietate meremur,

Da deinde auxilium, pater, atque haec omnia firma.

So bald sich nur ein Stern schneuzte, und der entflammte zähe Dunst sich auf sie zulenkte, so bald sahen sie es für eins von den Zwillingsgestirnen, Castor und Pollux, an, welches ihnen einzeln, wie den Schiffern, wenn sie verbunden sind, einen guten Fortgang in ihrem Unternehmen prophezehte. Ich weis aber nicht, ob die poetische Anrufung des Herrn Bodmers in der Trauer eines Vaters:

Flieg du, o süßer Schlaf, von deinem Haus hernieder,
Mit einem sanften Fall mir auf die Augenlieder,

wo sie eher einen lohensteinischen Geist, da der Poet im Affecte künstelt, als die natürliche Sprache des Affects selbst, anzeigt, mehr Wirkung bey einem von diesen ausgestellten Aufsehern gethan hat, als bey diesem feuzenden Vater; oder ob er von dem langen und fruchtlosen Wachen müde, endlich, da er nichts Wunderbares an dem poetischen Horizonte gewahr geworden, sanft eingeschlummert war. Ge-

nug,

nug, er schlief; und es träumte ihn, wie er die Statthalterchaft über eine Insel antreten sollte, die ihm sein Herr, wenn er dereinst, aus einem Nativitätssteler, Selbsthalter des critischen Reichs geworden seyn würde, zu schenken versprochen hatte.

Sed variis portenta. Deum terroribus obstant.

Er glaubte, Wunderzeichen zu sehen, die vor dem Antritte seiner Regierung herglengen; einen feurigen Schwanzstern, der ihm ein Schrecken einjagte, weil er ihn entweder seinen nahen Tod, oder doch gewiß einen blutigen Krieg ankündigte. In dieser fürchterlichen Vorstellung und Bangigkeit des Herzens kam er durch das Gebelle des kleinen Hundes aus seinem Schlafe. So bald er die Augen in die Höhe schlug, siehe! so ward er eines lichten Strichs an dem heitern und gestirnten Himmel gewahr, welches ihm eine außerordentliche Lusterscheinung zu seyn dünkte, und ihn in das größte Erstaunen setzte. Er hatte sich noch von seinen Kinderjahren, die Erzählungen seiner Wärterinnen und alten Mähmen, von streitenden Heeren, brennenden Schwerdtern, rothen und flammenden Ruthen u. d. g. erschrecklichen Lustzeichen, die sie oftmals mit ihren eigenen Augen, am Himmel, zur Warnung der bösen Welt, gesehen zu haben betheuert, tief ins Gedächtniß geprägt. Seine eigene Einbildungskraft war auch für sich selbst schon so stark, daß sie sich, wie des Don Quixoten seine aus Mühlen ungeheure Riesen, also aus Buchhändlerzeichen aufgesteckte Kriegesfahnen bilden konnte. Durch das von dem Traume erregte Schrecken, und durch die Furcht, in welche er gerathen, wurde

972 Nachricht von einer Begebenheit

wurde sie noch wirksamer gemacht. Er fing daher an, erbärmlich zu schreien und mit einem kläglichen und mitleidenswürdigen Tone seinem Gefährten zuzurufen. Dieser, durch das jämmerliche Wehklagen seines Freundes bewegt, fragte ihn ganz bestürzt: was für ein unglücklicher Zufall ihm begegnet wäre? Ach! siehst du denn nicht, antwortete er, mit tiefgeholtten Seufzern, was für ein fürchterliches Zeichen am Himmel steht, welches unsere Alpen mit einer schweren Züchtigung bedrohet? Zugleich wies er ihm den hellen Strich, der ihm so grausam furchtbar vorkam. O! verfezte jener in der Geschwindigkeit, ehe er selbst noch recht gesehen hatte, was ihm gewiesen worden, um nur seinem Freunde einen Muth einzusprechen; wiewohl ihm selbst das Herz ängstlich anzuklopfen fing: Es ist ein *ignis fatuus*; und schwur dazu. Ehe er es aber heraus sagte, setzte er, weil er sich in der Eil nicht auf das hochdeutsche Wort *Jrrwisch* besinnen konnte, ein *Salva venia* bey. Dadurch stellte er sich, als wenn er züchtig thun, und die keuschen Ohren seines Mitgesellen nicht ärgern wollte, der es doch mit lächelndem Beyfalle anhören konnte, wenn er die mensles der deutschen Muffen vorbrachte, und von deren Auffangen redete. Was? ein *Jrrwisch*? rief ihm der andere entgegen. Nein, Bruder! es schlüpft nicht so über das stumpfigte Moor hin, wie unser großer Uebersetzer des göttlichen Miltons sagt. Siehe es nur recht an; es bleibt ja stehen, und der flammende Brand überströmt den ganzen Himmel; es ist ein häuendes Schwerdt, und schimmert wie
das

das Schwerdt Gottes hoch erhaben, fürchterlich wie ein Comet, welches an die östliche Seite des Paradieses, wo von Eden der leichteste Zugang hinauf steigt, nebst der cherubischen Wacht gelegt worden. O nun erkenne ichs erst, antwortete jener; doch sey unbesorgt; vermuthlich ist es ein seit einigen Jahren nicht unbekannter Nordschein, den die Naturkündiger für ein unreifes Gewitter halten. Eh! was? schrie der andere, ich dachte ein Nordschein! Du bist also fast eben so, wie die Deutschen, welche durch ihre Neigung zu philosophischen Wissenschaften und abgezogenen Wahrheiten, seit einiger Zeit so vernünftig und so schliessend geworden sind, daß ihr Verstand die Einbildungskraft unterdrückt. Sie wollen nichts wunderbares haben; es soll alles natürlich seyn. Nordschein hin, Nordschein her; ich sehe ein flammendes Schwerdt, welches sich also in eine feurige Ruthe verwandelt. Wenn es ja ein Gewitter seyn soll, so ist es gewiß ein reifes Gewitter, das über unsre Köpfe losschlägt, und uns durch seinen Donner tiefe Narben in das Gesicht graben, wo nicht gar zerschmettern wird. Hierauf erhob er, von einer gewaltsamen Furcht getrieben, von neuem ein gräßliches Geschrey, welches um so viel entsetzlicher klang, weil es von den angelegenen Bergen vielfach gebrochen wurde. Sein Gespann, der sich nun auch von der Ahndung eines nahenden Unglücks gerührt fühlte, stund ihm in diesem Geschreye treulich bey. Er that noch mehr, lief zu den nächsten Dörfern, und

574 Nachricht von einer Begebenheit

und nöthigte sie, die Sturmglocken zu läuten; denn er hatte gehört, daß durch das Läuten so wohl, als durch das Schreyen, die Luft heftig erschüttert würde, und die Gewitter also zertheilet werden könnten. Sie können leicht denken, h. S. daß dieser Rumor viel Volk müsse zusammen gezogen haben.

Ad vocem celeres concurrunt vndique telis
Indomiti agricolae.

Man erkundigte sich nach der Ursache dieses Lärms, und viele glaubten, das Wunderzeichen in einem eben so erschrecklichen, andere aber in einem noch fürchterlichern Lichte zu schauen, als man ihnen meldete. Die Einbildung, mit der Furcht vergesellschaftet, war bey den meisten geschäftig, und zeigte ihnen noch viel mehr Unglückszeichen, als je vor der Zerstörung Jerusalems hergegangen sind. Endlich trat ein ansehnlicher Hirt unter ihnen hervor, gleich dem, von welchem Haller sagt:

— Er lehrt die Kunst, was uns die Wolken tragen,
Im Spiegel der Natur, vernünftig vorzusehn;
Er kann der Winde Strich, den Lauf der Wetter sagen,
Und sieht in heller Luft den Sturm vom weiten wehn.
Er kennt des Mondes Kraft, die Wirkung seiner Farben,
Er weiß, was am Gebürg ein früher Nebel will.
Er zählt im März schon der fernen Erndte Garben,
Und hält, wenn alles mäht, bey nahem Regen still.
Er ist des Dorfes Rath —

So bald als sie ihn sahen, ward alles stille.

Silent et arrectis auribus adsunt.

Ihr

Ihr Männer von Zürich, was sein Anrede, machet euch doch nicht eine so alberne Furcht. Was euch da gewiesen worden, ist gar nichts fürchterliches, das euch mit den Horngerichten des Himmels drohet. Es ist die Milchstraße, welche wegen der häufigen kleinen Sterne, die da gleichsam zusammen gedrängt sind, und mit dem bloßen Auge nicht von einander unterscheidbar werden können, einen so weißen und hellen Streif machet. Ihr solltet sie erkennen, da unser Bodmer schon zu wiederholten malen in verschiedenen Liedern von ihr gesungen, daß sie

mit Sternenlicht gegründet,

Sich einem Gürtel gleich, um unsern Himmel windet.

Er schwieg; und die meisten erkannten ihren Irrthum. Einige wurden darüber beschämt; andere lachten über ihre Einfalt und Thorheit, daß sie sich so verblenden lassen; und viele spotteten des so abergläubischen und furchtsamen Sterndeuters, der einen solchen Auflauf erregt, als wenn die Alpengebürge bereits feindlich erstiegen worden, oder gar der Himmel einfallen wollte; noch andere aber fluchten der ausgestellten Wachten, die sie so unnöthig in ihrer Ruhe gestöhret hatten: Insgesamt aber eilten sie mit verschiedenen Regungen und Urtheilen, ein jeder nach seiner Heimath.

Inzwischen hatte der kleine Hund noch nicht zu bellen aufgehört. Er lief ganz leuchend bald nach der Gegend zu, wo er die Fremden herumwandeln gesehen, bald aber wieder nach seinem Herrn, ihm dadurch anzeigend, daß er von da her etwas verdächtiges

ges spüre. Unsere durch ihre vorige Verblendung annoch verwirrten Sterndeuter merkten solches nicht eher, als da sie wiederum allein waren. Sie drehten ihr Gesicht nach der Gegend, wohin der kleine Hund so oftmals lief, und entdeckten daselbst, zu einer neuen Bestürzung, die obgedachte Gesellschaft, welche sich bey anbrechendem Tage wieder sehen ließ. Was konnte natürlicher seyn, als daß sie, von den ersten schreckhaften Ideen noch nicht völlig befreyet, solche für ein feindliches Heer herrenloser Klopsechter ansahen, welche wider sie im Anzuge wären. Der, dem die Statthalterschaft über die Insel in dem critischen Reiche noch im Kopfe steckte, glaubte nicht anders, als daß dieses die Leute seyn würden, welche ihm solche wollten streitig machen, und ihm durch den feurigen Schwanzstern im Traume waren vorbedeutet worden. Es hatte der zürcherische Sammler critischer, poetischer und anderer geistvollen Schriften, der sich, wie Romulus, eine Stadt von verlaufenen Leuten aufrichten wollte, die sich in ihrem Vaterlande nicht sicher sehen lassen durften, eine Ermahnung an dieselben ergehen lassen. Er hatte ihnen in den schweizerischen Gebürgen Sicherheit versprochen, wo sie gleichsam in einem Sinsverhalte verborgen liegen und ihre Landesleute, die sie etwan, wegen ihrer poetischen und grammatischen Verbrechen, zur Strafe ziehen möchten, desto unverwarnter anfallen könnten. Seine Absicht war, wenigstens ein Catilina in dem critischen Gebiehte zu werden, und die geschickten Sachsen und Schlesier, wie er ihnen aus Darstellung schmeichelte, wider ihre

Mit-

Germanien von ihrem kleinen Goliathes Hohn frey
 lassen, wenn er nicht durch ein hitziges Fieber
 in seinem fasetaden Reden, wäre dahingerissen wor-
 den. Was war zu thun? Vor Furcht sahen
 sie schon, daß der Angriff geschah. Sie wollten
 von neuem schreyen, besorgten aber, daß niemand
 auf ihr Rufen weiter hören, sondern ein jeder sie
 nur auslachen und verspotten würde. Damit sie
 inbessen doch nicht ungerochen stürben, so sann
 sie auf eine Gegenwehr. Sie sahen, daß diese
 Leute reinlich und sauber gekleidet waren. Es be-
 dunkte sie also, dieselben von ihren Gebürgen an-
 halten abhalten zu können, wenn sie solche, wie
 Gemals die Holländer einige ihrer indianischen Fein-
 de, mit Töpfen voller Unreinigkeit behielten.
 Den Augenblick schickten sie einige Hirtenjungen
 fort, ihnen stinkenden Zieger, faule Eyer und
 vermoderte Aepfel zusammen zu tragen, welche
 sie auf ihre Feinde losschleßen wollten. Sie ver-
 vollwerkten sich damit aufs beste. Und da sie am
 eifrigsten damit beschäftigt waren, so lief einem
 von ihnen der kleine Hund zwischen die Beine, daß
 er dadurch ins Stolpern kam, an seinen Gehülften
 stieß, und beyde also in ihre eigene Waffen fielen.
 Sie zerquetschen solche gänzlich; und weil sie gerade
 vorwärts gefallen, so färbten sie ihr Gesicht mit
 dem flüssigen Safts der Eyer, und der damit ver-
 mengten zähen Materie des Ziegers und der Aepfel,
 über und über; eine liebliche Schminke, die ihnen
 ein so reizendes Ansehen gab, daß die Hüttenna-
 ben,

ben, als sie sich wieder in die Höhe richteten, ihr Vergnügen darüber mit einem heftigen Händeklatschen und lauten Gelächter an den Tag legten.

I nunc ingratis offer te, irrise, periclis.

Den weitern Verlauf kann ich Ihnen vielleicht auf ein andermal berichten. Ich habe ich u. u.

Schaffhausen, den 28 März

1742.

M. O. J. . r.

Eine anakreontische Ode.

Sieht der neubewachsenen Erden
 Garte Kleidung blaulicht werden!
 Weil der Weilgen Purperprache
 Zwischen Gras und Blättern lacht.

An den Brunnen, an den Bächen,
 Läßt uns nur die Schönsten brechen!
 Bindet einen schönen Strauß,
 Auf das nächste Fest daraus.

Erstling von des Frühlings Schätzen,
 Weilgen, Blume voll Ergögen,
 Weilgen, komm und stirb mit Lust
 An der schönen Eploris Brust.



• • •

Verzeichs

Verzeichniß

der in

diesen sechs Monaten enthaltenen Stücke.

Im Jenner.

- 1 Vorrede von M. Joh. Joach. Schwaben.
- 2 Schreiben an den Herausgeber, wegen des weggelassenen Registers zum ersten Bande, nebst einem Register der merkwürdigsten Sachen zum 2 Theile der Belustigungen. 15 Seit.
- 3 Die geliebte Freundin. 20 S.
- 4 Betrachtungen über den Beruf von M. Räßnern. 27
- 5 Größe des Schöpfers in dem Weltgebäude von C. F. Meander. 39
- 6 Untersuchung von dem unphilosophischen Leben der Weltweisen durch M. Steudnitzern. 42
- 7 Ode auf die Freundschaft. 64
- 8 Der junge Herr, drittes Stück. 68
- 9 Der Ehestand. 78
- 10 An die Jgfr. Thomasia in Nürnberg. 79
- 11 Beweis, daß ein Feigherziger kein Soldat werden solle, von M. T. G. R. 80
- 12 Der Sperling und die Taube, eine Fabel von C. F. Gellert. 100
- 13 Drey anakreontische Oden. 103

Im Hornung.

- 1 Nachricht des Herausgebers, nebst einem Sendschreiben an ihn.
- 2 Der Mißbrauch der Dichtkunst. 106
- 3 Wohl-

3	Wohlbegründeter Vorschlag, wie die müßigen klei- nen Gelehrten, als Mitglieder der besten Welt sehr wohl zu nutzen sind, von J. C. S.	113
4	Elegie auf den Geburtstag ihres lieben Mannes, aufgesetzt von C. S. G.	142
5	Parodie des Ehemannes auf das vorhergehende	145
6	Sendschreiben an den jungen Herrn, wegen einer Historie der Moden von M. Kästner.	148
7	Der Adler und der Tigger, eine Fabel.	158
8	Lobschrift auf Amoretten, ein Schooßhündchen von Martin Scribler, dem jüngern	160
9	Philosophische Gedanken	172
10	Gedanken von einem guten deutschen Briese an den Herrn F. H. v. W. von C. F. Gellert.	177
11	Der Hund, eine Fabel von Ebdemselben.	190

Im Märzmonate.

1	Die Tugend, eine Ode	195
2	Beweis, daß diese Welt unter allen die beste sey	197
3	Die Liebe, eine Ode von M. C. A. S.	222
4	Das Meisterspiel im Lomber, ein Heldengedichte, die sechs ersten Bücher.	224
5	Ein Gedicht zur Vertheidigung der Reime von M. Abraham Gotthelf Kästner.	240
6	Der junge Herr viertes Stück	245
7	Wider die Sehnsucht nach zeitlichen Vortheilen, eine Ode	259
8	Schreiben an den Herausgeber nebst einem Schrei- ben an einen guten Freund.	263
9	Gedanken über die Verläumdung und die Spöte- teren.	270
10	Einladung zu einem Spaziergange im Hornung 1742. von M. Kästner.	282

H Der

- 21 Der Canarievogel und die Lerche, eine Fabel von
C. F. Gellert. 283
- 22 Lobſchrift auf die böſen Männer. 284

Im Aprilmonate.

- 1 Die Ehrentitel, ein Gedicht, von Kaiſern. 291
- 2 Ein Auszug aus der Chronik der Dörflins Querculequitch, an der Elbe gelegen, von Martin Scriblern, dem Jüngern. 300
- 3 Das Landleben, von J. F. Zernitz. 318
- 4 Der Unterſchied des Erhabenen in einer Rede, nach des Hermogenes und Longins Grundſätzen, von M. Joh. Georg Walther. 320
- 5 Schreiben an einen Freund, daß die Mathematik einem Dichter nützlich ſey, von Johann Elias Schlegeln. 337
- 6 Schreiben an den jungen Herrn. 344
- 7 Auf Doris. 352
- 8 Die ungleichen Freunde, eine Fabel. 359
- 9 Des Meiſterſpiels im Lomber, ſechs letzten Bücher von C. F. S. 354
- 10 Zween Wandrer, eine Fabel von C. F. Gellert. 380
- 11 Phyllis an Silvanern. 383
- 12 Eine anacreontische Ode. 384

Im Maymonate.

- 1 Die Schmeicheln, ein Lehrgedichte. 387
- 2 Sendſchreiben, darinnen unterſuchet wird, ob der Scherz über den ephesiſchen Tempel der Diana bey den Alten artig oder abgeſchmückt ſey, von M. Tulipe. 396
- 3 Schö-

- 4** **Schlageredichte** auf den Abschied einiger guten Freunde von Gottlob Benj. Strauben 412
4 **Eiuge. Pflichten** der Mannspersonen, in Absicht auf das Frauenzimmer, auf eine neue, kurze, deutsche, bindige und angenehme Art erwiesen von M. Kästnern. 416
5 **Betrachtung** bey Gelegenheit des Kometen. 428
6 **Verweis**, daß der Verfasser der Lettres germaniques wirklich so gestorben, wie in der Vorrede erzählt wird, von M. Abraham Gotthelf Kästner. 429
7 **Philosophisches Sendschreiben** über eines ungenannten Verfassers vernünftige Gedanken von der natürlichen Freyheit, von Johann Michael Heintze. 430
8 **Die Blumen** und die Göttin Flora, eine Fabel. 453
9 **Der Spiegel.** 455
10 **Ein Schreiben** von vernünftiger Erlernung der Sprachen und Wissenschaften auf niedern Schulen von Jrenäus Mastigophorus. 456
11 **Die ihre Nützlichkeit** löbende Poesie von Johann Samuel Portmann. 466
12 **Allegorie** von den Widersprechungen in der Liebe von Joh. Joach. von Kreuzberg. 471
13 **Das Pferd** und die Bremse, eine Fabel von C. F. Bellert. 476
14 **Silvanus** an die Phyllis. 478
15 **Herrn Schröflugs** Urtheil abgelehnt von M. Tullipe. 480

In Brachmonate.

- 1** **Der falsche Orthodoxe** von Gottlob Benjamin Strauben. 483
2 **Bere**

- 2 Vernünftige Gedanken von dem Selbstmord-Verbrechen,
aufgesetzt von M. Joh. Chr. Decker. 490
- 3 Die Zufriedenheit, eine Ode von M. C. N.
Schmide. 511
- 4 Von der gezwungenen dankten Schreibart, nebst ei-
ner Ode auf einen Schulmeister aus dem Quinti-
lian. 513
- 5 Des deutschen Dichterkrieges Zweytes Buch, von
N. S. D. 518
- 6 Sendschreiben an den Herrn Rittmeister von B.
ins Lager nach Böhmen von C. F. Gellert. 541
- 7 Lebenslauf eines Märtyrers der Wahrheit 544
- 8 Die Ruhe von Ch. F. Neandern 554
- 9 Versuch einer wahren Abbildung edler und erha-
bener Geister von M. Georg Christian Job-
beken. 558
- 10 Montan und Lalage, eine Erzählung von C. F.
Gellert. 563
- 11 Auf einen Spieler von Ebendemselben 566
- 12 Nachricht von einer sonderbaren Begebenheit in
dem Canton Zürich, von M. O. J. 567
- 13 Eine anakreontische Ode. 579



DATE ISSUED

DATE DUE

DATE ISSUED

DATE DUE

APR

1970



DEC 28 1972

